

Wolfgang Berg  
Geboren, um zu leben

# Vorwort

„**Geboren, um zu leben**“ – Worte die eine tiefe Bedeutung in sich tragen. Sie erinnern daran, dass das Leben ein kostbares Geschenk ist, das wir bewusst genießen und in vollen Zügen auskosten sollten. Jeder Tag bietet neue Chancen: unsere Träume zu verfolgen, Beziehungen zu vertiefen und die kleinen, wunderschönen Momente des Alltags zu schätzen. Auch wenn das Leben manchmal herausfordernd sein mag – wir sind nicht hier, um lediglich zu existieren – wir sind hier, um wirklich und bewusst zu leben.

Diese Botschaft passt nicht nur perfekt zu diesem Buch, sondern ganz besonders auch zu Band 3 („Frontmann“) der Trilogie. Obwohl es sich bei beiden Romanen um eine spannende Mischung aus Realität und Fiktion handelt, basieren sie auf den wahren Erlebnissen von Max Bört, der zentralen Figur der Erzählungen. Durch kreative und packende Details werden die Geschichten so lebendig, fesselnd und authentisch geschildert, dass die Wahrheit dabei nicht aus den Augen verloren wird. Band 3 besticht zusätzlich durch nahezu originale Briefwechsel und Szenen, die das Leseerlebnis noch intensiver und glaubwürdiger machen.

Viel Freude beim Lesen!

A handwritten signature in black ink, appearing to read "Wolfgang Illeg". The signature is fluid and cursive, with "Wolfgang" on top and "Illeg" below it, though the lines are somewhat interconnected.

Wolfgang Berg

**GEBOREN, UM ZU LEBEN**

© 2025 Wolfgang Berg

Umschlaggestaltung und Illustration: Wolfgang Berg

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:  
tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: Wolfgang Berg, Heide 165, 03185 Drachhausen, Germany .

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung: [berg.wolfgang@t-online.de](mailto:berg.wolfgang@t-online.de)

ISBN: 978-3-384-14850-6

## KRIEG

Wilhelmine wartete mit großer Sehnsucht auf eine Nachricht von Paul, ihrem Ehemann. Es war das Jahr 1943, und er war an der Ostfront stationiert – in einer Zeit, die von den Schrecken des Krieges geprägt war. Lange schon hatte er sich nicht gemeldet, und jegliches Lebenszeichen von ihm blieb aus. In seinem letzten Brief erwähnte er die Rasputiza – jene Zeit im Herbst, in der anhaltender Regen die Landschaft nahezu unpassierbar machte. Er beschrieb, wie diese Bedingungen den Krieg nicht nur erschwerten, sondern ihn geradezu unmenschlich erscheinen ließen. Die Mitteilung war knapp und enthielt keine weiteren Details, was Wilhelmines Sorgen keineswegs minderte. Angsterfüllt stellte sie sich die quälende Frage: „Ist ihm vielleicht etwas zugestoßen? Und was genau suchen wir eigentlich in diesem fremden Land, was treibt uns dorthin, und was ist unser wirkliches und eigentliches Ziel in diesem Krieg?“

Tag für Tag erwartete sie den Briefträger in der Hoffnung auf ein Lebenszeichen ihres Mannes, wohl wissend, dass der Erhalt eines Schreibens von seinen Vorgesetzten das Schlimmste bedeuten würde. Diese Briefe, die so vielen Frauen und Müttern unsägliches Leid zufügten, trugen meist die niederschmetternde Botschaft: „Er ist für Führer, Volk und Vaterland gefallen.“

Eines Tages erhielt Wilhelmine eine erschütternde Nachricht, die ihr das Herz brach: Ihr Mann Paul war in einer erbitterten Schlacht schwer verwundet worden, teilte sein Vorgesetzter ihr mit. Seine Verletzungen waren so schwer, dass er sein rechtes Bein verloren hatte. Die Ärzte kämpften mit aller Kraft und großem Einsatz um sein Leben, doch die Situation war kritisch. Für Wilhelmine war dies ein unvorstellbarer Schock. Die Ungewissheit, ob Paul diesen schweren Kampf überleben würde, brachte sie an den Rand der Verzweiflung.

Die ständige Ungewissheit nagte unaufhörlich an ihr, fraß sich tief in ihre Gedanken ein und machte es ihr nahezu unmöglich, den sorgenvollen und bedrückenden Gedanken über seinen Zustand auch nur für einen Moment zu entkommen.

Erst nach einiger Zeit erhielt sie ein Schreiben aus einem Lazarett in Goslar, das von ihm selbst verfasst war. Diese Botschaft brachte ihr nicht nur spürbare Erleichterung, sondern schenkte ihr auch neuen Mut und Hoffnung. Tief berührt von seinen Worten äußerte sie den dringenden Wunsch, ihn so schnell wie möglich besuchen zu dürfen, um sich persönlich ein Bild von seinem gesundheitlichen Zustand zu machen. Allerdings sollten noch vier lange und schmerzhafte Monate vergehen, bevor sein Gesundheitszustand einen Besuch seiner Frau erlaubte. Schließlich war es am 23. Februar 1944, dem vierten Geburtstag ihres erstgeborenen Sohnes, endlich soweit: Sie durfte ihren Mann wiedersehen. An diesem Tag nahm auch die Geschichte von Max Bört ihren Anfang.

\*

**M**a n einem trüben und nasskalten Novembertag des Jahres 1944 wurde Max geboren. Seine Geburt war nicht geplant, vielmehr war seine Existenz dem Zufall geschuldet und niemand hatte ernsthaft damit gerechnet. Später sollte er mit einem nachdenklichen Lächeln bemerken: „So war es wohl vorherbestimmt. Es sollte so sein.“

Die Umstände seiner Geburt fielen in eine Zeit des Krieges, eine dunkle und entbehrungsreiche Phase der Geschichte. Seine Eltern verfügten kaum über das Nötigste, um die bereits fünfköpfige Familie zu ernähren. Die drei älteren Geschwister im Alter von zwei, vier und fünf Jahren litten bereits unter erheblicher Unterernährung und waren häufig erkrankt. Und nun ein weiteres Kind?

Offiziell gab es keine Lebensmittel mehr zu kaufen, von Kleidung oder anderen wichtigen Dingen ganz zu schweigen. Es war zweifellos eine Zeit, geprägt von äußersten Entbehrungen. Doch trotz dieser

schwierigen Bedingungen fand die Familie immer wieder Momente der Hoffnung und des Zusammenhalts. Wilhelmine, eine Frau von unerschütterlicher Stärke, machte es sich zur Aufgabe, das Beste aus der Situation zu machen und ihre Kinder mit Liebe und Geschichten zu trösten. Sie erzählte ihnen von besseren Zeiten, von einer Welt ohne Krieg und Sorgen, und diese Erzählungen wurden zu kleinen Fluchten in eine hoffnungsvollere Zukunft. Max, der damals noch ein Säugling war, wuchs in einer Atmosphäre auf, die von Mut und Widerstandskraft geprägt war – Eigenschaften, die ihn später in seinem Leben begleiten und stärken sollten.

\*

**W**ährend der letzten Kriegstage kam es in Burg zu erbitterten und heftigen Kämpfen zwischen russischen und deutschen Truppen. Diese prägten nicht nur die Landschaft, sondern auch das Leben vieler Menschen. Mitten im Geschehen befand sich eine Familie mit vier kleinen Kindern, darunter Max, der diese Zeit noch im Kinderwagen verbrachte, auf der verzweifelten Flucht vor dem Krieg. Zunächst hatten sie sich in einer Scheune auf den Wiesen zwischen Werben und Burg versteckt, in der Hoffnung, dort Schutz zu finden. Doch diese trügerische Sicherheit währte nicht lange, denn deutsche Soldaten bezogen dort Stellung und schon bald begann ein blutiges Feuergefecht mit den anrückenden russischen Truppen, das sie zwang, die Scheune fluchtartig zu verlassen.

Wilhelmine und ihr Ehemann, dessen Genesung nach der Beinamputation noch in den Anfängen steckte, waren gezwungen, sich unter ständigem und erbarmungslosem Artilleriebeschuss, der keine Pause zu kennen schien, mühsam und erschöpft durch die chaotischen und unübersichtlichen Wiesen zu kämpfen. Ihr Weg führte sie über Gräben und Fließe, deren Brücken längst durch Sprengungen zerstört worden waren, sodass kein intakter Übergang mehr existierte. Mit Angst im Nacken und unter größten Strapazen erreichten sie schließlich ihr eigenes Wohnhaus. In dem Spreewaldhaus suchten sie ver-

zweifelt Zuflucht hinter den dicken, massiven Bohlen der Außenwand. Diese notdürftige Barrikade bot einen gewissen Schutz vor den einschlagenden Kugeln, doch die Gefahr war allgegenwärtig, und die vermeintliche Sicherheit erwies sich schnell als trügerisch. Es war Pauls Erfahrung aus dem Krieg zu verdanken, dass die Familie am nächsten Tag unverletzt das Haus verlassen konnte. Er wusste genau, wo man Schutz finden konnte – und dass die Ehebetten, die inzwischen vom Beschuss gezeichnet waren, keinesfalls ein sicherer Ort waren. Trotz der weiterhin unübersichtlichen und lebensgefährlichen Lage setzte die Familie ihre Flucht fort. Ihr nächstes Ziel war Burg Kauper, wo Frau Günther, eine langjährige und treue Freundin der Familie, ihnen großzügig ihre Hilfe angeboten hatte. Der Weg dorthin war gefährlich und beschwerlich, doch die Hoffnung auf Unterstützung gab ihnen die nötige Kraft, weiterzugehen.

Die Eltern werden niemals über die schrecklichen Erlebnisse und die bedrückenden Schrecken dieser dramatischen Tage sprechen – weder im Detail noch in vorsichtigen Andeutungen. Es kommt ihnen schlicht und einfach nicht über die Lippen, als wären die Erinnerungen zu schmerhaft, zu belastend und zu zerstörend, um sie in Worte zu kleiden. Und die Kinder? Sie haben diese dunklen Tage wie durch ein Wunder entweder vollkommen vergessen oder wurden, wie es scheint, von ihrer kindlichen Naivität, Sorglosigkeit und Unbekümmertheit geschützt und bewahrt.

Doch ein Satz von Wilhelmine, den sie später in ihren Memoiren mit Bedacht niederschreibt, ist bezeichnend, zutiefst erschütternd und spricht Bände:

*„Ich möchte es mir ersparen, über einzelne schreckliche Erlebnisse zu berichten.“*

Dieser Satz verdeutlicht auf eindrückliche Weise, wie tief die Wunden der grausamen Erlebnisse sitzen, wie unaussprechlich der Schmerz jener Tage ist und wie unmöglich es scheint, diese Qualen jemals zu verarbeiten. Dennoch hatte sie Details niedergeschrieben, die es ermöglichten, diese kleine Schilderung zu verfassen.

## KINDERJÄHRE

**M**ax hat die Geschehnisse des Dritten Reichs nicht bewusst mit erlebt, ebenso wenig wie den Beginn der neuen Ära, die durch den von den Russen auferlegten Kommunismus geprägt war. Seine frühesten Erinnerungen sind mit dem Ort Trebendorf verknüpft, wo seine Eltern nach dem Krieg versuchten, sich ein neues Leben in der Landwirtschaft aufzubauen. Rückblickend sind es nur wenige, jedoch besonders prägende Erinnerungen, die sich unauslöschlich in sein Gedächtnis eingegraben haben.

Trebendorf war ein Ort mit einer relativ einfachen Verkehrsanbindung und einem schlichten innerörtlichen Wegenetz. Die umliegenden Bauernhöfe hinterließen einen wenig vorteilhaften Eindruck und wirkten eher bescheiden. Obwohl die Infrastruktur des Ortes nicht besonders ausgeprägt war, strahlte er dennoch einen eigenen Charme aus. Dieser wurde insbesondere durch das Schloss geprägt und verlieh dem Ort eine gewisse Einzigartigkeit. Der Schlossteich bot den Kindern eine willkommene Abwechslung. Im Sommer fuhren sie in einer Blechbadewanne darauf Boot, im Winter spielten und tobten sie auf dem Eis. Allerdings waren die Möglichkeiten der Freizeitgestaltung in Trebendorf begrenzt. Die Erwachsenen bezeichneten den Ort deshalb gelegentlich als „tote Hose“ – aus Sicht der Kinder war dies jedoch kaum von Bedeutung.

Mit der Zeit wurde Max bewusst, welche außerordentlichen Anstrengungen seine Eltern unternommen hatten, um wirtschaftlichen Erfolg zu erzielen und ihren Kindern ein besseres Leben zu ermöglichen. Er verstand, dass ihre Kräfte oft an ihre Grenzen stießen, doch die Entbehrungen der Nachkriegszeit ließen ihnen keine Wahl. Ihr Ziel war es, ihrer Familie die Not und das Leiden zu ersparen, die frühere Ge-

nerationen erlebt hatten, und ihnen eine chancenreiche Zukunft zu ermöglichen.

In späteren Gesprächen mit seiner Mutter Wilhelmine erkundigte sich Max nach vergangenen Ereignissen, insbesondere nach den frühen Jahren in Trebendorf. Damals war Wilhelmine gesundheitlich stark beeinträchtigt und auch Max selbst hatte mit Krankheiten zu kämpfen, die ihn ans Bett fesselten. Vor allem erinnerte er sich an ein Mädchen, das sich mit großer Fürsorge um ihn kümmerte und ihm durch seine Freundlichkeit Trost und Zuversicht spendete.

Wilhelmine beschrieb die damalige Situation:

„Der Raum war dunkel und feucht. Max lag in einem eisernen Gitterbett, das direkt neben der Eingangstür stand. Der poröse, alte weiße Lack des Bettgestells saugte die Feuchtigkeit der Umgebung auf und verfärbte sich mit der Zeit gelblich-braun. Ohne fremde Hilfe war es ihm nicht möglich, das Bett zu verlassen; er war vollständig auf die Unterstützung anderer angewiesen. Das wenige Licht, das durch das einzige Fenster drang, vermochte den Raum kaum zu erhellen und ließ ihn düster erscheinen.

„Die Wände des Zimmers waren in einem schlechten Zustand. An mehreren Stellen war der Putz abgefallen, sodass feuchte, rote Mauersteine sichtbar wurden. Die noch intakten Bereiche waren mit dunkelgrüner Ölfarbe bestrichen, die jedoch durch die Feuchtigkeit beschädigt und aufgeplatzt war. Schwitzwasser zog sich in schmalen Rinnensalen die Wände hinab. Dies wurde durch die plötzliche Hitze des mit Rohbraunkohle befeuerten Eisenofens verursacht, der den Raum beheizte. In den Bereichen ohne Putz wurde die Feuchtigkeit von den Ziegelsteinen aufgenommen, während sie an intakten Stellen ungehindert bis zum Boden lief.

Irmgard, ein Schulmädchen, übernahm nach dem Unterricht die Aufgabe, sich um Max zu kümmern. Später erzählte sie, dass er oft durch die Gitterstäbe seines Bettes griff, das Schwitzwasser von der Wand aufnahm und von seinen Händen leckte. Seine Mutter hatte

wenig Zeit für ihn und übertrug die Verantwortung für seine Pflege seinen älteren Brüdern. Diese spielten jedoch lieber draußen mit anderen Kindern, anstatt sich um den kleinen Max zu kümmern. Irmgard hingegen widmete sich hingebungsvoll seiner Versorgung.

Wilhelmine fand es bemerkenswert, dass Max sich noch an Irmgard erinnern konnte. Sie hatte damals viel Zeit mit ihm verbracht, sich fürsorglich um ihn gekümmert, regelmäßig mit ihm gespielt und ihm sogar das Laufen erneut beigebracht – eine Fähigkeit, die er während der belastenden und entbehrungsreichen Nachkriegsjahre verloren hatte. Bis Weihnachten hatte sich die Lebenssituation für Max bereits deutlich verbessert, was ihm seine Mutter in Gesprächen in Erinnerung rief.

## HEILIGABEND 1947

Im Foyer des Schlosses versammelten sich die Bewohner von Trebendorf in großer Zahl, um den Worten des Pfarrers gespannt zu lauschen. Geduldig harrte Max an der Seite seiner Großmutter aus und wartete sehnüchsig auf das Erscheinen des Weihnachtsmanns, der jedoch erst nach der Messe erwartet wurde. Seine Großmutter sang derweil mit tief empfundener Hingabe und sprach die Gebete mit einer solchen Begeisterung, dass es fast so schien, als wetteifere sie mit dem Pfarrer. Mit sichtbarem Stolz trug sie dabei ihren kunstvoll gearbeiteten Rosenkranz, eine Gebetskette mit einem Kreuz und insgesamt 59 Perlen, die sie demonstrativ über ihrem Mantel präsentierte.

Als Kind fiel es Max schwer, die tiefere Bedeutung und den Sinn der Lieder und Gebete zu erfassen. Mit der Zeit wurde ihm jedoch allmählich bewusst, dass das jahrhundertealte und teils schwer verständliche Vokabular dennoch bedeutungsvolle Botschaften transportierte: Wünsche nach Wohlergehen, insbesondere für die Kinder, so-

wie nach Frieden auf der Welt. Zugleich erkannte Max jedoch auch, dass diese gut gemeinten Wünsche oft unerfüllt geblieben waren. Der Pfarrer verfolgte zweifellos den edlen Anspruch, seinen Zuhörern durch seine Gebete Trost und innere Ruhe zu spenden. Dennoch war es wenig realistisch, davon auszugehen, dass seine wohlmeinenden Worte in Max Leben oder dem anderer Anwesender eine greifbare Wirkung entfalten würden. Abgesehen von Max 18-monatigem Militärdienst, der der intensiven Vorbereitung auf einen möglichen Krieg gegen den sogenannten „Klassenfeind“ diente, wurden Konflikte in Deutschland glücklicherweise weitestgehend friedlich beigelegt.

Doch diese Gedanken, die Max erst später als Erwachsener beschäftigten, spielten bei dieser Messe keine Rolle. Hier im Schloss herrschte eine bemerkenswert friedliche und zugleich feierliche Stimmung. Als schließlich die bekannten Weihnachtslieder „Stille Nacht“ und „O du fröhliche“ angestimmt wurden, ließ Max sich von der Atmosphäre mitreißen und begann spontan mitzusingen. Die festliche Stimmung und der ergreifende Gesang berührten ihn so sehr, dass er seine eigene Melodie anstimmte. Doch offenbar traf er dabei nicht den richtigen Ton, denn seine Oma flüsterte ihm mit einem wohlwollenden, aber bestimmten Unterton ins Ohr: „Max, psst – sei leise!“

Max nahm die Mahnung seiner Großmutter unmittelbar zu Herzen, hielt sich brav an ihrem langen Mantel fest und begann, die zahlreichen Besucher eingehend zu betrachten. Seine neugierigen Blicke wanderten durch den Raum, bis sie schließlich an einem imposanten Elefantenkopf hängen blieben. Zu jener Zeit wusste Max noch nicht, dass es sich dabei um eine Jagdtrophäe des ehemaligen Schlossherrn Gneomar von Natzmer handelte. Der gewaltige Kopf mit dem beeindruckenden Rüssel und den einschüchternden Stoßzähnen, die weit in den Raum hineinragten, faszinierte ihn zutiefst.

Jenes Weihnachtsfest sollte der einstige Schlossherr jedoch nicht mehr in seinem prunkvollen Anwesen verbringen. Infolge der politischen Entwicklungen war er in diesem Teil Deutschlands nicht län-

ger willkommen und hatte sich bereits in den Westen des Landes zurückgezogen. Als kleines Kind hatte Max von derartigen politischen Zusammenhängen und Ereignissen keinerlei Kenntnis, und in diesem Alter wäre es Max vermutlich auch gleichgültig gewesen.

Der imposante Elefantenkopf zog ihn auf eine Weise in seinen Bann, der er sich einfach nicht entziehen konnte. Seine Augen blieben wie gefesselt an diesem außergewöhnlichen Objekt haften. Mit zunehmender Unruhe rückte Max schließlich näher an seine Großmutter heran. Seine wachsende Angst wurde immer deutlicher spürbar – so laut und eindringlich, dass sie sogar die Predigt des Pfarrers übertönte. In Anbetracht der Situation nahm seine Großmutter ihn entschlossen unter ihren Arm und trat gemeinsam mit seinen Brüdern den Rückweg an.

Zu Hause erwartete Max und seine Geschwister schon der Weihnachtsmann. In Wirklichkeit war dieser Förster Wodke, der durch seine charakteristisch geröteten Wangen, seine markante Knollennase sowie seine langen weißen Haare und seinen eben so weißen, langen Bart auch von den Kindern leicht zu erkennen war. Er übernahm diese Rolle jedes Jahr mit großer Freude, da weder Schminke noch ein aufwendiges Kostüm erforderlich waren. In den entbehrungsreichen Jahren der Nachkriegszeit war es für ihn zudem ein besonderes Geschenk, an diesem Abend nach Herzenslust essen zu können.

In diesem Moment war für Max die Welt wieder vollkommen in Ordnung. Bis zum Schlafengehen spielte er ausgiebig mit dem Geschenk: einem kunstvoll geschnitzten Pferdestall mit detailgetreu gearbeiteten Pferden. Dieses „Kunstwerk“ hatte Max Vater in mühevoller Handarbeit selbst geschaffen. Später erzählte er Max, dass er eigentlich nicht besonders künstlerisch begabt sei und nur aus der Not heraus gehandelt habe. Für Max jedoch war dieses Spielzeug das Schönste, das er je besessen hatte, und es blieb ihm unvergesslich. Genauso unvergesslich war es, unter dem liebevoll geschmückten Weihnachtsbaum zu sitzen, während sein Vater Geige spielte und alle anderen – einschließlich des Försters in seiner Rolle als Weihnachts-

mann – die traditionellen Weihnachtslieder voller Begeisterung mitsangen. Ein weiterer Moment, der diesen Tag für Max so besonders machte, war das gemeinsame Essen mit der ganzen Familie. Der festlich gedeckte Tisch, das köstlich duftende Weihnachtssessen und die herzliche Atmosphäre blieben ihm für immer im Gedächtnis. Es war nicht nur das Essen selbst, sondern auch die Geschichten und Erinnerungen, die an diesem Abend geteilt wurden und den Moment so einzigartig machten. Besonders deutlich erinnerte sich Max an die Erzählungen des Försters von früheren Wintern in seiner pommerschen Heimat und daran, wie Weihnachten früher gefeiert wurde. Und dann erzählte er von seiner Flucht und hatte dabei Tränen in den Augen. Diese Geschichten weckten in Max eine tiefe Dankbarkeit dafür, in einem so liebevollen Zuhause aufzuwachsen. Das registrierte er allerdings erst viel später.

## DIE NEUE WOHNUNG

**S**chon beim Betreten der neuen Wohnung war Max von ihrem außergewöhnlichen Charme und der einladenden Atmosphäre überwältigt. Nach mehreren Monaten in zwei kühlen und feuchten Räumen fühlte sich diese Wohnung wie ein luxuriöses Refugium an, das all seine bisherigen Erwartungen übertraf. Besonders beeindruckend war die Futterküche im Erdgeschoss, die eine beinahe magische Anziehungskraft auf ihn ausübte. Hier wurde das Wasser mit einer handbetriebenen Schwengelpumpe direkt aus dem Brunnen gefördert – ein faszinierender Vorgang, der Max schon als Kind in Staunen versetzte. Die mit Holz und Kohle befeuerte Kochmaschine war ein wahres Multitalent: Sie diente nicht nur zum Kochen, sondern spendete im Winter wohlige Wärme und schuf zu jeder Zeit eine gemütliche Atmosphäre. Zudem war der Raum mit einer beeindruckenden Auswahl an landwirtschaftlichen Geräten ausgestattet – darunter ein Dämpfer, ein Rübenschneider, eine Zentrifuge und viele weitere Werkzeuge. Für jemanden wie Max, voller Neugier und Entdeckerdrang, war dies ein wahrhaft inspirierender Ort.

In der Futterküche lag immer ein unverwechselbarer, aber echt angenehmer Duft in der Luft, der Max sofort neugierig gemacht hat und unweigerlich dazu einlud, genauer hinzuschauen und den Ursprung dieses Aromas zu erkunden. Vermutlich war dies darauf zurückzuführen, dass hier das Futter für die Schweine zubereitet wurde, wodurch der Raum ein belebtes Zentrum des Hauses darstellte. Unter der Woche bereitete Wilhelmine in dieser Küche zudem die Mahlzeiten für die Familie zu, was die Vielfalt der Aromen noch verstärkte. Die Speisen unterschieden sich zwar nur wenig vom Schweinefutter, dennoch waren sie einfach köstlich und sättigten die Familie nachhaltig. Solange ausreichend Kartoffeln, Rüben und Kohl vorhanden waren, um den ständig präsenten Hunger zu stillen, herrschte Zufriedenheit, und es gab keinen Grund zur Klage. Diese schlichte Küche besaß eine eigenständige und unverkennbare Qualität.

Max Vater hütete ein Geheimnis, von dem seine Kinder keine Kenntnis hatten. Während der Nachtstunden war ihnen der Zugang zur Futterküche streng untersagt, da er sich dort diskret einer besonderen Tätigkeit widmete: der Herstellung seines eigenen Kartoffelschnapses. Dabei handelte er mit äußerster Vorsicht, um nicht entdeckt zu werden, es war schließlich verboten, Schnaps selbst zu brennen. Dennoch trug diese kreative und nicht ganz risikofreie Tätigkeit dazu bei, ein zusätzliches Einkommen für die große Familie zu generieren, was in Zeiten finanzieller Not von unschätzbarem Wert war.

Wenn in der Futterküche die Instrumentalgruppe ihre Proben abhielt, holte der Vater gelegentlich eine Flasche seines selbst gebrannten Kartoffelschnapses hervor, um die Stimmung zusätzlich aufzulockern. Die musikalischen Darbietungen mit Mandolinen, Gitarre, Akkordeon und Geige schufen eine mitreißende, lebendige Atmosphäre, die Max jedes Mal aufs Neue begeisterte. In diesen Momenten saß er still in einer Ecke, die Augen weit geöffnet, und lauschte aufmerksam der Musik und dem Gesang. Diese authentische, kraftvolle Musik war für ihn eine unerschöpfliche Quelle der Freude. Mit der Zeit kannte Max alle Lieder auswendig. Obwohl er oft den Wunsch verspürte, laut mitzusingen, hielt ihn seine schüchterne Zurückhaltung

immer wieder davon ab.

Besuche von Onkel Henry stellten für Max eine weitere Quelle der Faszination dar. Während der regelmäßig auftretenden Stromausfälle, die die Familie damals heimsuchten, nutzte er das Kerzenlicht auf beeindruckende Weise, um mit seinen Händen und etwas zerknülltem Papier faszinierende Schattenspiele an den weißen Kalkwänden der Futterküche zu inszenieren. Dabei erweckte er ganze Märchenwelten zum Leben, die den Kindern vollkommene Begeisterung entlockte. In einer Zeit, in der weder Fernseher noch Radio Teil des Haushalts waren, bot Onkel Henry eine unvergleichliche Unterhaltung. Er war ein Multitalent: ein begnadeter Märchenerzähler, ein talentierter Kunstmaler, ein leidenschaftlicher Musiker und ein beeindruckender Sänger. Seine vielfältigen Fähigkeiten machten ihn zu einem hochgeschätzten und beliebten Gast, der stets für unvergessliche Erlebnisse sorgte und unser Leben nachhaltig bereicherte.

Der Weg zur Außentoilette im neuen Haus war für Max als Kind ein regelrechtes Abenteuer. Dieser führte von der Wohnung im ersten Stockwerk durch das gesamte Haus. Die erste Station des Weges war die Futterküche, in der Max häufig der Versuchung erlag, eine Kartoffel zu nehmen oder in eine Futterrübe zu beißen – ein Genuss, der ihm immer willkommen war.

Von der Küche aus führte der Weg weiter durch den Stall, mit Pferden, Rindern und Schweinen, was den Ort äußerst lebendig machte. Für Max als kleinen Jungen war der Durchgang durch den Stall ein unvergessliches Erlebnis, das ihn jedes Mal aufs Neue in Staunen versetzte. Er genoss die Nähe zu den Tieren in vollen Zügen. Die prächtigen Bullen und Pferde sowie die kleinen Ferkel bei der großen Sau am Ende des Stalls faszinierten ihn. Mitunter verweilte Max so lange und aufmerksam bei den Tieren, dass ein losgerissener Bulle plötzlich in seine Richtung kam – ein Moment, der sein Herz vor Aufregung schneller schlagen ließ. In solchen Augenblicken hatte sich sein ursprüngliches Anliegen erledigt, was diese Erlebnisse für Max umso eindrucksvoller und erinnerungswürdiger machte.

## EINSCHULUNG



*1. Klasse in Trebendorf*

Im Alter von sechs Jahren wurde Max eingeschult. Die schulische Umgebung erwies sich für ihn jedoch nicht als besonders förderlich, da die Rahmenbedingungen wenig ideal waren. Ein einziger Lehrer war für die gleichzeitige Unterrichtung von dreißig Schülern aus den ersten vier Klassenstufen verantwortlich, was eine immense Herausforderung für Lehrer und Schüler darstellte. Die zur Verfügung stehenden Lehrmaterialien waren begrenzt und von einfacher Ausstattung. In den ersten beiden Schuljahren bestand das Lehrmaterial

hauptsächlich aus einer Fibel, einer Schiefertafel und Schieferstiften. Die Schiefertafel ließ sich mühelos mit einem Schwamm und einem Lappen säubern, wodurch schnell Platz für neue Aufgaben geschaffen wurde, sobald der Lehrer eine weitere Anweisung gab. Wesentliche Bestandteile der Klassenzimmerausstattung waren eine mechanische Rechenmaschine mit beweglichen Kugeln sowie eine große Schiefertafel. Diese Hilfsmittel dienten dazu, die Grundlagen der Mathematik und damit den Einstieg in die Welt der Zahlen zu erleichtern.

Der Religionsunterricht entsprach ganz und gar Max' Erwartungen und konnte ihn überzeugen, denn er beinhaltete einige bemerkenswerte und zuweilen ungewöhnliche Momente. Dieser Unterricht begann regelmäßig mit einer sogenannten „Treibjagd“, bei der auf Anweisung des Religionslehrers Max' Schulfreund Hubertus von den Kindern eingefangen werden sollte, weil er sich sträubte, am Unter-

richt teilzunehmen. – ein Ereignis, das stets für Aufregung sorgte. Nach seiner Ergreifung äußerte Hubertus kritische Ansichten über die Religion und zitierte dabei die Meinungen seines Vaters, der die Existenz eines lieben Gottes infrage stellte und seine Zweifel klar formulierte.

Die „Treibjagd“ wurde schließlich eingestellt, jedoch nicht aufgrund der Überzeugungskraft von Hubertus in Bezug auf atheistische Ansichten, sondern aus anderen Gründen. Der Religionsunterricht entwickelte sich zunehmend chaotisch, unter anderem durch Störaktionen wie platzende Knallerbsen unter den Beinen des Lehrerstuhls oder unangenehme Gerüche, die die Konzentration aller beeinträchtigten. Nach einer besonderen Situation, bei der Hubertus nach dem Unterricht unter den Lehrertisch kroch, um einen angeklebten Harzer Käse zu entfernen und diesen mit offensichtlichem Genuss zu verzehren, griffen die Eltern ein. Deren erhebliche Unzufriedenheit mit den Unterrichtsmethoden führte letztendlich dazu, dass Hubertus vom Religionsunterricht befreit wurde.

Ein außergewöhnliches Erlebnis außerhalb der Schule war Max' Auftritt in einem Theaterstück zum Erntefest. Die Schüler der Klassen 1 bis 4 präsentierten das Stück „Die sieben Schwaben“, das sie mit viel Engagement vorbereitet hatten. Max verkörperte die Rolle des Veitli, des jüngsten und siebten Schwaben. Als sein Einsatz bevorstand, verspürte er ein zunehmendes Lampenfieber, das sich in Nervosität, zitternden Knien und starkem Druck auf die Verdauungsorgane äußerte. Als sein Bruder, der sechste Schwabe, ihm die programmgemäß Frage stellte: „Was machst du für ein ängstliches Gesicht?“, erinnerte sich Max trotz seines Lampenfiebers an seinen Text und antwortete ebenfalls programmgemäß: „Da raschelt was im Busch, ganz dicht!“ Dabei raschelte es auch in seiner Hose. Ein Zuschauer war von seiner Darbietung so begeistert, dass er Max als „echten Profi“ lobte und ihm stürmischen Applaus spendete. Er glaubte, die gezeigte Angst wäre schauspielerisches Können. Dieses Erlebnis hinterließ bei Max einen überraschenden Eindruck – nicht nur unter der Gürtellinie, sondern auch in seinem Kopf. Der ungeahnte Erfolg auf der Bühne wur-

de zu einem unvergesslichen Moment seiner Kindheit.

Nach einer prägenden Zeit in Trebendorf beabsichtigte die Familie zurück nach Burg zu ziehen, dem Ort, in dem Max seine ersten Lebensmonate verbracht hatte. Grund für den Umzug war eine Erbschaft. Konkrete Erinnerungen an Burg blieben ihm jedoch fern, denn seine bewusst erlebte Kindheit war untrennbar mit Trebendorf verbunden: dem beeindruckenden, majestätischen Schloss, dem weitläufigen Gut in der Nachbarschaft und dem täglichen Schulweg, der ein fester Bestandteil seines jungen Lebens war.

## BURG

**A**n einem goldenen Oktobersamstag im Jahr 1952 stand der bedeutende Umzug nach Burg bevor – ein Ereignis, das der gesamten Familie stets in Erinnerung bleiben sollte. Der Tag zeigte sich von seiner schönsten Seite: ein herrlicher Herbsttag mit Bilderbuchwetter. Max' zwölfjähriger Cousin aus Briesen bewies dabei ein erstaunliches Organisationstalent. Obwohl er noch so jung war, übernahm er mit bemerkenswerter Hingabe und Umsicht die anspruchsvolle Aufgabe, den Transport zu organisieren. Bereits früh am Morgen traf er pünktlich mit einem von Pferden gezogenen Ackerwagen in Trebendorf ein und war bereit, seine Verantwortung mit größter Ernsthaftigkeit wahrzunehmen. Mit beeindruckender Sorgfalt plante und koordinierte er das Verpacken der Möbel und Habseligkeiten, um den Transport so effizient wie möglich zu gestalten.

Während der Wagen sorgfältig beladen wurde, entdeckte Max etwas ganz Besonderes in der Küche seines Onkels und seiner Tante, die bald in diese Wohnung einziehen würden: ein Radio. Mit großer Neugier und Geschick setzte er das Gerät in Betrieb und lauschte fasziniert den Klängen, die aus dem großen Lautsprecher strömten. Es

war das erste Mal, dass er ein solches Gerät hörte, und die Melodien hinterließen einen tiefen Eindruck bei ihm. Doch seine Begeisterung fand ein jähes Ende, als der Kutscher die baldige Abfahrt ankündigte. Max' Wunsch, länger den Klängen des Radios zu lauschen, blieb unerfüllt.

Für Max war der Umzug trotzdem ein Abenteuer, das sich wie eine Expedition in eine unbekannte Welt anfühlte. Langeweile kam nicht auf, denn die Kinder fanden zahlreiche Möglichkeiten, sich die Zeit zu vertreiben: Sie sangen bekannte Lieder, die sie bei gemeinsamen Familienfeiern gelernt hatten, und spielten Verstecken zwischen den Möbeln und Habseligkeiten unter der Plane des Wagens.

Die Reise hielt einige überraschende Erlebnisse bereit. Besonders spannend war die Durchfahrt durch Cottbus. Schon vor Erreichen dieser größeren Stadt mahnte Wilhelmine den Vater zur Vorsicht. Sie hatte darauf bestanden, dass er die Fahrt durch Cottbus übernimmt.

„Es gibt auch Autos auf der Straße, die können gefährlich werden,“ warnte sie ihn. „Vor allem am Kaiser-Wilhelm-Platz ist der Verkehr ziemlich dicht.“

„Thälmannplatz“, korrigierte der Vater mit einem Schmunzeln auf den Lippen.

Max war besonders neugierig auf die Autos, da er zuvor nur selten welche gesehen hatte und daher kaum wusste, wie sie sich im Alltag verhielten. Die glänzenden Karossen und das Surren der Motoren wirkten auf ihn wie etwas Fremdes, beinahe Magisches. Und tatsächlich: Am Thälmannplatz zeigte sich schließlich das von Wilhelmine angekündigte „starke“ Verkehrsaufkommen. Es ging überraschend hektisch zu, und die Straße war voller Fahrzeuge. Dabei kam es sogar zu einer brenzligen Situation, als ein DKW, der von rechts heranfuhr, unerwartet seinen Winker setzte und knapp vor dem Pferdegespann links abbog. Die Manöver der Fahrzeuge wirkten für Max chaotisch und unberechenbar. Beinahe wäre es durch dieses waghalsige Fahrmanöver des DKWs zu einem Zusammenstoß gekommen,

der wohl nicht nur das Pferdegespann, sondern auch die Insassen in Gefahr gebracht hätte. Wilhelmine, die ohnehin angespannt war, schrie entsetzt auf:

„Siehste, Paul, hab doch gesagt, du sollst aufpassen!“ Ihre Stimme war vorwurfsvoll, während sie ihren Blick nervös zwischen dem Fahrer und dem Pferdegespann hin- und herwandern ließ. Der Fahrer des DKW, der offenbar sehr von sich selbst überzeugt war, hielt an, stieg aus und begann lautstark zu schimpfen. Ohne sich um den Schrecken, den er verursacht hatte, zu kümmern, rief er:

„Du Dorftrottel, hier gilt rechts vor links!“ Seine Stimme war schneidend, und seine Haltung ließ erkennen, dass er sich absolut im Recht glaubte.

Doch der Vater ließ sich das keineswegs gefallen. Er war bekannt für seine ruhige, aber dennoch bestimmende Art, sich zu behaupten. Mit kühlem, aber bestimmtem Ton entgegnete er: „Ich werde dir gleich eine mit rechts linken, dann weißt du rücksichtsloser Affe, was Recht ist!“ Seine Worte waren scharf und ließen keinen Zweifel daran, dass er sich nicht einschüchtern lassen würde. Der kleine, schmächtige Fahrer des DKW, der sich zuvor noch so selbstbewusst gegeben hatte, wurde plötzlich blass und wirkte sichtlich verunsichert. Als er des Vaters beeindruckende Muskeln erblickte, die unter dem Hemd hervortretend hin und her tanzten, begann er die Situation offenbar neu zu bewerten und schien es sich anders zu überlegen. Ohne weiter zu protestieren, zu diskutieren oder auch nur ein weiteres Wort von sich zu geben, zog er es vor, schnell wieder in sein Auto zu steigen und sich damit aus der Situation zu entfernen. Er brauste davon, begleitet von einem schallenden Kinderlachen, das die Anspannung der Situation auflöste und eine heitere Note hinzufügte. Wilhelmine hatte sich inzwischen wieder beruhigt und schüttelte nur den Kopf, bevor die Fahrt ohne weitere Zwischenfälle fortgesetzt wurde.

Am späten Nachmittag, nach einer langen und ereignisreichen Reise, erreichten sie endlich ihr Ziel. Im Vorgarten des Hauses, das eindeutig schon bessere Zeiten gesehen hatte, stand bereits eine ältere Frau

und wartete mit verschränkten Armen. Ihr Gesichtsausdruck war schwer zu deuten, doch als sie die Kinderschar erblickte, wirkte sie plötzlich sichtlich irritiert. Offenbar hatte sie nicht damit gerechnet, derart viele neue Mitbewohner willkommen heißen zu müssen. Die Vorstellung, dass sie von nun an mit ihnen unter einem Dach leben sollte, schien sie auf eine Art zu überrumpeln, die sie kaum verbergen konnte. Unter diesem gemeinsamen Dach, das bereits vier weitere Mieter beherbergte, würde das Zusammenleben gewiss nicht einfach werden. So hatte sie es zumindest erzählt, doch niemand konnte sich sicher sein, wie die Dinge tatsächlich geregelt werden würden. Ihr Gesichtsausdruck verriet eine Mischung aus Ratlosigkeit und Überrumpelung, als wäre sie unsicher, wie sie mit dieser neuen Situation umgehen sollte oder wie es überhaupt weitergehen sollte.

„Heimatvertriebenen Landsleuten helfen wir selbstverständlich“, erklärte Wilhelmine mit einer Stimme, die sowohl fest entschlossen als auch verständnisvoll klang. Es war, als wolle sie nicht nur die Anwesenden, sondern auch sich selbst von dieser unumstößlichen Tatsache überzeugen. „Irgendwo müssen sie ja unterkommen – da bleibt uns keine andere Wahl.“

Ihre Worte hingen einen langen Moment in der Luft, schwebten fast greifbar im Raum und schienen sowohl Zustimmung als auch eine Art stilles Unbehagen hervorzurufen. Die Situation war alles andere als einfach, doch es gab schlachtweg keine wirkliche Alternative, und das war allen offensichtlich klar.

Max hingegen zeigte keinerlei Anteilnahme an diesen Angelegenheiten, als gehöre er nicht in die komplexe Welt der Herausforderungen und Probleme der Erwachsenen. Er schien sich mit solchen Sorgen noch nicht zu befassen. Seine forschenden Blicke glitten unruhig und voller innerer Bewegung in alle Himmelsrichtungen, als würde er dort nach etwas Verborgenem oder Geheimnisvollem suchen. Manchmal schien es fast so, als ob Max eine eigene Welt in sich trug, eine Welt, die sich den Blicken der anderen entzog. In seinen Augen funkelte eine Mischung aus Neugier und einem Hauch von Melan-

cholie, als ob er etwas sah, das die anderen nicht wahrnehmen konnten. Diese innerliche Abwesenheit machte ihn nicht nur zu einem Beobachter, sondern auch zu einem Suchenden, der die Grenzen des Bekannten zu erweitern schien, ohne selbst zu wissen, was er suchte.

## DAS NEUE WOHNGEBIET

**D**as Wohnhaus befand sich etwas abseits, außerhalb des Ortskerns von Burg, in einer ruhigen, abgeschiedenen Lage. In der unmittelbaren Umgebung lebten vier weitere Familien, die zumeist in einfachen, strohgedeckten Häusern untergebracht waren. Anders als in Trebendorf gab es hier weder ein prunkvolles Schloss noch große, weitläufige Bauernhöfe, wie sie anderswo typisch waren. Tatsächlich fehlte es sogar an einer richtigen, festen Dorfstraße – lediglich ein schmaler Sandweg führte am unscheinbaren Gehöft vorbei, verlief über eine kleine Brücke und endete schließlich in einem sumpfigen Wiesenareal.



*Der Schulweg beginnt: zur Linken die verfallene Bauruine Hannemann, zur Rechten der historische alte Friedhof, hinten die Ziegenberge. Auf dem Bild zu sehen sind Wilhelmine, Max' Großmutter, und Max.*

„Der Weg dort führt nach Werben“, erklärte Wilhelmine mit wissendem Ton. „Von Burg haben wir heute noch nicht viel gesehen, aber das wird sich bald ändern! Der Schulweg führt nämlich direkt durch Burg-Dorf. Er beginnt an Hannemanns Bauruine, geht malerisch zwischen den Ziegenbergen und dem alten Friedhof entlang, dann an Nahkes Ecke links und bei Müllers rechts vorbei. Wir lassen die Kirche rechts liegen und biegen am gemütlichen Café Dabow links ab. Geradeaus geht es dann weiter, immer geradeaus, bis wir den Ortsausgang erreichen. Am anderen Ende von Burg-Dorf befindet sich die sogenannte ‚Erste Dorfschule‘ – dort müsst ihr hin, außer der Große. Der ist ja schon in der 6. Klasse, und die hat Unterricht in der Zweiten Dorfschule, die weiter entfernt liegt. Merkt euch das!

„Mit den Schulen ist das in Burg so eine ganz besondere Sache, eine Kuriosität“, verriet Wilhelmine. „Vor etwa 130 Jahren gab es in Burg ganze sechs von der Gemeinde anerkannte Schulen: die Erste Dorfschule, ursprünglich die Schule des Küsters, die Schule des Organisten sowie die Schulen von George Lehmann, Gottfried Lehmann, Martin Dahley und Martin Quitz. Meine Mutter hat mir einmal erzählt, dass dieser Martin Quitz ihr Urgroßvater war, und sie sprach immer voller Stolz über diese Verbindung.“

Weder die Schule noch Wilhelmines ausführliche Erklärungen konnten Max' Interesse zunächst wecken. Er war mit seinen Gedanken ganz woanders, denn die sogenannten Kartoffelferien in der DDR waren für ihn die perfekte Gelegenheit, auf spannende Entdeckungstouren zu gehen.

Voller Neugier und Abenteuerlust erkundete er gemeinsam mit seinen Brüdern bald die Umgebung. Dabei überkam ihn ein Gefühl, das sich kaum in Worte fassen ließ – als wäre er tatsächlich am Ende der Welt angekommen. Die Gegend war ein faszinierender und geheimnisvoller Ort: die alte Brücke und das beeindruckende Stauwehr des Leineweber-Fließes, der verwilderte, seit Jahren ungenutzte alte Friedhof und die halb verfallene, mysteriöse Bauruine gleich gegenüber des Friedhofs. Sie alle waren wie geschaffen für Abenteuer –

ein Spielplatz, wie er ihn sich in seinen kühnsten Träumen nicht hätte ausmalen können. Besonders beeindruckend fand Max die kunstvoll geschmiedeten, hohen eisernen Kreuze, die wie wahre Meisterwerke wirkten, sowie die geheimnisvolle Gruft direkt am Eingangstor des Friedhofs. Diese Orte übten eine beinahe magische Anziehungskraft auf ihn aus. Sie luden dazu ein, jeden Winkel zu erforschen, die Umgebung zu bestaunen und der eigenen Fantasie freien Lauf zu lassen. Die Bauruine allerdings wurde nach ihrem allerersten Erkundungsversuch schnell von der Liste der Abenteuer gestrichen. Eine ältere Frau, die offenbar nur auf Kinder wie diese neu angekommenen gewartet hatte, stürmte ihnen mit lautem Getöse entgegen, kaum dass sie einen Fuß auf das Grundstück setzen konnten. In klappernden Holzpantoffeln und mit einer Harke bewaffnet vertrieb sie die Kinder mit wüsten Schimpfworten und einer bedrohlich wirkenden Entschlossenheit. Sichtlich eingeschüchtert erzählten sie das ihrem Vater – doch seine Reaktion überraschte sie. Statt sich aufzuregen, brach Paul in schallendes Gelächter aus. „Das war sicher die alte Hannemann“, erklärte er amüsiert. „Ihr müsst euch keine Sorgen machen, die ist harmlos – nur ein wenig eigenwillig und schrullig.“

Trotz dieser beruhigenden Worte beschloss Max, ihr in Zukunft lieber aus dem Weg zu gehen.

Die ersten Tage in Burg hinterließen einen bleibenden Eindruck – geprägt von den erlebten Abenteuern und faszinierenden Entdeckungen. Der Wunsch entstand in Max, die Ferien mögen niemals enden, doch sie vergingen bemerkenswert schnell und erschienen damit außergewöhnlich kurz.

Mit Spannung blickte Max dem bevorstehenden Schulbeginn am nächsten Tag entgegen. Seine Gedanken kreisten bereits um die neuen Herausforderungen und Möglichkeiten, die das Schuljahr in der für ihn noch unbekannten Schule in Burg mit sich bringen könnte. Besonders neugierig war er darauf, welche neuen Freundschaften entstehen und welche spannenden Projekte ihn erwarten würden.

## ERSTER SCHULTAG IN BURG

**D**er Nieselregen an diesem ersten Schultag ließ den frühen Morgen in Burg trist erscheinen und nahm Max die Vorfreude auf die Schule. In Begleitung seiner Mutter und der Brüder stolperte er in Holzpantoffeln durch die wassergefüllten Spurrollen des fast unpassierbaren Weges. Für Max war es sinnlos zu weinen, es musste weitergehen, immer weiter. Die Brüder schienen wenig Interesse daran zu haben, sich mit ihm zu unterhalten. Sie trugen die Köpfe ebenso wie Max in ihren Kragen versteckt und schienen sich nicht für ihre Umgebung zu interessieren.

Ab und zu kamen sie an einsamen Häusern vorbei, die in einen vorwinterlichen Schlaf gefallen zu sein schienen.

Irgendwann hatte Wilhelmine mit ihren Kindern diese Gegend hinter sich gelassen. In der Ferne waren Lichter zu sehen. Es war der Ortskern von Burg-Dorf, wie Wilhelmine erklärte. Trotz des Regens unterschied er sich deutlich von dem verschlafenen Trebendorf und erst recht von der Gegend, aus der sie gerade kamen, ihr neues Zuhause. Vereinzelte Straßenlaternen und das Licht der vielen erleuchteten Fenster taten das Übrige dazu. Und da erstrahlte sie, die Schule, die Max schon lange so neugierig gemacht hatte, im Schein der erleuchteten großen Fenster. Max verglich sie sogar mit dem Trebendorfer Schloss. Allerdings hatten seine klappernden Holzpantoffeln nichts damit gemein. In der Burger Schule gehörten sie auch nicht mehr zum Standard, das wurde Max bald klar.

Die Lehrerin der zweiten Klasse hatte keine Mühe, Max, ihren neuen Schützling, ausfindig zu machen. Das Aufschlagen seiner Holzpantoffeln auf dem Betonfußboden hallte durch das gesamte Schulgebäude und verrieten ihn. Als sie mit Max das Klassenzimmer betrat, verstummte das eben noch laute Stimmengewirr augenblicklich. Mucksmäuschenstill standen die Kinder auf ihren Plätzen und be-

grüßten die Lehrerin. Dann wurde Max vorgestellt. Er erhielt einen Platz neben einem kleinen blonden Jungen, Pelle wurde er genannt. Der wusste, dass sein bisheriger Freund nicht mehr kommen würde, weil seine Familie in den Westen geflohen war. Die Lehrerin bemerkte lediglich: „Dann hast du jetzt einen neuen Freund“. Für sie schienen solche Flüchtlingsaktionen die Normalität zu sein.

Max war erstaunt über die große Zahl an Kindern, mehr als in Trepidorf in den ersten vier Klassen zusammen. Sie waren alle relativ schick angezogen, außer einem Jungen, der hieß Schneller. Mit dem wollte Max eine Freundschaft aufbauen, aber der war schneller mit seinen Eltern in Richtung Westen Deutschlands verschwunden, als Max ihn kennenlernen konnte.

Max' Kleidung – Holzpantoffeln, sorgfältig gestopfte und geflickte lange Strümpfe sowie weitere Kleidungsstücke, die praktisch und zweckmäßig waren, jedoch in Burg kaum als repräsentativ wahrgenommen wurden. Und er war ohne dem flüchtigen Schneller jetzt der einzige in der Klasse, der in solcher Aufmachung herumlief. Aber Max hatte schnell gemerkt, dass er sich nicht von seinem Äußeren beeindrucken lassen muss. Er hatte seinen Freundeskreis gesucht und gefunden und dabei festgestellt, dass es nicht die Kinder des Gemüsehändlers, des Friseurs oder des Schneiders waren.

\*

Im Jahr 1952 wurde die Grenze zwischen der DDR und der Bundesrepublik geschlossen, doch die Berliner Sektorengrenze blieb zunächst noch offen. Viele Menschen ergriffen in dieser Zeit die Gelegenheit, über Berlin aus der DDR in den Westen zu fliehen. Besonders häufig handelte es sich um wohl situierte Familien, die die Mittel und die Möglichkeit hatten, diesen entscheidenden Schritt zu wagen. Aber auch andere, wie die Familie Schneller, machten sich die verbliebene Freiheit zunutze und verschwanden noch rechtzeitig vor der

endgültigen Grenzschließung in den Westen. Für viele war es ein Wettkampf gegen die Zeit und die ungewisse Zukunft.



*Am Leineweberfließ: Rechts Max mit seinem Freund Peter aus den Ziegenbergen.*

Damit war Max' Problem mit den Kindern dieser wohlhabenderen Familien auf eine überraschend schnelle und unkomplizierte Weise gelöst. Diese Kinder, die in der Regel aus besser gestellten Verhältnissen stammten und dementsprechend meist in einem gewissen Wohlstand aufgewachsen, pflegten schon in ihren frühen Lebensjahren eine Art Zweij-

Klassen-Gesellschaft zu etablieren und zu festigen. Sie lehnten oftmals den Kontakt zu Kindern, die aus ärmeren Familien kamen, nahezu kategorisch ab, wodurch die sozialen Gräben und Unterschiede schon in jungen Jahren auf schmerzhafte Weise sichtbar und spürbar wurden.

Max erinnert sich: Es hatte geregnet. Nach dem Schulschluss begaben sich die Kinder wohlhabender Eltern auf einen Hof, um ein kleines Spielzeug-Holzboot im Rinnensal treiben zu lassen. Max' Wunsch, an diesem Spiel teilzunehmen, wurde von diesen Jungen abgelehnt. Diese Erinnerung prägte ihn ein Leben lang.

Max' Eltern standen vor einer großen Herausforderung: Sie wollten ihren Kindern das Gefühl von Armut ersparen und ihnen ein leichteres, sorgenfreies Leben ermöglichen. Zugleich war es ihnen von Bedeutung, dass die Kleidung ihrer Kinder den gesellschaftlichen Stan-

dards in Burg entsprach, um deren Integration zu fördern. Aus diesem Grund bekamen alle vier Kinder einen neuen Trainingsanzug – praktisch, modern und zugleich ansprechend. Die finanziellen Mittel hierfür entstammten dem Erbe Wilhelmines von ihrer Mutter.

Hätte Max damals geahnt, dass diese Art von Kleidung Jahrzehnte später gesellschaftsfähig sein würde und sogar in Theatern oder bei Konzerten getragen werden könnte, wäre er wohl noch stolzer gewesen.

\*

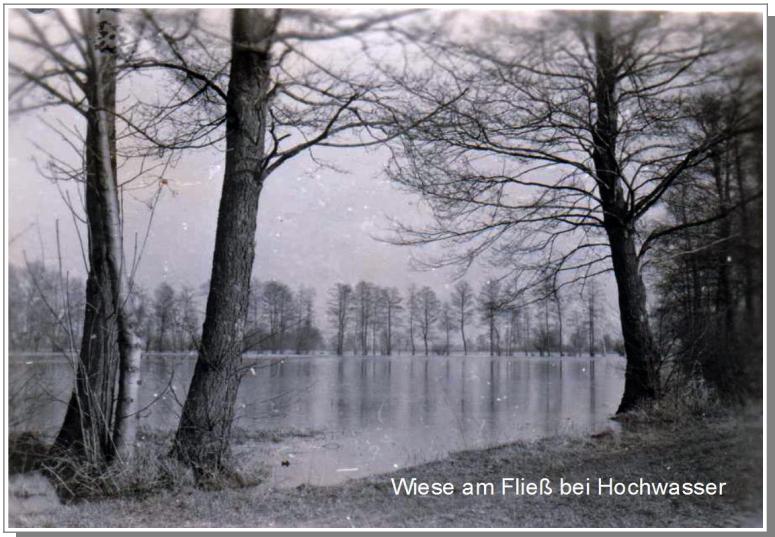


Max - am Leineweberfließ bei gewöhnlichem Hochwasser (Messpfahl ca. 2,5 m)

**D**as Sommerhochwasser in Burg bot den Kindern ein wunderschönes Erlebnis. Die Wiesen und Felder waren bis zu den Grundstücken hin überflutet und es gab nur Wasser, aus dem Bäume und Sträucher herausragten. Die Brücke und das Stauwehr vom Leineweberfließ lugten gerade noch hervor. Vom Brückengeländer

sprangen die Kinder in das vier bis fünf Meter tiefe, reißende Fließwasser, schwammen mit hoher Geschwindigkeit 100 bis 200 Meter und wateten dann im knietiefen Wasser am Ufer zurück. Das war schon ein ganz besonderer Badespaß. Beim Rückgang des Hochwassers blieben viele Fische auf den Wiesen zurück, die den Weg in die Fließe nicht mehr fanden.

Zu dem geerbten Grundstück gehörte ein Schuppen mit verschiedenen Gerätschaften darin. Darunter befanden sich auch speziell angefertigte Netze, die eigens zum Abfischen der Wiesen verwendet wurden und noch gut erhalten waren. Max und seine Brüder hatten keinerlei Schwierigkeiten, die Gewässer auf den weitläufigen Wiesen abzukeschern. Das sorgte bei ihren Eltern für große Freude, denn niemand verschmähte den köstlichen Fisch zum Mittagessen. Zudem entlasteten diese zusätzlichen Lebensmittel die Haushaltsskasse deut-



lich.

Die handgefertigten Holzboote, liebevoll gestaltet, begeisterten die Kinder besonders. Sie ermöglichten es ihnen, auf dem Wasser zu paddeln, und wurden sofort zu ihren absoluten Lieblingsstücken. Diese Boote dienten nicht nur als praktische Hilfsmittel beim Fi-

schen, sondern in erster Linie als beliebtes und vielseitiges Spielzeug. Sie waren eben etwas ganz Besonderes und kaum mit der alten Blechbadewanne vergleichbar, die auf dem Gutsteich in Trebendorf genutzt wurde.

## KINDERSTREICHE UND WAS SONST NOCH ALLES PÄSSIERTE

*Max war alles andere als ein Engel. Klar, mit seinen goldblonden Locken konnte man meinen, er sieht aus wie einer, aber ehrlich gesagt, er war da ziemlich weit von entfernt.*

## DIE GRUFT

**B**äume, Sträucher und große eiserne Kreuze ragten in den Himmel, als wollten sie mit ihrer düsteren Größe diesen durchstoßen. In der Dämmerstunde wirkte die Szenerie besonders unheimlich und ließ einen frösteln. Da begann Max, begleitet von seinen Brüdern Peter und Paul, den alten Friedhof in der hereinbrechenden Nacht zu erkunden. Wilhelm, der Große, hatte keine Lust mitzugehen und blieb lieber zurück.

„Verständlich“, sagten sich die drei Jüngeren kopfschüttelnd, „dem sind wir sicher zu klein und zu unbedeutend.“

Der Vollmond, der zwischen dunklen Wolken hervorleuchtete, zeigte den Einlass zum Gottesacker, ein Loch, das sich im verrosteten Maßschendrahtzaun auftat. Es gab keinen angelegten Weg, der weiterführte, nur wildes Gelände. Durch dichtes Gesträuch und über alte Grabhügel stolperten sie, begleitet von den unheimlichen Lauten der Nacht, durch das verlassene Friedhofsareal. Irgendwann konnten sie

einfach nicht mehr vorwärtskommen. Ein eiserner Zaun mit gewaltigen Spitzen, die bedrohlich in den Nachthimmel ragten, versperrte unerbittlich den Weg. Dahinter, nur schwach im silbernen Mondlicht sichtbar, erblickten sie eine Gruft. Und genau diese Gruft weckte sofort ihre brennende Neugier.

Max spürte, wie sein Herz bis zum Hals schlug, und er bereute dieses Abenteuer schon jetzt zutiefst.

„Wären wir doch wie Wilhelm brav in unseren Betten geblieben und nicht heimlich die Bodentreppe hinuntergeschlichen. Jetzt schließen wir vermutlich tief und fest, sicher und ungefährdet, und wer weiß, was hier noch alles passiert? Und der Große verpetzt uns am Ende vielleicht noch, und wir kriegen Ärger.“

Trotz seines mulmigen Gefühls spürte Max jedoch auch eine kaum zügelbare Neugier, die ihn dazu trieb, weiterzumachen. Alleine nach Hause zu gehen, war sowieso keine gute Idee.

Max stellte sich vor, dass in dieser geheimnisvollen Gruft vielleicht Schätze aus Gold, Silber und funkelnenden Edelsteinen verborgen sein könnten, wie in den Geschichten, die er so oft gehört hatte. Zuerst kletterten sie behutsam und mit großer Vorsicht über den alten, schmiedeeisernen Zaun, der schon seit Jahrzehnten Wind und Wetter trotzte. Die kalte, schwere Konstruktion aus dunklem Metall mit ihren gefährlich spitzen Enden schien regelrecht darauf ausgelegt zu sein, ihre Entschlossenheit und ihren Mut auf die Probe zu stellen, die unheimliche Gruft zu erreichen. Dabei waren sie äußerst umsichtig und achteten sorgsam darauf, sich nicht an den rostigen Metallstangen mit den scharfen Spitzen schmerzhafte oder unliebsame Verletzungen zuzufügen, die sie an ihrem Vorhaben hätten hindern können.

Die beiden Gräber waren vollständig mit dicken, schweren Marmorplatten eingefasst und abgedeckt. Ringsum standen Lebensbäume in allen erdenklichen Formen und Variationen, die sich wie dunkle Schatten um die Gräber legten. Sie sahen nicht nur furchterregend

aus, sondern verbreiteten auch eine unheimlich bedrückende Atmosphäre. Zudem verströmten sie einen eigentümlichen Geruch, den Max sich nur von den Toten in der Gruft herleiten konnte und der sich hartnäckig in der Luft hielt.

Um beim Aufhebeln der massiven Deckplatte wenigstens ein wenig Licht zu haben, zündeten sie hastig einige Kerzen an und stellten sie in der Nähe auf. Nach immensem Aufwand und intensiver Anstrengung gelang es ihnen endlich, die massive Marmorplatte ein kleines Stück zur Seite zu bewegen. Dieser kurze Moment des Triumphs war von großer Bedeutung und weckte für einen Augenblick neue Hoffnung. Doch zu ihrer Überraschung – und nicht weniger großen Enttäuschung – kam darunter lediglich eine unscheinbare Schicht aus Sand und kleinen Kieselsteinen zum Vorschein, die einst wohl achtlös und ohne besonderen Zweck in die Gruft gelangt waren. Die Enttäuschung war entsprechend groß und drückte die Stimmung der „Schatzsucher“ merklich. Zu allem Unglück, was die Situation noch schlimmer machte, ist zufällig auch noch ein Radfahrer genau in diesem Moment vorbeigefahren, was sie alle in Alarmbereitschaft versetzte.

Schnell verschwanden die drei Kinder in den nahen Büschen, wo sie sich stumm zu verstecken versuchten. Die Kerzen flackerten im Wind, der unruhig durch die alten Gräber wehte, und es raschelte und knackte gespenstisch in der Dunkelheit des Kerzenscheins. Der Radfahrer bewegte sich schnell und dann immer schneller, als hätte er selbst etwas Unheimliches bemerkt, und Max erkannte plötzlich in einem unerwarteten Hilfeschrei die Stimme der Nachbarin. Die plötzliche Erkenntnis ließ sein Herz schneller schlagen.

„Hoffentlich hat sie uns nicht erkannt!“, sagte er mit zitternder Stimme, deutlich ängstlich, während er die Umgebung um sich herum absuchte.

„Quatsch!“, antwortete einer seiner Brüder entschlossen und beinahe schon genervt. „Hilf lieber endlich mit, die Platte wieder auf die Gruft zu schieben, bevor noch jemand anderes vorbeikommt.“

Doch der schwere Stein ließ sich einfach nicht mehr an seinen ursprünglichen Platz zurückbringen, egal wie sehr sie sich auch anstrengten und wie viel Kraft sie aufwanden. Der Misserfolg frustrierte Max und sicher auch seine Brüder enorm, was ihnen deutlich ins Gesicht geschrieben stand. Anstatt mit Schätzen behangen und siegreich zurückzukehren, stolperten sie schließlich mit hängenden Köpfen und ohne irgendeinen Erfolg auf ihrem beschwerlichen Rückweg über alte, verwitterte Gräber in Richtung Außenzaun, in dem sie das Loch noch finden mussten.

Als ein Nachtvogel die Stille mit seinem unermüdlichen Ruf durchbrach und ein weißes Laken gespenstisch zwischen den Gräbern im Wind flatterte, ergriffen sie ohne zu zögern die Flucht. Panisch und ohne einen einzigen Blick zurück, rannten sie durch die Dunkelheit. Doch selbst in sicherer geglaubter Entfernung wollte das Gefühl der unheimlichen Präsenz sie nicht loslassen. Es war, als hätte der Friedhof ihnen etwas Unsichtbares mitgegeben – einen flüchtigen Schatten, einen eisigen Hauch, der sie auf Schritt und Tritt begleitete.

Immer wieder warfen sie jetzt nervöse Blicke über ihre Schultern, doch die Dunkelheit blieb unnachgiebig und undurchdringlich. Es schien, als würde sie absichtlich verschleiern, was dort hinter ihnen lauerte.

Plötzlich hörten sie ein leises, kaum wahrnehmbares Lachen, das ihnen eine Gänsehaut verpasste. Es war, als hätte sich ein kalter Hauch durch die Stille geschlichen und ihre Herzen schneller schlagen lassen. Die kalte Nachtluft wurde immer schwerer, beinah erdrückend, sie war von einer unsichtbaren Kraft durchzogen. Irgendwie konnten sie das unheimliche Gefühl nicht abschütteln, das sich tief in ihnen festgesetzt hatte: Hatten sie mit dem Öffnen der Gruft etwa einem Geist die Freiheit geschenkt? Dieser Gedanke ließ sie nicht los. Alles, was auf dem Friedhof passiert war, fühlte sich plötzlich wie der Anfang an. Der Anfang von etwas Größerem, etwas Mysteriös-Unheimlichem, das jetzt vielleicht nicht mehr zu stoppen ist.

Wilhelm lag ruhig in seinem Bett, während drei Nachtschwärmer

kreidebleich die knarrenden Stufen der Treppe hinaufstiegen und schließlich den Schlafraum betratn. Zunächst erweckte er den Anschein eines friedlichen Schlafes, doch plötzlich war unter seiner Decke ein ungewöhnliches Geräusch zu vernehmen. Dieses Klangbild erinnerte stark an das gedämpfte, beinahe unheimliche Lachen, das man Geistern auf alten Friedhöfen zuschreibt.

Am darauffolgenden Morgen, während die Familie gemeinsam beim Frühstück saß und der neue Tag gemächlich seinen Lauf nahm, tauschte Wilhelm mit seinen Eltern vertrauliche Worte aus. Diese leisen, verschwörerischen Bemerkungen schienen große Heiterkeit hervorzurufen, die sich rasch am Frühstückstisch verbreitete und für eine ausgelassene Stimmung sorgte, nicht bei Max, Peter und Paul. Sie konnten sich diesem heiteren Moment nicht anschließen und blieben weiterhin ernst gestimmt.

## GRÄFIN VON SEYDLITZ UND DIE WERBENER JUNGS

Von großem Interesse war es, wie man das benachbarte Dorf Werben erreichen konnte, um dort das geheimnisvolle Schloss der Gräfin von Seydlitz aufzuspüren. Die vier Brüder hatten bereits viel von dieser Grafschaft gehört, und die Gräfin selbst hatten sie sogar schon einmal mit eigenen Augen gesehen. Ihr äußeres Erscheinungsbild war nahezu exotisch und wirkte geradezu extravagant: Sie trug einen auffallend breitkempigen Hut sowie ein langes, fließendes Gewand, das mutmaßlich an die Mode des Mittelalters erinnerte. Dazu kam, dass sie äußerst hohe Stöckelschuhe trug und ein Make-up aufgelegt hatte, das in seiner Auffälligkeit seinesgleichen suchte. Ohne

Zweifel war sie im ganzen Umkreis die am auffallendsten gekleidete Person.

Wilhelm hatte sich mit seinem brandneuen Fahrrad bereit erklärt, die geheime Mission zu übernehmen, das Schloss der Gräfin auszuspielen und möglichst viele Details darüber herauszufinden. Doch die Jungs aus dem Nachbardorf, die besonders wachsam waren, wurden schnell auf ihn aufmerksam und setzten ihn kurzerhand unter Druck, indem sie ihn vertrieben. Auf seiner hastigen Flucht passierte ihm jedoch ein Missgeschick: An einem großen Fliederstrauch wurde er abrupt ausgebremst, als ein fingerdicker, trockener Ast sich durch sein Ohr bohrte. Die Jungs, die ihn vorher verfolgt hatten, liefen erschrocken davon und ließen ihn schließlich alleine zurück. Wilhelm wiederum konnte sich von dem Strauch nicht mehr eigenständig befreien. Ein aufmerksamer Spaziergänger bemerkte zufällig, wie er samt Fahrrad an dem Strauch festhang und sich nicht mehr röhren konnte.

„Ich habe mit meinem kleinen Taschenmesser den Stock abgeschnitten, um Wilhelm aus seiner misslichen und wirklich unangenehmen Lage zu befreien“, erzählte dieser Spaziergänger später mit einem leicht amüsierten Grinsen im Gesicht.

Wilhelmine nahm die gesamte Angelegenheit äußerst ernst und konnte ihr überhaupt nichts Amüsantes abgewinnen. Sichtlich verärgert über das Missgeschick, das ihr Sorgen bereitete, und mit einem Gefühl der Unruhe suchte sie gemeinsam mit ihrem Sohn unverzüglich den Arzt auf. Der erfahrene und routinierte Mediziner entfernte den etwa zehn Zentimeter langen und einen Zentimeter dicken Fremdkörper mit großer Sorgfalt, professionell und sachgerecht aus dem Ohr. Mit einem Ausdruck im Gesicht, der von einem leichten Schmunzeln begleitet wurde, und Mundwinkeln, die beim Erzählen beinahe bis zu den Ohren reichten, erklärte der Arzt, dass ein solcher Fall eine absolute Rarität sei und er so etwas nur selten erlebe. Nach dem erfolgreichen und komplikationslosen Eingriff versorgte er die kleine Verletzung sorgsam und gewissenhaft mit einem Pflaster.

\*

Die vier Brüder wollten sich bei den Werbener Jungs unbedingt rächen. Sie waren stinksauer, dass sie ihnen den Besuch der Gräfin von Seydlitz vermiest haben und hatten bereits ihren Plan bis ins kleinste Detail ausgearbeitet, um sicherzustellen, dass alles reibungslos ablaufen würde. Gemeinsam mit ihren Freunden bereiteten sie gewissenhaft einen Gegenangriff vor, der bis ins letzte Detail gut durchdacht war und keine Schwächen aufwies. Zunächst bauten sie dafür mit viel Geschick und Geduld eigene Waffen, die sie selbst entworfen und mit großer Sorgfalt zusammengesetzt hatten. Dies waren hauptsächlich Steinschleudern und Puckaua, die sie mit großem Eifer und einer beeindruckenden Präzision herstellten. Selbstverständlich hatten sie zuvor einen sicheren Bunker errichtet, um ihre geheimen Tätigkeiten vor fremden Blicken zu schützen und den Plan nicht zu verraten, bevor er vollendet war.

Die **Puckaua** war ein Holunderast von etwa 3-4 cm Stärke und ca. 20 cm Länge, aus dem sorgfältig das Mark entfernt wurde, um eine Rohrform zu erhalten. An beiden Enden des Holunderrohrs wurden jeweils Eicheln festgesteckt. Ein speziell gefertigten Bolzen aus Holz wurde unter Druckanwendung in das Holunderrohr gesteckt. Durch dieses Zusammendrücken der Eicheln wurde die Luft im Inneren des Holunderrohrs stark komprimiert. Dadurch wurde die vordere Eichel durch den entstandenen Druck mit hoher Geschwindigkeit aus dem Rohr herausgeschleudert. Auch wenn dieses einfache Projektil keineswegs tödliche Verletzungen hervorrufen konnte, sollte man dennoch darauf achten, es nicht ins Auge oder einen anderen sensiblen Bereich zu bekommen.

Die **Katapultkonstruktion** namens Schleuder galt als deutlich gefährlicher und wurde von den Kindern als eine einfache, aber beeindruckend effektive Waffe angesehen. Dabei wurde ein Gummi, oftmals auch Einweckgummi oder ein ähnlich elastisches Material, an

den oberen Enden einer stabilen Astgabel befestigt. In die Mitte des straff gespannten Gummis wurde eine speziell zugeschnittene Leder-aufnahme für einen Stein oder ähnliches Material passgenau eingesetzt. Ein passender Stein wurde eingelegt, der Gummi anschließend bis aufs Äußerste gespannt und daraufhin dem Projektil freier Lauf gegeben. Durch das plötzliche Lösen der erzeugten Spannung des Gummis schnellte der Stein mit großer Geschwindigkeit nach vorne und konnte, je nach Stärke der Spannung und der Qualität der Schleuder, erstaunlich weit fliegen.

Der Kampf konnte endlich beginnen. „Schwer bewaffnet und hoch motiviert“ schlichen die Jungs vorsichtig, aber trotzdem voller Vorfreude und mit großer Spannung zur bis dahin gemeinsamen Badestelle. Diese war die berühmte „Zweite Ecke“ am Leineweberfließ, ein Ort, den sie seit einiger Zeit immer und immer wieder aufsuchten, um ihre Abenteuer auszuleben. Völlig überrascht und ohne jegliche Vorbereitung auf den plötzlichen und furiosen Angriff flohen die „Feinde“ panisch in alle Richtungen, als hätten sie mit so etwas niemals gerechnet. Max, Peter, Paul und ihre engsten Freunde setzten ihnen nach und verfolgten sie hartnäckig und entschlossen, ohne auch nur einen Moment zu zögern, bis sie schließlich nicht nur die Badestelle eroberten, sondern auch den ganzen Weg nach Werben belagerten, um ihrem Triumph den krönenden und unvergleichlichen Abschluss zu verleihen.

Die disziplinierte Ausbildung der Kinder zeigte nun ihre bemerkenswerte Wirkung. Wilhelm führte seine kleinen Krieger als General an und trug zu diesem kämpferischen Anlass eine authentische und eindrucksvolle Uniform. Pelle hatte für deren Beschaffung gesorgt. Seine betagte Nachbarin, die eine wahre Schatztruhe an historischen Erinnerungsstücken besaß, hatte noch einen alten Soldatenmantel aus dem Ersten Weltkrieg, der einst ihrem inzwischen verstorbenen Ehemann gehört hatte, sowie eine dazugehörige, hervorragend erhaltene Pickelhaube, die sich als geradezu perfekt für diesen bevorstehenden und bedeutsamen ersten großen Einsatz erwies. Unter Wilhelms lautstark und präzise erteilten Befehlen agierten die Kinder mit beeindru-

ckender Gehorsamkeit und Entschlossenheit. Mit ihren „Waffen“ zielten sie auf jeden einzelnen Zweig der dicht wachsenden Sträucher, die den Weg zu beiden Seiten säumten. Wirklich getroffen hatten sie aber einen Mann, der zufällig und vollkommen ahnungslos genau diesen Weg gerade mit seinem Fahrrad entlang fuhr. Er bekam einen Stein an den Kopf und erlitt eine blutende Platzwunde. Der Schreck der Jungs war mindestens genau so groß, wie der des ungewollten Opfers. Dieser Mann war offensichtlich ein sportlicher Typ und hatte keine Mühe, zwei der Jungen zu schnappen. Er fasste beide am Kragen und schlug dabei gefühlvoll ihre Köpfe zusammen.

Mit schlackernden Knien zogen sie von dannen. Eine Anzeige folgte. Außer der Standpauke zu Hause wurden die Rabauken beim obersten Dorfpolizisten vorstellig und in der Schule gab es vor dem Fahnenappell auch noch eine Rüge, die ihnen erteilt wurde. Diese Rüge ließen sie jedoch mit einer Mischung aus Stolz und Trotz über sich ergehen, als wäre sie eine Trophäe, die ihre mutige, wenn auch fragwürdige Aktion unterstrich.

Die Mutter war über diese für sie völlig überraschende und unbegreifliche Tat sehr verärgert, ja geradezu entsetzt. Auch die missbrauchten Einweckgummis, die sie sorgsam aufgehoben hatte, missfielen ihr zutiefst und sorgten für weiteren Unmut. Dass ihre Jungen so einen Unfug trieben, machte sie völlig fassungslos und es war in ihren Augen eine Schande für die Familie. Zunächst wurden die Kinder straff bestraft, indem sie für die gesamte Woche Stubenarrest erhielten, ohne Aussicht auf Milderung.

Noch während des Abendessens konnte sich Wilhelmine nicht beruhigen, denn ihr Unmut war noch lange nicht verraucht, und so schimpfte sie weiter in einer Endlosschleife. Sie konnte einfach nicht aufhören, immer wieder ihren Ärger in Worte zu fassen. Die Stimmung am Tisch wurde immer ernster. Die Kinder saßen derweil still und mit gesenktem Blick auf ihren Plätzen, voller Furcht vor weiteren Konsequenzen, die unweigerlich drohten. Vater Bört hingegen wirkte wie immer unbeeindruckt und unbeteiligt. Gelassen blätterte

er in seiner Zeitung, als wäre nichts geschehen. Der Tumult um ihn schien nicht zu seiner Welt zu gehören und hatte keinerlei Macht, seine Ruhe zu stören.

Nun aber war auch er an der Reihe und Wilhelmine ließ ihren Zorn ungebremst an ihm aus. Ohne zu zögern oder sich zurückzuhalten, fuhr sie ihn an:

„Paul, hast du überhaupt bemerkt, was die Kinder angestellt haben? Du kannst das doch nicht einfach ignorieren! Sag doch endlich mal etwas dazu!“

Der Vater legte die Zeitung kurz auf den Tisch, warf einen strengen Blick in die Runde, der wie ein drohendes Gewitter wirkte, und rief laut, fast donnernd, sodass es durch den gesamten Raum hallte: „Himmeldonnerwetter noch mal!“ Doch dann nahm er seine Zeitung wieder auf, als sei damit alles gesagt und das Thema erledigt, als wäre die Angelegenheit für ihn mit diesem einen Ausbruch abgeschlossen. Seine Haltung machte sofort klar, dass er sich nicht weiter mit dem Thema beschäftigen wollte, und er vertiefte sich wieder in die Zeilen, die er zuvor gelesen hatte.

Max, Peter und Paul, ja selbst Wilhelm saßen immer noch ganz still auf ihren Stühlen, stumm und wie unsichtbar, und die Mutter war nun richtig ärgerlich, aber nicht auf ihre Kinder, sondern auf ihren Mann, den sie nun weiter anfauchte, lauter und eindringlicher als zuvor: „Die Kinder lachen sich eins ins Fäustchen, wenn nichts passiert. Tu doch endlich etwas!“

Das war für den Vater offenbar doch zu viel, und er schlug seine Zeitung jetzt mit einem deutlichen Geräusch zu, löste entschlossen seinen Hosenriemen von der Hose, als wolle er keine weitere Diskussion mehr zulassen, und dann mussten die jetzt so braven Kinder antreten, um eine Tracht Prügel zu empfangen.

Jeder Außenstehende hätte jetzt gedacht: „Die armen Kinder!“ Nicht so die Kinder. Ohne ein Wort zu sagen, kamen sie dem Vater entgegen und stellten sich der Größe nach vor ihm auf. Einer nach dem an-

deren streckte ihm den Po entgegen, ohne Widerstand zu leisten. Er ließ seinen Lederriemen bei jedem von ihnen dreimal auf dem Hintern tanzen. Es schien ihnen nicht sehr wehgetan zu haben, denn sie zeigten keine große Reaktion. Die Mutter schien indessen zufrieden und nickte mit einer Art stiller Genugtuung. Vielleicht war sie jetzt auch nur glücklich, dass nichts passiert war, außer: die Angelegenheit war geklärt und es zog wieder Frieden ein.

Die Woche Stubenarrest verging erstaunlich schnell, da es doch eine Menge Schularbeiten zu erledigen gab. Wirklich viel Freizeit, um ausgiebig zu spielen oder sich anderen Dingen zu widmen, blieb dabei auch gar nicht übrig.

## DER NEUJAHRSTREICH

Wenn es die Bande auch nicht mehr aktiv gab, so wurden Dummheiten natürlich immer noch gemacht. Mit seinen Kumpels trieb Max am späten Nachmittag des Neujahrstages 1955, ausgerüstet mit einem Schrankschlüssel und mehreren Streichholzschatzeln, in der Straße des Deutschen Hauses sein Unwesen. Er versteckte sich geschickt hinter Ecken und Mauern, füllte den zylindrischen Hohlraum eines Schrankschlüssels mit sorgsam abgetrennten Streichholzkuppen und wartete geduldig darauf, bis jemand vorbeikam. Dann ließ er den an einer Schnur befestigten Schlüssel mit einem gezielten Schwung an eine Hauswand schnellen und rannte lachend davon, ohne sich umzusehen. Es gab einen gewaltigen Knall, der die Straße mit Lärm erfüllte und sicherlich auch in den umliegenden Häusern zu hören war. Ein Bewohner dieser Straße schaute sich dieses Treiben jedoch nicht lange an. Er versteckte sich ebenfalls clever, und als Max' Schlüssel seinen ohrenbetäubenden Knall auslöste, gab es ein unerwartetes Echo. Das Echo war nichts anderes als die entschlossene Hand des Anwohners, die mit Nachdruck und ohne Zögern un-

sanft auf Max' Wange landete und ihm eine deutliche, schmerzhafte Lektion erteilte.

„Das kannst du ruhig deinem Vater erzählen, wenn du willst“, sagte der Mann noch mit eindringlichem Ton, bevor die Jungen so schnell wie möglich das Weite suchten und aus seinem Blickfeld verschwanden.

Mutter Bört hatte die auffällige Rötung auf der Wange ihres Sohnes bemerkt, sie blieb ihr nicht verborgen, so aufmerksame Augen hatte sie. Woher sie jedoch genau herrührte und welche Vorkommnisse dazu geführt hatten, konnte sie nicht erfahren, denn die Jungen hatten dazu nichts verraten. Trotz mehrerer Fragen und bohrender Blicke schwiegen sie beharrlich und ließen sich nichts anmerken.

## DAS BESTE STÜCK

Zum Glück war Max nicht bei dem Experiment dabei, dachte er, während ihm Wilhelms berüchtigte Eskapaden in den Sinn kamen.

Wilhelm, bekannt als der Typ, der keine Scheu vor unkonventionellen und mitunter riskanten Aktionen hat, sorgte mal wieder für reichlich Gesprächsstoff. Dieses Mal entschied er sich, mit Salz- und Schwefelsäure zu experimentieren – und das in nichts weiter als einer gewöhnlichen Sporthose. Klingt verrückt? Ist aber tatsächlich passiert. Was dann geschah, konnte man fast schon erahnen: Die Säure schwappte über und verursachte nicht nur irreparable Schäden an der Sporthose, sondern beeinträchtigte auch die darunterliegenden Bereiche. Seine Mutter war alles andere als begeistert – verständlich. Sie brachte ihn umgehend zum Arzt. Man konnte ihr die Mischung aus Resignation und einem stummen „Na toll, nicht schon wieder“ deutlich ansehen.

„Tja, das ist sicher nicht angenehm“, sagte der Arzt mit einem schmunzelnden Unterton, während er Wilhelms Verletzungen äußerst behutsam und mit großer Sorgfalt behandelte.

Jahre später stellte sich heraus: Der Vorfall war tatsächlich weit weniger dramatisch, als es in jenem Moment für alle Beteiligten den Anschein hatte. Wilhelm kam mit einem sprichwörtlichen blauen Auge davon, ohne größere Folgen, und erzählte die ganze Geschichte später immer wieder mit einem Augenzwinkern und einem heiteren Lächeln weiter – man staune – selbst seinen Kindern, die sich darüber stets amüsierten.

Doch Wilhelms kreatives Chaos zeigte sich nicht nur in seinen Chemie-Abenteuern. Eines Tages nahm er sich eine alte Taschenuhr vor, um herauszufinden, wie sie funktioniert. Das Ergebnis? Nun ja, es war ziemlich vorhersehbar: Die Uhr war komplett zerlegt, und von einem Wiederzusammenbau konnte keine Rede mehr sein. Die Einzelteile lagen quer verstreut auf dem Küchentisch. Und seine Mutter? Sie war – wenig überraschend – kurz vor der Verzweiflung.

Inmitten dieses scheinbaren Chaos keimte Wilhelms Leidenschaft für Technik. Was wie ein kleiner Unfall begann, wurde zum Ausgangspunkt seiner Hobby-Karriere als Tüftler und Erfinder. Trotz des holprigen Starts zeigte sich bald, dass sein unermüdlicher Forscherdrang ihn ein Leben lang prägen würde. Mit einem selbst entworfenen Fernrohr, das er auf seinem Balkon installierte, faszinierte er ganze Schulklassen aus seiner Heimatstadt.

## NACHBARS KATZE

**E**in andermal gefiel den Jungs Nachbars Katze nicht. Dieses Tier hatte es auf die Vögel am Futterhäuschen abgesehen. Das sollte sie büßen. Mit einem alten Koffer, einem Hammer und einer Schnur als Utensilien versuchten sie ihren Plan umzusetzen. Sie legten einen

toten Vogel in den offenen Koffer und befestigten die Schnur an den Deckel. Anschließend warteten sie auf die Katze, die früher oder später kommen musste. Wie erwartet kam sie tatsächlich und der Deckel klappte mit einem lauten Knall zu.

So weit, so gut, zumindest aus Sicht der Jungs. Das schwierige Ende sollte aber noch folgen, und das sorgte für einiges an Bauchgrummeln.

Keiner wollte es machen und so musste das Los entscheiden. Max sollte es schließlich vollbringen, auch wenn er alles andere als begeistert war. Ihm schien die ganze Sache nicht geheuer, aber es musste ja nun geschehen, ob er wollte oder nicht. Nach dem Motto: „Wer ‚A‘ sagt, muss auch ‚B‘ sagen“, gingen sie zu Werke und machten sich an die Umsetzung des Plans. Damit die Katze nur in eine Richtung fortlaufen konnte, stellten sich alle um den Koffer herum und passten genau auf. Max hockte sich mit einem Hammer in der Hand und einem grimmigen Gesichtsausdruck hin.

Scheinbar hatte die Katze gut zugehört und begriffen, was geplant war, denn als sich der Koffer öffnete, sprang sie im hohen Bogen mit einem Riesensatz in die Freiheit, schneller als irgendjemand reagieren konnte. Der Hammer jedoch landete stattdessen auf dem großen Zeh eines Kumpels, der daraufhin laut aufschrie. Diese Katzensache hatte niemand mitbekommen, auch nicht die Nachbarn, die sonst alles hörten.

So 'nen Quatsch haben die Jungs danach nie wieder gemacht. Sie wussten ja, dass das nicht nur wehtun, sondern auch echt gefährlich sein konnte – und mal ehrlich, die Katze war doch einfach zu süß!

## DER GARTENVEREIN

**S**ie gründeten einen Gartenverein. Das war eine legale, gute Sache, die auch bei den Eltern großen Zuspruch fand und auf Zustimmung stieß. Man säte und pflanzte um die Wette, mit viel Freude und Begeisterung, und hatte dann im Herbst auch ein wunderschö-

nes, farbenfrohes Erntefest. Als Festschmaus sollten Spatzen dienen, denn die Frage nach anderem Federvieh aus dem Stall konnten sie sich ganz klar ersparen. Ein paar Spatzen waren auch schnell gefangen, und schon ging das Braten der am Stock aufgespießten kleinen Vögel am offenen Feuer los, begleitet von viel Neugier und Aufregung.

Was die Kinder jedoch für unwichtig hielten, war das Rupfen und Ausnehmen der Tiere. Das erwies sich als schwierig und recht umständlich, deshalb wollten sie es sich einfach ersparen. Die paar übrig gebliebenen Federn, dachten sie sich, würden schon im Feuer abbrennen, ohne große Probleme zu verursachen. Und die kleinen Därmchen, so meinten sie, würden beim Essen sicherlich nicht stören. Krebse, argumentierten sie, nahmen sie ja auch nicht aus, und das hatte bisher niemanden gestört oder behindert.

Zum Essen kam es jedoch überhaupt nicht, denn die verbrannten Federn lösten so einen unerträglichen, fürchterlichen Gestank aus, dass die gesamte Kinderschar fluchtartig, wie aufgescheuchte Spatzen, den Garten verlassen mussten. Die Mutter hatte von alledem diesmal überhaupt nichts mitbekommen, denn sie hatte keinen Geruchssinn und konnte den beißenden Qualm nicht riechen. Der Vater dagegen, mit seiner besonders guten Nase, schimpfte ausgiebig und unnachgiebig den gesamten Sonntagnachmittag bis zum Abend über den grässlichen Gestank, der sich nahezu überall in der Umgebung ausbreitete.

Beim nächsten Gartenfest gab es dann Krebse, was eine viel bessere Idee und eine große Erleichterung war, denn damit gab es keinerlei Probleme. Diese waren durchweg schnell gefangen. Sie brauchten nur noch in kochendes, gut gesalzenes Wasser geworfen zu werden, und schon konnten die Kinder das Innere der Scheren und des Schwanzteils genießen und verzehren, und das schmeckte ihnen auch noch sehr gut. Zum richtig Satt werden hatte es damals aber leider nicht gereicht. Da waren dann Quappen, die es im Fließ reichlich und in großer Anzahl gab, schon deutlich besser geeignet.

Quappen fingen sie mit einem großen Kartoffelkorb, der im Uferwasser geschickt an den Befestigungssteinen entlanggezogen wurde. Das war eine einfache und erfolgreiche Methode, mit der bald schon ein ganzer Korb mit diesen schmackhaften, wohlschmeckenden Fischen gefüllt war.

Der Gartenverein war im Übrigen ein **fast** eingetragener Verein, ausgestattet mit Mitgliedsbüchern und Mitgliedsbeiträgen in Alupfennigen, die sorgfältig in einer alten Blechdose innerhalb der Bunkerwand aufbewahrt wurden. Diese Dose mit den Beiträgen und Mitgliedsbüchern wurde erst im Erwachsenenalter, nach langer Zeit, verschimmelt und mit einem schmunzelnden Lächeln wiederentdeckt. Die aufklebbaren Beitrittsmarken, die ein fester Bestandteil des Vereinslebens waren, wurden mit viel Hingabe selbst gefertigt und sorgsam im Mitgliedsbuch eingeklebt. Pflanzen aus den heimischen Gärten wurden untereinander fleißig ausgetauscht, was den Vereinsgedanken verstärkte.

Nachkommen eines Mandelstrauchs, den Max einst von Pelle erwarb, gedeihen auch Jahrzehnte später noch prächtig in Max' Vorgarten. Sie sind eindrucksvolle Zeugnisse für Beständigkeit und bewahren die lebendigen Erinnerungen an diese besondere Zeit.

\*

**M**ax zeigte sich stets zufrieden, obwohl es seinen Eltern nicht möglich war, ihm all jene Annehmlichkeiten zu bieten, die anderen Kindern zuteilwurden. So konnten beispielsweise die Kinder der wohlhabenderen Gemüsebauern aus Müschen nach der Schule am Eispannion des Cafés Thomas beliebig viel Eis genießen – eine Möglichkeit, die Max leider nicht vergönnt war. Max' finanzielle Mittel waren stark begrenzt. Im besten Fall konnte er sich eine kleine Kugel Eis für fünf Pfennige leisten, doch auch dies blieb selten. An den meisten Tagen musste er mit Bedauern an diesem beliebten Treffpunkt vorbeigehen. Erst nach der Schließung des Cafés, bedingt durch die Flucht des Besitzers in den Westen, empfand Max den

Schulweg als weniger belastend. Fortan war er in diesem Aspekt den Kindern der Müscher Bauern gleichgestellt und fühlte keinen Unterschied mehr.

## DIE PIONIERREPUBLIK „WILHELM PIECK“



Max - rechts, Mitte

Max' Eltern wollten eigentlich etwas Gutes tun und schickten ihn 1956 für zwölf Wochen in die Pionierrepublik „Wilhelm Pieck“. Das Pionierlager beherbergte pro Zyklus tausend Kinder, darunter auch Kinder aus dem Ausland. Unter ihnen befanden sich Kinder aus Ungarn, deren Eltern beim Volksaufstand 1956 ums Leben gekommen waren.

Max war keineswegs sonderlich begeistert von dieser eigentlich angedachten Auszeichnung, und sein Einstieg in die als Kinderrepublik kommunistischer Prägung bekannte Einrichtung begann direkt mit

einer Pechsträhne. Gleich nach seiner Ankunft im Lager wurde er von den Kindern aus Burg getrennt, was sich für ihn als ausgesprochen nachteilig erwies. Ihm war überhaupt nicht bewusst, dass auf dem weitläufigen Übungsgelände, das speziell für Kinder eingerichtet worden war, soldatisches Verhalten als eiserne Regel galt. Hier war das Verlassen der Reihe lediglich mit ausdrücklicher Genehmigung erlaubt, sogar dann, wenn es sich um die dringendsten menschlichen Bedürfnisse handelte.

Diese strikten Umstände führten letztlich zu seinem Missgeschick. Folgendes ereignete sich: Max stand gemeinsam mit den Burger Kindern in der Warteschlange, um sich ordnungsgemäß anzumelden, doch genau in diesem Moment verspürte er das unaufschiebbare Bedürfnis, die Toilette aufzusuchen. Er wandte sich an Pelle, der sich in seiner unmittelbaren Nähe befand, und teilte ihm mit, dass er nur kurz den Sanitärbereich aufsuchen müsste, um dann schnell zurückzukehren. Doch während seiner kurzen Abwesenheit passierte das, womit er nicht gerechnet hatte: Als er von der Toilette zurückkam, stellte er mit Schrecken fest, dass die Burger Kinder ihre Anmeldung bereits abgeschlossen hatten und nicht mehr in der Warteschlange standen. Stattdessen hatten sie sich inzwischen in einem der Pionierhäuser eingefunden. So gelangte Max schließlich zu einer Gruppe, die aus einem völlig anderen Teil der DDR stammte. Diese Gruppe wirkte auf ihn ebenso verunsichert angesichts des militärischen Tons, der hier herrschte. Während sich die Mitglieder der Gruppe zumindest untereinander kannten, war Max nicht einmal in der Lage, ihren Dialekt zu verstehen.

Es fiel Max schwer, sich im Lagerleben zurechtzufinden. Obwohl er gerne sang und Musik hörte, konnte er mit den Liedern der Pionierrepublik nicht viel anfangen. Diese Lieder, die stets vom sozialistischen Geist und der Gemeinschaft handelten, berührten ihn einfach nicht. Auch die ungarischen Kinder ließen sich durch diese Melodien und ihre Texte nicht von ihren eigenen traumatischen Erlebnissen und den tief sitzenden Erinnerungen ablenken. Auch die Spiele und Tänze, die stets im Einklang mit den Prinzipien der sozialistischen

Erziehung gestaltet wurden, trugen nicht dazu bei, die bestehende Distanz zu überwinden.

Ein weiteres Ziel der geistigen Väter dieses Kinderlagers war es offenbar, allen Kindern eine vormilitärische Ausbildung zu vermitteln und sie so auf die Zukunft vorzubereiten. Dazu fanden verschiedene paramilitärische Aktivitäten statt, darunter Nachtalarme, Verdunkelungsübungen oder realitätsnahe Kampfspiele, die den Kindern „Disziplin“ und ein militärisches Verantwortungsbewusstsein einimpfen sollten.

Daneben gab es verschiedene Zirkel, in denen man basteln, tanzen oder singen konnte, um die Kreativität und die Gemeinschaft zu fördern. Max meldete sich für den Bastelzirkel an, weil er dachte, dass das Basteln vielleicht eine Ablenkung bringen könnte. Sein erstes Bastelprodukt war ein originalgetreues Kampfflugzeugmodell, nämlich die MIG 17, aus Holz gefertigt. Das Basteln machte Max tatsächlich Spaß und half ihm, zumindest ein wenig Freude im Lageralltag zu finden.

Am Ende des Lagerlebens durfte er das Flugzeug sogar mit nach Hause nehmen, worüber er sich zunächst freute. Sein Vater hat es aber gleich in den Ofen geworfen, mit der Bemerkung, dass es zu nichts weiter zu gebrauchen sei. Zu einem Spielzeugpferd, das Max aus Stoff mit Schürzstich genäht und mit Holzwolle ausgestopft hatte, sagte er: „Das kannst du auch nicht gebrauchen, aber wenigstens hast du nähen gelernt.“ Das war seine Art, seine Gedanken wiederzugeben.

In der Gesangsgruppe erlernte Max Kampflieder, beispielsweise:

*„Wir sind geboren, Taten zu vollbringen,  
zu überwinden Raum und Weltenall,  
auf Adlers Flügeln uns empor zu schwingen,  
beim Herzschlag sausen der Motoren Schall.  
Refrain: Drum höher und höher und höher,  
wir steigen trotz Hass und Hohn.“*

*Ein jeder Propeller singt surrend das Lied:  
Wir schützen die Sowjetunion!“*

Max hatte die besondere Gelegenheit, diese Lieder in einer Singegruppe im Schloss Hubertusstock vor Mitgliedern der Staatsführung vorzutragen. Es war ein einzigartiger Moment, der die Kinder mit Stolz erfüllte, aber auch eine gewisse Nervosität mit sich brachte. Ein Höhepunkt für Max war es, Walter Ulbricht, dem damals allseits bekannten Vorsitzenden des Staatsrates, persönlich die Hand zu schütteln. Max erkannte ihn sofort, denn dessen Porträt hing nicht nur zu Hause und in jedem Klassenzimmer seiner Schule, sondern auch hier in der Pionierrepublik – stets an prominenter Stelle neben dem von Wilhelm Pieck, in jedem einzelnen Raum. Für seine klare und helle Stimme erhielt Max sogar ein persönliches Lob vom Staatsoberhaupt: „Das hast du aber schön gesungen“, lobte Ulbricht mit seiner unverkennbaren Stimme. Dieser Augenblick brannte sich tief in Max’ Gedächtnis ein und blieb ihm noch lange erhalten – jedoch ohne späteren Stolz.

Für Max war der Aufenthalt in der Pionierrepublik alles andere als erfreulich. Trotz des besonderen Lobes und der ausgestreckten Hand des Staatsoberhauptes – Gesten, auf die er gerne verzichtet hätte – wäre ihm dieser ungeliebte Aufenthalt lieber erspart geblieben. Die vermeintliche Ehre konnte den negativen Eindruck nicht mindern. Umso größer war seine Erleichterung, als diese Phase endlich vorbei war und er die Tage hinter sich lassen konnte.

## WIEDER ZU HAUSE

Zurück in Burg konnte Max endlich wieder seinen wahren Leidenschaften nachgehen. Burg bot zahlreiche Möglichkeiten,



Instrumentalgruppe: Heimatfest Burg - hintere Reihe Bildmitte Max

sich außerhalb der Schule sportlich, spielerisch oder musikalisch zu engagieren. Besonders in der Instrumentalgruppe blühte er auf: Gemeinsam mit seinen Brüdern, seinem Vater und weiteren talentierten Musikern formten sie ein Ensemble aus vier Mandolinen, einer Geige und zwei Gitarren. Ihre Auftritte bei öffentlichen Veranstaltungen, wie dem Heimatfest, zählten zu den absoluten Höhepunkten.

Neben der Musik fand Max auch im Schachclub eine Heimat. Dort nahm er gemeinsam mit einem seiner Brüder und den erwachsenen Mitgliedern an spannenden Wettkämpfen teil.

Doch nicht nur seine Hobbys bestimmten Max' Alltag. Auch der Konfirmationsunterricht sollte ein fester Bestandteil seines Lebens sein. Obwohl sein Vater keiner Konfession angehörte und seine Mutter Wilhelmine nicht besonders gläubig war, bestand sie darauf, dass

Max konfirmiert wurde. Der Grund lag in der Familientradition, vertreten durch seine Großtante Anna. "Solange Tante Anna lebt, gehst du in die Kirche, und damit hat es sich", entschied Wilhelmine mit Nachdruck. Sein Vater hingegen blieb in dieser Angelegenheit neutral.

In dieser Zeit begann Max, sich intensiv mit seiner eigenen Weltanschauung auseinanderzusetzen. Weder die Kirche noch die Jungen Pioniere konnten ihn wirklich überzeugen.

Schließlich entschied Max, sich von beidem zu distanzieren. Er schwänzte den Konfirmationsunterricht, indem er sonntags zwar das Haus verließ, die Kirche aber nie erreichte. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sein Fernbleiben auffiel.

Eines Tages wandte sich der Pfarrer an Max' Vater, um nach den Gründen für seine Abwesenheit zu fragen. Paul reagierte gelassen: „Ich weiß es nicht. Vielleicht hat er eine andere Weltanschauung als die Kirche lehrt. Das würde sein Verhalten erklären. Ich werde mit ihm darüber sprechen. Max ist alt genug, um über seine Lebensphilosophie selbst zu entscheiden. Wenn er nicht mehr zur Kirche gehen möchte, ist das seine Wahl, die ich respektiere.“

Diese Haltung ihres Mannes stieß bei Wilhelmine auf wenig Zustimmung. Ebenso wenig konnte Paul Max' Desinteresse an den Jungen Pionieren oder später der FDJ nachvollziehen. Doch Max blieb seiner Überzeugung treu: Er wollte nur das tun, was ihn wirklich erfüllte – frei von fremden Erwartungen, sei es in Glaubensfragen oder in der Politik. Aufgezwungenen Aktivitäten wie es sie in der Pionierrepublik gab, wollte er, wenn es irgendwie ging, aus dem Wege gehen. „Ich bin geboren, um zu leben, nicht, um mir Überzeugungen aufdiktieren zu lassen!“, stellte er für sich klar. Für ihn bedeutete ein erfülltes Leben vor allem eines: ein Leben voller Musik.

## JUGENDJÄHRE

Die Kinderjahre vergingen wie im Flug und mit der Jugendweihe begann für Max ein neuer, aufregender und spannender Lebensabschnitt, der viele Veränderungen mit sich bringen sollte. Den feierlichen Eintritt von Jugendlichen ins Erwachsenenalter, ganz ohne religiösen Hintergrund, fand Max schon interessant und bemerkenswert, aber die offizielle Zeremonie war für ihn dann doch eine völlig neue und ungewohnte Erfahrung, die er erst einmal in Ruhe verdauen und verarbeiten musste. Besonders der Inhalt des feierlichen Gelöbnisses erschien Max etwas befremdlich und schwer zu begreifen. Die Jugendlichen sollten darin versprechen, die Freundschaft mit der Sowjetunion aktiv zu vertiefen, das brüderliche Bündnis mit den sozialistischen Ländern nachhaltig zu festigen und im Geiste des proletarischen Internationalismus entschlossen gegen jeden imperialistischen Angriff für Frieden und Sozialismus zu kämpfen. Für einen 14-jährigen Jungen wie Max war das eine etwas beängstigende und einschüchternde Perspektive, deren wahre Bedeutung er noch nicht vollständig erfassen konnte und deren Inhalt er daher mit gemischten und widersprüchlichen Gefühlen betrachtete.

Nach jeder Frage der verantwortlichen Personen sollten die Jugendlichen möglichst mit einem klaren und deutlichen „Ja, das geloben wir!“ antworten. Dabei erlaubten sich einige der Jungen in einem sarkastischen Scherz, bewusst das „e“ vor dem „l“ auszulassen und durch das leicht abgeänderte Wort „Globen“ der Situation eine humorvolle und zugleich ironische Note zu verleihen. Sie empfanden es als äußerst amüsant, wie ihre kleine sprachliche Modifikation die feierliche Ernsthaftigkeit der Zeremonie auflockerte.

Max hegte erhebliche Zweifel daran, ob die Verantwortlichen diesen subtilen Scherz der Jugendlichen tatsächlich erkannten oder ob ihnen überhaupt bewusst war, dass die Jungen durch dieses Wortspiel ihren

Unmut zum Ausdruck bringen wollten. Es schien fraglich, ob die Erwachsenen wahrnahmen, dass die Jugendlichen der feierlichen Verpflichtung wenig ernsthaften Wert beimaßen und dies auf subtile Weise kommunizierten.

Trotz der vielen Loblieder auf den sozialistischen Staat erlebte Max seine Jugendweihe als ein bedeutendes und prägendes Ereignis in seinem Leben. Dabei war es weniger das offizielle Gelöbnis, das in ihm das Gefühl auslöste, in die Welt der Erwachsenen aufgenommen und anerkannt zu werden. Vielmehr war es die ungezwungene und lebhafte Feier, die durch mitreißende Live-Musik eine ganz besondere Atmosphäre schuf. Die unbeschwerete Stimmung und die musikalischen Darbietungen sorgten dafür, dass Max diesen Tag in vollen Zügen genießen konnte. Besonders erfüllend war für ihn, dass er mit seinem eigenen Spiel auf der Mandoline und der Gitarre aktiv zur Gemeinschaft beitragen konnte. Dieses persönliche Engagement machte die Feier für ihn zu einer einzigartigen und unvergesslichen Erfahrung. Diese prägende Erinnerung stärkte nicht nur sein Selbstbewusstsein, sondern nährte auch seinen Wunsch, eines Tages eine berufliche Laufbahn als Musiker einzuschlagen. Dennoch lehnte er ein erstes konkretes Angebot in diese Richtung, das ihm nur wenige Wochen vor der Jugendweihe unterbreitet wurde, noch ab.

Damals brachte Max' Vater ein Saxofon mit nach Hause, das Max im neu gegründeten Pionierblasorchester spielen sollte. Seine Eltern hatten das mit dem organisatorischen Leiter des Orchesters lange im Voraus abgesprochen, wobei Max allerdings nicht einbezogen worden war und seine Zustimmung zunächst auch nicht geben konnte. Er hatte damals keineswegs Interesse daran, in einem Pionierblasorchester zu musizieren, da Kampflieder und Märsche schlachtweg nicht seine bevorzugte Musikrichtung waren. Sein Interesse galt vielmehr den aktuellen Schlagern wie „Sugar Baby“ von Peter Kraus oder „Tom Dooley“ von den Nilsen Brothers, die zu dieser Zeit besonders angesagt waren und ihn begeisterten. Diese Lieder spielte Max auch mit großer Freude und Hingabe zu Hause zusammen mit seinen Brüdern, was ihm weitaus mehr bedeutete als die Marschmusik des Or-

chesters.

Nach der Jugendweihe eröffnete sich für Max eine völlig neue Welt voller Möglichkeiten und Inspiration! Er hatte plötzlich das Gefühl, alles mit völlig anderen Augen sehen zu können. Er dachte bei sich, wow, „mit diesem Saxofon könnte ich bestimmt auch Tanzmusik machen und vielleicht sogar Menschen damit begeistern“.

Das Instrument lag bis dahin noch unbenutzt zu Hause im Schrank. Neugierig holte Max es eines Tages heimlich heraus, voller Vorfreude und mit einem Kribbeln im Bauch darauf, was wohl kommen würde. Er begann, die Töne zu formen, probierte sich aus und versuchte, das komplizierte System des Instruments langsam zu erforschen und zu verstehen. Und tatsächlich: Schon am ersten Tag gelang es ihm, eine kleine, einfache Melodie zu spielen! Zwar klang sie noch nicht perfekt, doch die Töne stimmten überraschend gut. Den Walzer „Hör mein Herz“, der damals sehr beliebt war, hatte Max ohne jede Notenkenntnis geschickt zusammengezimmert und seinen Eltern praktisch aus dem Stegreif vorgespielt. Sie waren absolut begeistert und konnten ihren Stolz kaum verbergen!

Voller Elan und Selbstbewusstsein meldete sich Max am nächsten Tag beim Orchester an, bereit, seine musikalische Reise fortzusetzen.

In der ersten Übungsstunde wurde ihm sehr gut erklärt, wie man die Töne „C“ und „D“ spielt. Diese Töne beherrschte er allerdings schon sehr gut, deshalb war diese Art Einzelunterricht einfach nicht sein Ding. Er schwänzte ihn meist. Den Rest der noch unbekannten Töne wollte er sich schon selbst beibringen, denn er hatte noch viel vor: Er wollte bald richtige Tanzmusik machen! Dieses Ziel hatte er sich schon lange in den Kopf gesetzt und war fest entschlossen, es zu erreichen. Nach ein paar Wochen zeigte Max dem Dirigenten, was er mithilfe der Notenschule gelernt hatte. Der wirkte ziemlich erstaunt, aber nicht unzufrieden. Daraufhin wurde Max vom Einzelunterricht befreit und musste nur noch an den Orchesterproben teilnehmen. Diese neuen Proben gefielen ihm deutlich besser, da er sich hier mit anderen Musikern austauschen konnte. Das erste gemeinsame Lied

des Orchesters hieß „Wir sind die Schmiede der Zukunft Schlüssel ...“. Es war ein vorgegebenes Kampflied, das den jungen Orchestermitgliedern nicht wirklich gefiel und auch dann auch nicht gut klang. Die verschiedenen Blasinstrumente erzeugten ein einziges Durcheinandergefortze von Tönen. Es war fast schon komisch, wie unkoordiniert das Ganze wirkte, obwohl sich alle bemühten. Ein halbes Jahr später, bei der Weihnachtsfeier der Gemeinde, klang alles schon viel besser. Max hatte eine wunderbare Begleitstimme zu „Stille Nacht“ auf seinem Notenblatt, die er immer noch jedes Jahr zu Weihnachten spielt, wenn sich die Gelegenheit bietet. Er erinnert sich dabei immer an diese erste Aufführung zurück, die sein musikalisches Selbstvertrauen gestärkt hat.

Gemeinsam mit seinen Brüdern entdeckte er die Freude daran, moderne Schlagermusik mit verschiedenen Instrumenten zu spielen. Was als unterhaltsames Hobby begann, wurde schnell zu einer Leidenschaft, die nicht nur jede Menge Spaß bereitete, sondern auch ihre musikalischen Fähigkeiten stetig wachsen ließ. Schritt für Schritt erweiterten sie ihr Repertoire um anspruchsvollere Stücke und legten dabei großen Wert darauf, ihre Übungsstunden lebendig zu gestalten. Ihr Ziel war es, die Dorfgemeinschaft aktiv in ihre Musik einzubeziehen. Regelmäßig trafen sie sich im Garten, der mit seiner entspannten und kreativen Atmosphäre der perfekte Ort für ihre musikalischen Sessions war. An Tagen mit günstigen Windverhältnissen konnte man ihre Melodien sogar bis in die entlegenen Ecken des Dorfes hören. Dort verschmolzen die Klänge mit der Umgebung und schufen eine ganz besondere Stimmung. Für viele Dorfbewohner war ihre Musik eine willkommene Abwechslung, und es hieß oft: „Börts Jungs machen wieder Musik.“



Gartenmusik

Auch die Gastwirte in Burg wurden schnell auf diese besondere Musik aufmerksam, sodass die Börts nicht lange auf ihr allererstes Engagement warten mussten, um ihre Talente erstmals einem breiteren Publikum zu präsentieren.

Es waren schließlich Urlauber aus Thüringen, die im Hotel zur Linde fröhlich und ausgelassen mit Musik feiern wollten. Alfred, der Wirt des Hauses, bestellte daraufhin die begeisterten Jungs – sie sagten überglocklich zu. Nun mussten sie nur noch Hals über Kopf eine passende Tanzmusikbesetzung improvisieren und ins Leben rufen.

Zu diesem Zeitpunkt war Max gerade einmal 15 Jahre alt und ging noch in die 9. Klasse. Dennoch war sein Wunsch, an diesem besonderen Abend mitzuwirken, unermesslich groß. Wilhelmine gab ihm schließlich ihr Einverständnis, jedoch unter der Bedingung, dass seine älteren Brüder die Verantwortung für ihn übernehmen würden. Als sie schließlich erfuhr, dass sein Schulfreund, der Trommler des Blasorchesters, ebenfalls Teil der Gruppe sein würde, war sie vollends beruhigt und entspannt.

Mit Akkordeon, Gitarre, Saxofon, Mandoline und Geige sorgte die

schnell und beinahe spontan ins Leben gerufene Tanzmusikformation für ausgelassene Stimmung und beste Unterhaltung bei den Urlaubern. Der Schlagzeuger des Pionierblasorchesters unterstützte die Gruppe dabei mit provisorischen Perkussionsinstrumenten und sorgte damit für einen besonderen Rhythmus. So legten die Jungs an diesem Abend den Grundstein für ihre weitere musikalische Laufbahn und eine vielversprechende Zukunft. Auch wenn die Besetzung der Band im Laufe der Zeit häufig wechselte und sich immer wieder veränderte, wurden sie von nun an eine feste und bekannte Größe in der lebendigen Burger Musikszene.

\*

**M**ax war weiterhin ein engagiertes und motiviertes Mitglied des Blasorchesters. Bei einem besonderen Auftritt zum traditionellen Heimatfest stand ein bekannter Kapellenleiter aus Burg mit seiner Frau fast die gesamte Zeit in seiner unmittelbaren Nähe, was Max nicht entging.

„Hast du Lust, das dritte Saxofon in meiner Kapelle zu spielen?“, fragte er Max schließlich direkt, reichte ihm dabei freundlich die Hand und stellte sich als Dieter vor. „Wir sind übrigens die ‚Calypsos‘. Du kennst sicher meinen Onkel Günter, der das berühmte Tanzorchester des Berliner Rundfunks leitet. So, aber ein bisschen kleiner stelle ich mir meine zukünftige Kapelle vor.“ Dieter schien von seiner Idee überzeugt und hoffte offenbar, Max würde die Gelegenheit direkt ergreifen.

Max lief jedoch eine leichte Röte ins Gesicht, als er schüchtern gestand, dass er erst 15 Jahre alt war und die Zustimmung seiner Eltern benötigte.

Bereits in der darauffolgenden Woche machte sich Dieter auf den Weg zu Max' Zuhause. Zuerst sprach er mit Max' älterem Bruder, der gerade 18 geworden war und Gitarre spielte, über die Möglichkeit, bei den Calypsos mitzumachen. Anschließend wandte er sich an Wil-

helmine, die Mutter der beiden, und erklärte ihr, dass sowohl Max als auch sein Bruder in die Band aufgenommen werden sollten. Um ihre Bedenken zu zerstreuen, versicherte Dieter ihr, dass der volljährige Bruder ein wachsames Auge auf Max haben würde. Außerdem bekräftigte er, dass die anderen Bandmitglieder ebenfalls dafür sorgen würden, dass alles reibungslos ablaufe.

Für Max war es ein Grund zur Freude: Er hatte die Erlaubnis bekommen, bei den Calypsos mitzuspielen. Die Band setzte sich damals aus zwei Altsaxophonen (erste und dritte Stimme) und einem Tenorsaxophon (zweite Stimme) zusammen. Ergänzt wurde die Besetzung durch Schlagzeug, Akkordeon und Gitarre. Der Bandleiter selbst war ein vielseitiger Musiker und talentierter Sänger, der meist ohne Verstärkung sang, da es zu jener Zeit noch keine leistungsfähigen Mikrofonanlagen gab. Zudem spielte er das erste Saxophon. Max' Bruder übernahm sowohl die Gitarre als auch die Trompete, während der zweite Saxophonist zusätzlich das Tenorhorn spielte. Der Akkordeonspieler wechselte gelegentlich zur Tuba, was die Band besonders für die Fastnachtssaison attraktiv machte. Für Max war diese Erfahrung nicht nur außerordentlich lehrreich, sondern auch finanziell lohnend: Pro Auftritt verdiente er 20 Mark – ein Betrag, der Wilhelmines Zustimmung zweifellos positiv beeinflusst hatte.

Ein besonderes Highlight war die Art und Weise, wie der frisch erschienene Schlager „Adelheid“ Eingang ins Repertoire der Band fand. Dieter und die Musiker versammelten sich abends gespannt vor dem Radio, um die „Schlager der Woche“ zu hören. Sobald „Adelheid“ angekündigt wurde, war die Band in höchster Alarmbereitschaft: Der Akkordeonspieler kritzellost hastig die Melodie auf, um sie später auszuarbeiten, während die übrigen Musiker den Text mitschrieben. Jeder notierte eine Zeile, bis das gesamte Lied festgehalten war. Zu jener Zeit war dies die einzige Möglichkeit, neue Stücke ins Programm aufzunehmen, da Tonaufnahmegeräte noch eine Seltenheit und für die meisten Menschen unerschwinglich waren.

\*

Eigentlich wollte Max nur Musik machen, doch schon bald merkte er, dass auch diese Leidenschaft ihre eigenen Tücken mit sich brachte. Die erfahreneren Kollegen, die länger dabei waren, kümmerten sich zwar um ihn, aber ab und zu wurde Max ein kleiner Schluck Bier gegönnt, auch wenn es ihm nicht wirklich schmeckte. Das stundenlange Musizieren machte schließlich durstig, und die Gemeinschaft forderte ihren Tribut. Es war ein Teil des Musikerlebens, das er zu akzeptieren begann.

Auch Mädchen zeigten immer wieder Interesse an den Musikern, und dies schloss Max mit ein, auch wenn er es zu seinem Erstaunen zuerst gar nicht bemerkte. Seine Aufmerksamkeit galt stets der Musik, sodass ihn sein Bruder darauf hinweisen musste, dass zwei Mädchen in der Menge spezielle Nylonkopftücher mit aufgedruckten Musikinstrumenten trugen. Eines dieser Tücher war mit Gitarren bedruckt, während das andere kleine Saxofone zeigte, und diese waren offenbar ganz bewusst für die beiden ausgewählt. Der Akkordeonspieler nahm sich schließlich die Zeit, Max zu erklären, wie man als Musiker von der Bühne aus charmant und gekonnt ein Mädchen zum Tanz auffordern kann. „Zuerst zeigst du mit dem Zeigefinger auf das Mädchen“, erklärte er geduldig, „dann auf dich selbst, und zuletzt machst du eine kreisförmige Bewegung mit dem Finger, um zu signalisieren, dass es Zeit ist, zu tanzen.“

Max, der schon mutiger durch ein Glas Bier geworden war, wollte die Anweisungen gleich ausprobieren. Er wandte sich dem Mädchen mit dem Saxofon-Kopftuch zu, zeigte unbedacht auf sie, dann auf sich und vollendete die Bewegung genau wie beschrieben. Zu seiner Überraschung stand das Mädchen prompt von ihrem Stuhl auf und wartete gespannt auf ihn. Der Akkordeonspieler beobachtete die Szene, grinste und gab Max einen Schubs, während er sagte:

„Runter mit dir, sie will mit dir tanzen!“

„Ich kann doch gar nicht tanzen“, entgegnete Max und wirkte etwas verunsichert.

„Das macht doch gar nichts, die bringt dir das schon bei“, erwiderte er beruhigend.

Max stand dem Mädchen gegenüber, verbeugte sich mit einem eleganten Diener, und sie begannen zu tanzen – mit ein wenig Abstand zueinander. Die Aufregung durchströmte seinen ganzen Körper, und er spürte seinen Herzschlag bis hinauf in den Hals. Schließlich blickte sie ihn mit ihren großen, braunen Augen an, hielt für einen Moment im Tanz inne und fragte leise:

„Ist das dein erster Tanz heute?“

„Ja“, antwortete Max, dabei glitt ihm das Herz schier bis in die Hosentasche. Um die Stille zu füllen und noch etwas zu sagen, fragte Max etwas unbeholfen:

„Wie heißt du?“

„Adelheid.“

„Ich heiße Max“, antwortete er schnell, als wollte er sicherstellen, dass sie ihn versteht.

„Das weiß ich doch“, sagte sie lachend, während der Tanz bereits sich dem Ende zuneigte.

Dann war der Tanz tatsächlich zu Ende, und die Musik verstummte. Völlig aufgedreht und voller neuer Gefühle eilte Max auf die Bühne zurück. „Adelheid!“, rief er voller Begeisterung. „Adelheid müssen wir jetzt spielen!“

Die Musiker auf der Bühne, die entspannt wirkten, süffelten genüsslich aus ihren Biergläsern und tauschten flüchtige Blicke aus.

„Die heißt wohl Adelheid“, sagte Max' Bruder schmunzelnd, und Dieter meinte trocken: „Klar, den machen wir jetzt. Aber tanzen kannst du jetzt nicht, wir brauchen dich dringend fürs 3. Saxofon.“

Diese Adelheid hatte es Max wirklich angetan, auch weil ihr Name

etwas Besonderes für ihn hatte. Am Ende des Tanzabends wartete sie noch kurz auf ihn, bis er sein Saxofon sorgfältig eingepackt hatte.

„Was soll ich nur mit ihr machen?“, fragte er sich nervös und hatte großen Bammel, die Bühne zu verlassen, obwohl er es eigentlich wollte. Aber Adelheid wartete geduldig, bis Max beinahe ängstlich vor ihr stand. Gemeinsam verließen sie den Saal und atmeten die kühle Abendluft ein. Unweit der Kneipe blieb sie plötzlich stehen.

Es war dunkel, und in der einen Hand hielt Max sein Saxofon, während seine andere unsicher Adelheids Hand umfasste. Sie kam sanft auf ihn zu, und irgendwie gab er ihr einen flüchtigen Kuss, der ihn selbst überraschte. Er wusste nicht genau, wie es dazu gekommen war, aber er hatte in diesem Moment einfach Lust dazu.

„Was nun?“, fragte Max sich unentschlossen. „Soll ich das Saxofon abstellen und sie einfach umarmen? Oder ist das zu viel?“

Max beschloss, sich schnell und halbwegs souverän von ihr zu verabschieden. Eine gewisse Unruhe überkam ihn, eine Art Kribbeln, dass etwas Unerwartetes passieren könnte, aber er konnte nicht genau begreifen, was es sein würde oder was ihn noch erwarten könnte.

\*

**E**s war kaum verwunderlich, dass Max nur sehr wenig Erfahrung im Umgang mit Mädchen hatte. Immerhin wuchs er in einem Haushalt mit vier Brüdern auf, was dazu führte, dass er Mädchen meist ignorierte und ihnen aus dem Weg ging. Diese Einstellung zeigte sich schon früh, insbesondere in der Schule. Dort schenkte Max Mädchen kaum Beachtung. Selbst wenn sie auf einer Bank saßen, an der er vorbeigehen musste, reagierte er nicht. Er verhielt sich, als wären sie gar nicht da, als existierten sie schlichtweg nicht. Dieses Verhalten schien ihm in Fleisch und Blut übergegangen zu sein – eine unbewusste Routine, die sich Tag für Tag wiederholte. Besonders auffällig war das in der Schulkantine im Keller, wo die Mahlzei-

ten ausgegeben wurden. Dort hielt Max konsequent den Blick nach links zur kahlen Wand gerichtet und bewegte sich zielstrebig, fast schon militärisch, an den Mädchen vorbei – wie ein Staatsmann, der ungerührt die Frontlinie inspiziert. Interessanterweise war es seine Mutter Wilhelmine, die als Köchin für die Schulspeisung zuständig war. Nur ihretwegen fühlte sich Max überhaupt verpflichtet, den Keller aufzusuchen und dort zu essen. Hätte sie jemals aufgehört, in der Schulküche zu arbeiten, hätte Max diesen Ort wohl gemieden oder wäre zumindest seltener dort aufgetaucht.

Wenn Max sich auf der Bühne präsentierte, war es stets sein Bestreben, im Hintergrund zu verbleiben – zurückhaltend und unauffällig. In dieser Position fühlte er sich sicher, da es ihm ein besonderes Anliegen war, den neugierigen Blicken der Frauen auszuweichen. Er war fest davon überzeugt, dass deren Aufmerksamkeit lediglich den markanten blonden Locken seines Haares galt. Für ihn existierte kein anderer plausibler Grund für ihr Interesse – und an diesem Standpunkt hegte er keinerlei Zweifel. Glücklicherweise agierte er als Musiker überwiegend im Hintergrund, in der zweiten Sitzreihe, was ihm erlaubte, störende Gedanken beiseitezuschieben und neugierige Blicke, ganz ähnlich wie im Schulkeller, weitgehend zu ignorieren. War jedoch ein Solopart angesagt und er musste dazu aufstehen, so versetzte er sich gedanklich unmittelbar in den „Schulkeller-Modus“, was ihm half, mit der Situation umzugehen.

\*

**E**inige Wochen später trat Max gemeinsam mit dem Akkordeonspieler der Kapelle bei einer Jugendweihefeier auf, die in einem beeindruckenden Schloss stattfand. Die Architektur war atemberaubend, die Atmosphäre würdevoll – ein perfekter Rahmen für diesen besonderen Anlass. Zahlreiche Gäste hatten sich eingefunden, darunter eine äußerst attraktive Frau

in ihren Vierzigern und ihre ebenso bezaubernde Tochter, deren charmante Ausstrahlung sofort ins Auge fiel. Der Akkordeonist, ein Vollblutmusiker, bekannt wie ein bunter Hund in den umliegenden Dörfern, legte an diesem Abend wieder mal ordentlich los und ließ nicht nur seine musikalische Begeisterung durchklingen. Kein Wunder, dass er im Laufe des Abends eine Partnerin fand! Die Mittvierzigerin, obwohl fast 20 Jahre älter, war einfach ein Volltreffer für ihn – die beiden harmonierten super. Max hingegen hatte schon ein paar Bierchen intus und plauderte locker mit der hübschen Tochter. Dabei fand er heraus, dass sie eine echt talentierte Sängerin war. Ihre Stimme haute ihn total um, und es schien sofort, als würden die beiden musikalisch perfekt zusammenpassen. Max hatte sowieso den Plan, eine eigene Band zu gründen. Da passte sie als Sängerin natürlich wie die Faust aufs Auge – eine echte Bereicherung für sein Projekt.

Als die Feier schließlich zu Ende ging, verabschiedete sich die junge Sängerin herzlich von den verbliebenen Gästen. Mit einem sanften Lächeln machte sie sich auf den kurzen Heimweg durch die stillen Gassen ihres kleinen Dorfes, in dem sie zufällig wohnte.

„Hätte ich ihr anbieten sollen, sie zu begleiten, um sicherzugehen, dass sie gut nach Hause kommt?“, fragte sich Max, während sein Blick unsicher über die fast leere Tanzfläche schweifte, von der sie soeben entschwand. Die lockere Atmosphäre des Abends und ein wenig Alkohol hatten seine Zurückhaltung gelindert, und er fühlte sich ungewohnt entspannt und gesellig. Sein Kollege, der Akkordeonspieler, hatte sich längst verabschiedet – zusammen mit der Mutter der Sängerin – und war verschwunden. Das ärgerte Max, denn eigentlich hatte er geplant, gemeinsam mit ihm per Fahrrad nach Hause zu fahren. Stattdessen stand er nun allein da, umgeben von den letzten Gästen, während die einst lebhafte Feststimmung langsam verblasste.

Nach einigen Bieren wurde der Gedanke, die über zehn Kilometer lange Strecke allein und im Dunkeln mit dem Fahrrad zurückzulegen, zunehmend unattraktiv. Je länger er darüber nachsann, desto we-

niger reizvoll erschien ihm dieser Plan. Schließlich nahm er das großzügige Übernachtungsangebot im Schloss dankbar an. „Warum nicht? So etwas bietet sich schließlich nicht jeden Tag“, dachte er erleichtert. Der Gedanke, nicht mitten in der Nacht aufbrechen zu müssen, gab ihm ein beruhigendes Gefühl. Max verabschiedete sich unverzüglich und ohne großes Aufsehen von den wenigen noch verbliebenen Gästen.

Todmüde betrat er schließlich sein ihm zugewiesenes Zimmer – einen Raum, der all seine Vorstellungen eines alten, ehrwürdigen Schlosses übertraf. Die beeindruckend hohen Wände und die gewölbte Decke, kunstvoll mit filigranen Stuckverzierungen geschmückt, strahlten eine majestätische Eleganz aus. Im Zentrum des Raumes hing ein imposanter Kronleuchter, dessen schimmernde Kristallglasornamente das spärliche Licht in funkelnde Regenbogenfarben verwandelten. Die hohen Fenster, mit ihrem kunstvoll gewölbten oberen Abschluss und den aufwendigen Verzierungen, ließen erahnen, dass dieser Raum einer längst vergangenen Epoche entsprang. Massive, antik anmutende Möbelstücke, die Geschichten aus einer anderen Zeit erzählten, ergänzten das prachtvolle Ambiente. Schließlich ließ er sich in das prunkvolle Bett sinken, das keinen Zweifel daran ließ, dass hier einst Adelige oder bedeutende Persönlichkeiten zur Ruhe kamen.

Eine zweite Tür im Raum führte eindeutig zu einem angrenzenden Zimmer. Diese Zwischentür stand einen schmalen Spalt offen, was Max stutzten ließ. Er konnte nicht nachvollziehen, warum die Tür geöffnet war, und beschloss schließlich, sie zu schließen, um ungestört schlafen zu können.

Er stand auf, verließ sein feudales Bett und schlich zu dieser geheimnisvollen Tür. Ein kurzer Blick in den benachbarten Raum offenbarte, dass dieser auf den ersten Blick zwar Ähnlichkeiten mit seinem eigenen Zimmer aufwies, jedoch offensichtlich für einen ganz anderen Zweck gedacht war.

„War dort nicht ein Mädchen im Bett? Und war sie nicht die Haupt-

person des Abends?“, überlegte er irritiert. Das angrenzende Zimmer schien also kein gewöhnliches, sondern ein Mädchenzimmer zu sein. So etwas war ihm von zu Hause fremd. Für einen Moment schien ihm die Szenerie merkwürdig, doch er schob den Gedanken beiseite und schloss die Zwischentür mit der Vermutung, dass sie wohl aus Versehen offen geblieben war.

Doch kaum hatte er sich fast in den Schlaf gedöst, ging die Tür wie von Geisterhand wieder auf. Das Knarzen war nicht zu überhören und ließ ihn hellwach werden. Die ganze Situation in diesem alten Schloss war plötzlich richtig gruselig – ein bisschen wie in einem Horrorfilm.

Am nächsten Morgen tauchte Max' Musik-Kumpel auf und legte gleich so los, dass man nicht sicher war, ob er ihn einfach nur veräppeln wollte oder ihn absichtlich provozierte. Sein Ton war so scharf, dass Max sich automatisch total unwohl fühlte.

„Warum bist du nicht einfach rüber zu der Kleinen gegangen, du Vollidiot? Die Tür war doch sowas von absichtlich offen gelassen, das hat man doch mit geschlossenen Augen gesehen!“

„Ich hatte echt viel zu viel Bier intus“, rechtfertigte sich Max zögerlich, „und bin nach der Musik sofort ins Bett gekippt und direkt eingepennt. Da war einfach nichts mehr mit mir anzufangen.“

„Und warum, verdammt nochmal, hast du die Tür zugemacht? Du bist echt der totale Schisser! Ehrlich, wie kann man so eine Chance einfach sausen lassen?“

„Tja, er hat ja recht“, dachte Max. „Selbst ohne das Bier wäre wahrscheinlich nichts gelaufen. Ich habe einfach immer noch viel zu viel Angst vor Mädchen und das schon während der gesamten Schulzeit, auch an diesem Tag und ich kann sie einfach nicht ablegen.“

Beim gemeinsamen Frühstück erkannte Max mit einem mulmigen Gefühl, dass das bereits aus der Pubertät herausgewachsene Mädchen von ihm enttäuscht war. Offenbar war sie mit ihren vierzehn Lenzen längst reifer, als Max mit fünfzehn und erkannte diesen

Schritt durch die Tür zum Liebesspiel schon als selbstverständlich.

\*

**D**ie Frau des Akkordeonspielers war mit den gelegentlichen Eskapaden ihres Mannes vertraut und machte ihm ohne zu zögern alles nach, wann immer sich die Gelegenheit ergab.

Irgendwann fiel ein geplanter Tanzabend aus, was zunächst für leichte Enttäuschung sorgte. Doch die anderen Musiker nahmen es gelassen und meinten: „Kein Problem, dann gehen wir eben alle zusammen zu unserem Kollegen und trinken dort ein gemütliches Bier. Seine Frau freut sich schließlich immer über Gäste und ist eine hervorragende Gastgeberin.“ Gesagt, getan. Als sie die Wohnung des Akkordeonspielers betraten, erwartete sie jedoch eine etwas überraschende Szene.

In der Tür zum Schlafzimmer stand seine Ehefrau – neben ihr ein hochgewachsener, attraktiver, blondhaarigen Mann aus dem benachbarten Dorf, beide nur spärlich bekleidet. Für einen kurzen Moment herrschte betretenes Schweigen. Max, der die Situation mit einem misstrauischen Blick musterte, dachte sich, dass dieser Abend wohl noch sehr interessant werden könnte. Doch der Hausherr blieb vollkommen gelassen und überraschte alle mit seiner Reaktion: „Was steht ihr denn so herum? Zieht euch gefälligst etwas Anständiges an und dann ab an den Tisch!“ Mit diesen Worten eröffnete er die Party auf denkbar spontane und außergewöhnliche Weise. Die anfängliche Spannung verflog schnell, und die Stimmung war von Beginn an ausgelassen, beinahe heiter. Selbst der Nebenbuhler, der sich als ausgesprochen sympathisch erwies, wurde herzlich aufgenommen und fügte sich problemlos in die gesellige Runde ein.

Diese unglaubliche und vollkommen ungeplante Party dauerte bis weit in die Nacht hinein, und niemand hatte das Gefühl, nach Hause gehen zu wollen.

\*

**W**er hätte das gedacht? Ausgerechnet mit diesem zufälligen Gast aus dem Nachbardorf verbrachte Max in späteren Jahren noch viele gemeinsame Stunden auf den unterschiedlichsten Festen. Das Leben hat eben seine eigenen Pläne, denn dieser Gast wurde irgendwann unerwartet und wie durch einen Zufall Teil seiner Verwandtschaft! Als Max das Thema Jahre später bei einem Treffen ansprach, stellte sich heraus, dass sein Gegenüber sich erstaunlich lebhaft und bis ins kleinste Detail an die damalige Geschichte erinnern konnte. Die beiden hatten unglaublich viel Spaß, als sie in ausgelassener Stimmung über die Vergangenheit plauderten – insbesondere über jene eine unvergessliche, denkwürdige und ganz besondere Nacht.

\*

**M**ax war musikalisch viel unterwegs und tauchte dadurch früh in die facettenreiche Welt der Erwachsenen ein. Trotz seiner Bühnenerfahrung und den Lektionen des Lebens blieb ihm jedoch ein Thema ein Rätsel: der Umgang mit Mädchen. In seinem Elternhaus gab es keine offene und umfassende Aufklärung darüber. Seine Mutter Wilhelmine gab ihm lediglich einen strengen moralischen Rat mit auf den Weg: Er solle sich nur mit Mädchen einlassen, die das Potenzial hätten, eines Tages seine Ehefrau zu werden. Andernfalls, warnte sie ihn ernst, könnte ihm ein ähnliches Schicksal widerfahren wie seinem Musikfreund, der sein Leben lang hart arbeiten muss, um seine Kinder zu ernähren.

Es dauerte nicht lange, bis Max tatsächlich einem Mädchen begegnete, das auf den ersten Blick den Eindruck erweckte, sie könnte die ideale Partnerin fürs Leben sein. Nach dem Tanz wartete sie geduldig auf ihn und blieb treu an seiner Seite, während Max seine Instrumente sorgfältig einpackte und auch das letzte Bier langsam und bedäch-

tig leerte. Gemeinsam verließen sie anschließend die Gaststätte „Weniger“ in Byhleguhre und schlenderten unter dem Nachthimmel scheinbar ziellos Richtung Burg. Sie schob mühsam ihr Fahrrad neben sich her, doch als Max' anfänglicher Rausch nachließ, wanderten seine Gedanken plötzlich weg von dem Mädchen an seiner Seite. Stattdessen hallten die mahnenden Worte seiner Mutter in seinem Kopf wider, und eine innere Unsicherheit überkam ihn.

„Oh nein, genauso wird es wohl sein“, dachte er still bei sich. „Werde ich tatsächlich das gleiche Schicksal teilen wie mein Kollege aus der Kapelle? Soll sich mein Leben an der Seite dieses unscheinbaren jungen Mädchens, das sich Hoffnung macht, obwohl ich noch so jung bin und vollkommen andere Pläne für meine Zukunft habe, abspielen? Nein, das kann und möchte ich nicht so akzeptieren.“

Eine drängende Frage beschäftigte ihn: „Warum habe ich sie überhaupt mitgenommen? Es ist doch offensichtlich, dass ich keinerlei Interesse an ihr hege. Sollte ich ihr nun auf dem Weg nach Burg mitteilen, dass sie den Rückweg antreten sollte? Nein, das wäre nicht mit meinem Gewissen vereinbar – es wäre schlichtweg noch grausamer.“

Letztendlich nahm die Situation ihren unvermeidlichen Lauf. Als Max schließlich mit dem jungen Mädchen bei seinem Zuhause eintraf, verabschiedete er sich höflich, jedoch mit einer klaren Entschlossenheit. Das Mädchen hingegen wirkte sichtlich schockiert und möglicherweise zutiefst enttäuscht. Sie stieg ohne ein Wort auf ihr Fahrrad und machte sich auf den Rückweg nach Hause.

Bei der ganzen Sache hatte Max jemanden total vergessen – Erich, seinen Kollegen und auch Musiker-Kumpel. Erich war derjenige, der ihn mit seinem Motorrad zur Veranstaltung gebracht hatte, und natürlich war für ihn klar, dass er Max später auch wieder heimfahren würde.

Pflichtbewusst machte Erich es sich auf seinem schweren BMW-Motorrad unter dem Torbogen des Gasthauses "Weniger" bequem – naja,

er schlief dort die halbe Nacht. Erst als ein Bauer frühmorgens mit seinem Pferdegespann vorbeifuhr und lautstark „Hü!“ rief, wachte Erich auf. Er dachte sich dann wohl: „Tja, der Max kommt wohl nicht mehr.“ Er fuhr einfach alleine nach Hause.

\*

Durch die zahlreichen musikalischen Auftritte, die Max absolvierte und bei denen er viel Engagement zeigte, hatte er die große Möglichkeit, eine stattliche Summe an Geld zu erspielen, das er auch dringend benötigte, um sich endlich ein eigenes Saxofon leisten zu können. Die Leitung des Pionier-Blasorchesters bekam irgendwann mit, dass er ihr Saxofon nicht nur für die offiziellen Zwecke verwendete, sondern es auch privat und untersagte ihm die weitere Nutzung ihres Instruments. Einer seiner Brüder, der in Berlin arbeitete und dort lebte, hatte die Gelegenheit, ein Saxofon aufzutreiben, denn dort gab es welche zu kaufen, und er brachte Max von dort ein hochwertiges B-Tenor-Saxofon der bekannten Marke „Weltklang“ mit. 800 Mark musste man dafür bezahlen, und genau so viel hatte Max bis zu diesem Zeitpunkt durch seine musikalischen Auftritte auch schon verdient.

Max wechselte die Band, um neue Herausforderungen anzunehmen, und sammelte dabei weitere wertvolle musikalische Erfahrungen in der bekannten Stern-Combo aus Burg, die für ihren Stil geschätzt wurde.



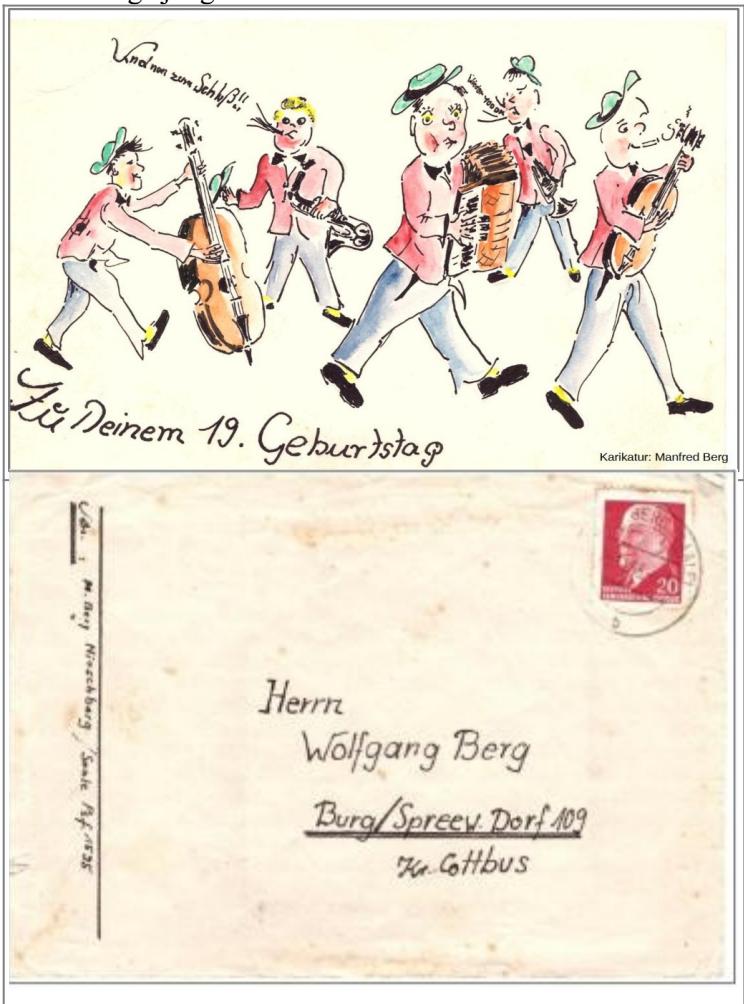
Stern-Combo Burg -Max hinten links (verdeckt)



*Max, 16 Jahre alt, mit seinem ersten eigenen B-Tenor-Saxofon*

Im Alter von 16 Jahren gründete Max schließlich seine eigene Formation, die Montana-Band, um seine musikalischen Visionen und kreativen Konzepte in die Tat umzusetzen. Die musikalische Ausrichtung und Besetzung der Kapellen, in denen er zuvor aktiv war, entsprachen immer weniger seinen Ansprüchen, sowohl in Bezug auf Innovation als auch Kreativität. Gesang war damals mangels einer brauchbaren Musikanlage kaum möglich und wurde daher oft vernachlässigt. Blasmusik und veraltete, wenig inspirierende Schlager dominierten die Tanzböden und prägten die Klanglandschaft. Anfang

der 60er Jahre etablierte sich jedoch ein gänzlich neuer Musikstil, der frischen Wind brachte. Auch junge Musiker in der DDR sahen sich mit dieser Entwicklung konfrontiert. Neben dem klassischen Rock'n'Roll entstanden weitere interessante Musikströmungen, wie Soul und Twist, die ebenfalls Faszination ausübten. Mit den legendären Auftritten der Beatles in Hamburg hielt schließlich der Beat mit seinen mitreißenden Titeln auch in Ostdeutschland Einzug und inspirierte unzählige junge Talente.



Max stellte daraufhin eine für die damalige Zeit außergewöhnlich moderne Besetzung zusammen, die aus Schlagzeug, Kontrabass, Gitarre, Akkordeon, zwei Saxofonen und einer Sängerin bestand – die Kleine, die bereits bei der Jugendweihefeier aufgefallen war. Diese Besetzung entsprach beinahe exakt der humorvollen Karikatur seines Bruders, die während seiner Armeezeit entstand. Außer dem Akkordeonspieler, der schon in der bekannten Stern-Combo mitgewirkt hatte, holte sich Max neue Musiker ins Boot. Darunter war auch einer seiner Brüder, der den Kontrabass übernahm. Eine Verstärkeranlage sowie zwei Tauchspulen-Mikrofone bildeten das technische Highlight und den Stolz der Bandausrüstung, die der Gruppe eine besondere Professionalität verliehen. Der Verstärker war im Grunde genommen lediglich ein umgebautes Radio mit einer bescheidenen Leistung von zwölf Watt, was für damalige Verhältnisse jedoch durchaus beeindruckend war.

Vor dem ersten Auftritt musste der Kontrabass jedoch noch beschafft werden, und zwar von einem erfahrenen, älteren Musiker aus Burg. Dieser Kontrabass war mindestens so alt wie sein Besitzer und machte optisch keinen besonders zeitgemäßen Eindruck. Doch das sollte sich bald grundlegend ändern. Einer von Max' Brüdern, der das Malerhandwerk gelernt hatte, war ein wahrer Meister mit dem Pinsel. In seinen geschickten Händen verwandelte sich das zerkratzte, braun lackierte Instrument in einen eleganten, weiß lackierten Kontrabass, der durch eine doppelte schwarze Linie als Umrandung zusätzlich an Stil und Raffinesse gewann.

Mit dieser Formation erzielten sie in der Umgebung, insbesondere in den Kreisen rund um die Bezirksstadt Cottbus, bemerkenswerte Erfolge. Auftritte in weiter entfernten Regionen waren seinerzeit jedoch nur schwer umsetzbar, da als Transportmittel für die Instrumente und Musiker lediglich Fahrräder sowie gelegentlich ein Motorrad mit Beiwagen zur Verfügung standen. Der Fahrer des Motorrads, Harry, war auch in seinem späteren Berufsleben im Bereich des Transports tätig. Er arbeitete als Busfahrer und war tagtäglich mit der Personenbeförderung betraut.

Die Anreise zum Veranstaltungsort gemeinsam mit den Fans gestaltete sich jedes Mal als ein besonderes Ereignis für alle Beteiligten. Es war faszinierend zu sehen, wie der Bassist seinen eindrucksvollen Kontrabass auf dem Rücken transportierte und sich dabei mit einer scheinbaren Mühelosigkeit durch die Landschaft bewegte, als sei dies die selbstverständlichste Sache der Welt.



*Montana-Band Anfang der 60er während der Fastnacht in Stradow bei Vetschau – mit stimmungsvoller Musik, gespielt auf einem Pferdewagen. Zweiter von rechts: Max.*

Bereits die Anreise zum Auftrittsort war ein Highlight, doch das Eintreffen in den meist völlig überfüllten Sälen stellte ein einzigartiges Erlebnis dar. Der Weg zur Bühne war für die Musiker mit ihren Instrumenten aufgrund der vollen Säle oft herausfordernd und abenteuerlich und oft nur mit Mühe passierbar. Für den damals 16-jährigen Max war jeder dieser Auftritte ein außergewöhnliches Erlebnis, insbesondere in dem Moment, wenn er um 22 Uhr offiziell verkünden durfte: „Jugendliche unter 16 Jahren haben den Saal sofort zu verlassen!“ Je voller die Säle waren, desto mehr genossen die Musiker ihren Auftritt. Ein Engagement in Missen ist hierfür beispielhaft: Wie gewohnt war der Saal restlos ausverkauft, doch zahlreiche Fans ließen sich davon nicht abhalten und suchten verzweifelt nach einer Möglichkeit, Einlass zu finden. Schließlich ermöglichten die Musi-

ker einigen von ihnen den Zutritt durch ein kleines Fenster im Vorraum zur Bühne. Der Veranstalter zeigte sich überrascht von der unerwarteten Überfüllung, doch für die Musiker auf der Bühne war der prall gefüllte Saal ein geradezu überwältigendes Erlebnis.

\*

**S**ein 10. Schuljahr neigte sich langsam dem Ende zu und Max stand vor der großen Herausforderung, eine Entscheidung zu treffen, die seinen weiteren beruflichen Weg und seine Zukunft maßgeblich beeinflussen würde. Dabei stellte er sich die Frage, ob er eine Berufsausbildung beginnen oder doch ein Studium absolvieren sollte, um seinen Traumberuf zu erreichen. Schon nach kurzer Zeit war ihm klar, dass er sich vor allem musikalisch ausbilden lassen möchte, da die Musik für ihn eine zentrale Rolle in seinem Leben einnahm. Dank der tatkräftigen Unterstützung und der ermutigenden Worte seiner engagierten Musiklehrerin konnte er sich erfolgreich an der renommierten Musikhochschule Franz Liszt in Weimar bewerben. Obwohl seine Eltern selbst eine große Affinität zur Musik hatten und diese sehr schätzten, waren sie dennoch gegen ein Musikstudium. Auch von anderen Seiten erhielt Max immer wieder den dringenden Rat, den Beruf des Musikers mit all seinen Herausforderungen und Risiken noch einmal sorgfältig zu überdenken. Es wurde ihm wiederholt nahegelegt, dass ein Leben als Musiker oft auch ein Leben in finanzieller Unsicherheit und Armut bedeuten könnte. Nach reiflicher Überlegung und einer ausgiebigen Abwägung aller möglichen Faktoren und Konsequenzen hatte Max schließlich die schwere Entscheidung getroffen, seine Bewerbung zurückzuziehen und einen anderen Weg einzuschlagen.

Auch wenn er keinen festen Berufswunsch hatte, zeigte er sich offen für unterschiedliche Angebote und berufliche Perspektiven. Sogar die Möglichkeit, eine Ausbildung zum Gärtner zu absolvieren – wie es Pelle getan hatte – zog er ernsthaft in Betracht, da diese als solide Grundlage galt. Dafür wäre jedoch ein Abschluss der 10. Klasse nicht zwingend notwendig gewesen. Doch der Hinweis seines Klas-

senlehrers, dass ein Abschluss der 10. Klasse bessere Chancen auf eine höher qualifizierte und individuell passende Arbeit eröffnen könnte, bestärkte Max in seiner ursprünglichen Entscheidung. Daraufhin begann er, sich bewusster mit seinen eigenen Wünschen und Fähigkeiten auseinanderzusetzen. Dieser Prozess half ihm, seine Ziele klarer zu definieren, und er kehrte immer wieder zu dem Beruf zurück, der ihn seit seiner Kindheit begeistert hatte – der des Musikers. Aber er hatte ja das Studium gekündigt.

Im Rahmen einer Berufsinformationsveranstaltung in seiner Schulklasse präsentierten Kollegen des im Bau befindlichen Kraftwerks in Lübbenau spannende Einblicke in die Berufswelt eines Kraftwerksmitarbeiters. Dabei warben sie gezielt um Auszubildende für diesen zukunftsweisenden und vielseitigen Beruf. Besonders eindrucksvoll wurde die Ausbildung zum Maschinisten für Dampferzeuger vorgestellt. Dieser Beruf wurde als anspruchsvoll, abwechslungsreich und zukunftsorientiert beschrieben. Ein Highlight der Präsentation war die Erklärung, dass der Betrieb des modernen Kraftwerks voll computergesteuert über Monitore abläuft – ein Aspekt, der das Interesse vieler Schüler weckte, darunter auch das von Max. Zudem wurde hervorgehoben, dass diese Ausbildung nicht nur eine exzellente Grundlage für eine erfolgreiche Karriere im Energiebereich bietet, sondern auch mit einem attraktiven Facharbeitergehalt lockt.

Die Arbeit am Bildschirm war zweifellos eine faszinierende Vorstellung in einer Zeit, in der es kaum Fernsehgeräte gab und technische Innovationen etwas Außergewöhnliches darstellten. Man muss sich vor Augen führen, dass Max in der 10. Klasse im Deutschunterricht zum allerersten Mal einen Fernseher und damit ein Fernsehprogramm gesehen hatte. Die ganze Klasse, mit Ausnahme von zwei Schülern, deren Eltern sich bereits ein solches Gerät leisten konnten, versammelte sich dazu gespannt und neugierig in der Jugendherberge. Auch wenn sie von dem Drama „Kabale und Liebe“ auf dem kleinen, schwarz-weiß flimmernden Bildschirm nicht viel mitbekommen haben, war es doch ein beeindruckendes und prägendes Erlebnis, das bei vielen bleibende Eindrücke hinterließ. Es führte dazu,

dass Max bald danach seinen Lehrvertrag sicher in der Tasche hatte und diesen neuen Weg in Angriff nahm.

\*

**A**m Freitag, dem 1. September 1961, trat Max seine Ausbildung im Kraftwerk Lübbenau an. Um die tägliche, anstrengende Fahrradstrecke von 25 Kilometern zu vermeiden, entschied er sich, im neu erbauten Lehrlingswohnheim zu wohnen. Dieses bot nicht nur ein Dach über dem Kopf, sondern diente auch als Standort der betrieblichen Berufsschule. Besonders lebendig wurde es dort jeden Abend, wenn musikbegeisterte Lehrlinge im Speisesaal zusammenkamen, um am Klavier gemeinsam zu musizieren. Diese regelmäßigen Treffen schufen eine Atmosphäre voller Begeisterung, Freude und Gemeinschaft.

Das Leben im Wohnheim wurde für Max zunehmend zu einer Quelle der Inspiration und Freude. Mit großem Enthusiasmus gründeten die Lehrlinge bald eine eigene Band und widmeten sich mit Leidenschaft den abendlichen Proben. Um ihn aktiv zu unterstützen, stellte das Kraftwerk Max ein brandneues Tenor-Saxofon zur Verfügung. Nach den Proben brachte er das wertvolle Instrument stets in sein Zimmer zurück und bewahrte es sicher in seinem Spind auf. Dafür verwendete er ein Vorhängeschloss, das er von seinem Vater bekommen hatte. Doch für die technisch geschulten Lehrlinge mit Schlosserausbildung stellte dieses Schloss kein Hindernis dar. Am nächsten Abend, als Max sein Saxofon erneut herausnehmen wollte, wurde sein schlimmster Albtraum wahr: Das Schloss war geknackt, und das Saxofon war verschwunden. Jemand hatte das kostbare Instrument gestohlen.

Am 11.11.1961 fand im Speiseraum die erste große Lehrlingsparty mit Livemusik der Lehrlingsband statt. Max hatte jedoch ohne sein Instrument kaum eine Möglichkeit, musikalisch aktiv mitzuwirken oder sein Talent wirklich zu entfalten. Seitdem sein Saxofon gestohlen worden war, hatte er ohnehin kein Interesse mehr an einer dauer-

haften Mitgliedschaft in der Band. Er spielte lieber in seiner eigenen Band zu Hause, wo er seiner Leidenschaft nachgehen konnte. Während der Party hielt er sich stattdessen mit einem guten Freund an der Bar auf. Die Mädchen, die den Ausschank übernahmen, waren freundlich, charmant und äußerst großzügig beim Einschenken. Sein Freund – der Geburtstagskind war – hatte die Spendierhosen an und sorgte für eine ausgelassene Stimmung. Max' Fazit am nächsten Tag: Keine kluge Entscheidung. Die ausgiebige Bekanntschaft mit Gevatter Alkohol wollte er zukünftig lieber meiden.

Max begann seine Ausbildung voller Erwartungen, stellte jedoch schnell fest, dass sie anders verlief als ursprünglich versprochen oder erhofft. Neben der Arbeit am Bildschirm gab es vor allem zahlreiche Aufgaben außerhalb der Blockwarte zu erledigen. Dazu zählten vor allem täglich wiederkehrende Tätigkeiten, wie die des Kesselläufers. Dieser Job verlangte, während der Schicht weite Strecken im Kesselhaus über Lichtgitterroste zurückzulegen – eine Tätigkeit, die nicht nur hohe Konzentration, sondern auch körperliche Fitness erforderte.

Auf dieser Kontrollstrecke gab es ganz oben im Kesselhaus einen sehr abgelegenen und oft einsam wirkenden Arbeitsplatz. Dort wurde der Wasserstand kontrolliert, eine Aufgabe, die Konzentration und Verantwortungsbewusstsein verlangte. Max verweilte dort gerne mit seinem Lehrfacharbeiter, der nicht nur ein erfahrener Kraftwerksmitarbeiter war, sondern auch ein ebenso talentierter wie leidenschaftlicher Musiker. Von ihm erfuhr er nicht nur, wie das Kraftwerk im Detail funktioniert und welche Prozesse dabei ineinander greifen, sondern auch faszinierende Dinge aus der Welt der Musik, die seinen Horizont erweiterten. Besonders interessant und unterhaltsam waren seine improvisierten Bongo-Darbietungen, die er mit bemerkenswertem Geschick und Rhythmusgefühl auf den beiden unterschiedlich klingenden Arbeitsschutzhelmen vorführte und die immer wieder ein eindrucksvolles Erlebnis boten.

Als Max mitgeteilt wurde, dass er mit dem 18. Lebensjahr im Dreischicht-System eingeteilt würde und das auch an Wochenenden, en-

dete für ihn der Spaß oben am Wasserstand und überhaupt sein Interesse an diesem Beruf. Dieses Schichtsystem war unvereinbar mit seiner Leidenschaft für Tanzmusik und somit für Max nicht akzeptabel. Davon hatten die Werbe-Leute damals in der Schule nichts erzählt und es stand für ihn fest, dass er die Lehre abbrechen muss. Die Musik stand für Max immer an erster Stelle. Trotz Protesten des Betriebes und seiner Eltern kündigte Max kurz nach seinem 18. Geburtstag, vor seiner ersten geplanten Wochenendschicht. Niemand hatte die Möglichkeit, Einfluss darauf zu nehmen. Max war volljährig und konnte selbst entscheiden.

Während seiner Zeit im Kraftwerk Lübbenau erlangte er eine umfassende Ausbildung zum Schlosser. Das war sein positives Fazit aus der Lehrzeit.

Pelle, sein ehemaliger Schulkamerad, hat nach dem 8. Schuljahr eine Lehre als Gärtner begonnen und diese nach nur zwei Jahren erfolgreich abgeschlossen. Inzwischen verdiente er bereits gutes Geld im Garten- und Landschaftsbau.

Auch Max versuchte nun sein Glück in dieser Gärtnerischen Produktionsgenossenschaft, wo er jetzt Bäume pflanzte, Gras säte und ganze Parks in den Neubaugebieten anlegte und pflegte. Es war eine vorteilhafte und gesunde Beschäftigung, da er sich während der Arbeitszeit nach intensiven Musiktätigkeiten an frischer Luft regenerieren konnte. Es kam häufig vor, dass Max erst morgens früh nach Hause kam, sich umzog und mit dem Fahrrad in Richtung Vetschau zur Arbeit fuhr. Folglich war er manchmal unausgeschlafen, konnte jedoch stets einen ruhigen Ort zum Erholen finden. Max arbeitete in einer kleinen Brigade, deren Kollegen ausschließlich aus Burg stammten, solche Praktiken wurden schon mal toleriert.

Diese Gärtnerische Genossenschaft war wirklich außergewöhnlich großzügig! Am Ende des Jahres erhielten die Kollegen eine beeindruckende Jahresendprämie von bis zu 8000 Mark! Diese stolze Summe wurde während der feierlichen Jahreshauptversammlung in

einer traditionellen Lohntüte feierlich ausgezahlt.

Man kann sich heute kaum vorstellen, dass eine engagierte Kollegin der Lohnbuchhaltung derartige Mengen an Bargeld bis zur finalen Auszahlung für ungefähr hundert Kollegen mit sich herumschleppte. Doch damals war das vollkommen normal, wurde nicht hinterfragt und galt als ebenso sicher wie selbstverständlich.

Die Jahreshauptversammlung war zweifellos der absolute Höhepunkt der gesamten Betriebsaktivitäten! Es wurde ausgiebig und ausgelassen in zwei festlich geschmückten Sälen gefeiert, begleitet von schwungvoller Musik, die die Stimmung perfekt machte. Viele Kollegen hatten sogar ihre Partner eingeladen, um gemeinsam diesen besonderen Abend zu genießen.

Obwohl Max an diesem Abend alleine war, hatte er dennoch die ausgelassene und fröhliche Stimmung in vollen Zügen genossen. Dabei fasste er für sich den festen Entschluss, beim nächsten Mal ebenfalls jemanden mitzubringen. Auch wenn Max zu diesem Zeitpunkt noch keine Idee hatte, wen er einladen könnte, nahm er sich fest vor, die vielen gut gemeinten, aber teils aufdringlichen Ratschläge Wilhelmines endgültig hinter sich zu lassen – und das hat er seitdem auch wirklich erfolgreich durchgezogen!

\*

**M**ax hatte ein klares Ziel: Mit seiner Band unbedingt im Kulturhaus Vetschau auftreten zu dürfen. Seine Bandkollegen aus Vetschau nutzten ihre Kontakte und Einflussmöglichkeiten, um bei den Entscheidungsträgern für das Engagement zu werben.

Zu dieser Zeit erlebte Vetschau eine Phase des dynamischen Wachstums – am Stadtrand entstand eines der modernsten Braunkohlekraftwerke Europas, und die Stadt pulsierte vor Leben. Die Veranstaltung wurde schließlich offiziell organisiert, und Max war fest entschlossen, diese Chance zu nutzen. Dank seiner beruflichen Verbindung zur Region kannte er den Ort bestens. Ihm war bewusst, dass sich hier

nicht nur eine lebendige Jugendkultur gebildet hatte, sondern auch enormes Potenzial für eine langfristige musikalische Präsenz bot. Für Max war dies eine einmalige Gelegenheit, eine stabile und vielversprechende Verbindung aufzubauen.

Sein Plan war ambitioniert: Er wollte mit seiner Musik einen bleibenden Eindruck hinterlassen und die Herzen des Publikums, ja auch die der Veranstalter gewinnen. Dafür war jedoch ein durchdachtes Konzept und intensive Vorbereitung nötig. Max war sich bewusst, dass unermüdliche und disziplinierte Proben der Schlüssel zu seinem Erfolg waren – eine Herausforderung, die er mit Leidenschaft und voller Hingabe anging.

Eine sorgfältige Vorbereitung sowie die feste Entschlossenheit, in Vetschau einen positiven Eindruck zu hinterlassen, waren für Max



*Übungsstunde – zu Hause im Übungsraum*

von zentraler Bedeutung. Ihm war klar, dass dieser Auftritt nicht nur die Chance bot, die musikalischen Qualitäten der Band zu präsentieren, sondern auch wertvolle Kontakte zu knüpfen, die die Zukunft maßgeblich beeinflussen könnten. Veranstalter, andere Bands und potenzielle Unterstützer – sie alle würden an diesem Abend vor Ort

sein. Für Max war dies die ideale Gelegenheit, neue Türen zu öffnen und sich als ernstzunehmender Akteur in der Szene zu positionieren. Er war dabei nicht nur Musiker, sondern auch Visionär, der stets das große Ganze im Blick hatte.

Der Augenblick war da, und vom ersten Moment an war es deutlich spürbar: Die Tanzveranstaltungen im Kulturhaus Vetschau versprühen eine unvergleichliche Atmosphäre, wie man sie in den umliegenden Dörfern selten erlebt. Alles hier wirkte größer, beeindruckender, und die exzellente Akustik des Gebäudes zeugt von der sorgfältigen Planung der Architekten. Das Publikum war vielfältig und unterschied sich stark von der typischen Zusammensetzung in ländlichen Regionen: Neben prägenden Persönlichkeiten aus der Baubranche, insbesondere Monteuren, fiel vor allem die hohe Anzahl junger Frauen auf, die in gespannter Erwartung auf die energiegeladenen Rhythmen und die mitreißende Musik blickten.

Diese Erwartungen wurden durch die leidenschaftliche Performance der Montana-Band restlos erfüllt. Die Begeisterung ergriff sofort die Tanzfläche, die bis auf den letzten Zentimeter gefüllt war und vor Lebensfreude nur so vibrierte. Ein unvergessliches Spektakel voller Spaß, Ausgelassenheit und grenzenlosem Tanzvergnügen.

Nach der Pause läutete die Band den zweiten Teil des Abends mit ihrem beliebten Hit „Motorbiene“ ein. Max beeindruckte das Publikum, als er mit Präzision das Geräusch eines startenden Motorrads imitierte und damit die Zuschauer sofort in seinen Bann zog.

Genau in diesem Moment fuhr ein guter Bekannter der Band, begleitet von seiner eleganten Freundin im auffälligen Minirock, mit einer imposanten 350er Java direkt auf die Bühne. Diese überraschende und spektakuläre Einlage brachte den Saal zum Toben. Mit Schwung durchbrach das Motorrad ein großes Transparent mit sozialistischer Propaganda – ein Moment, der mehr Begeisterung auslöste als die Botschaften auf dem Banner selbst. Die ausgelassene Stimmung erreichte ihren Höhepunkt und verlieh dem Abend eine unvergessliche, magische Note.



Ein Mädchen fiel Max sofort ins Auge. Sie war für ihn die Schönste im ganzen Saal, und doch war er sicher, bei ihr keine Chance zu haben.

Doch an diesem Abend meinte es das Glück gut mit ihm. Während er den nächsten Song – „Tini“ von Drafí Deutscher – sang, geschah etwas, das er niemals erwartet hätte: Sie schenkte ihm immer wieder ein strahlendes Lächeln. Ihre Aufmerksamkeit war unverkennbar, und Max spürte, wie sein Herz schneller schlug.

Plötzlich durchzog ihn die Erinnerung an die letzte Jahreshauptversammlung seines Betriebs. Immer deutlicher wurde ihm bewusst, dass er gerade dabei war, eines der dort gefassten Ziele in die Tat umzusetzen: den Wunsch, eine feste Freundin zu finden. Dieser Gedanke berührte ihn zutiefst, ging ihm nahe und erfüllte ihn mit einem überwältigenden Gefühl von Glück.

Von diesem Moment an richtete sich seine gesamte Aufmerksamkeit nur noch auf sie. Ihre Ausstrahlung hatte etwas Magisches, das ihn sofort in den Bann zog und ein neues, kaum beschreibbares Kribbeln in seinem Inneren auslöste. Besonders ihre intensiven Blicke hielten

ihn gefangen – Blicke, die in ihm das Gefühl weckten, als würden tausend Schmetterlinge durch seinen Bauch tanzen. Solche Emotionen hatte er bei Adelheid, seiner früheren Flamme, niemals verspürt. Erst jetzt, in diesem Augenblick, machte es endgültig „Klick“. Mit voller Klarheit fühlte er das überwältigende Verlangen nach diesem außergewöhnlichen Mädchen und ihrer fesselnden Präsenz. Die Anziehungskraft, die er an diesem besonderen Abend im Kulturhaus verspürte, war etwas völlig Neues und Unerwartetes – ein Gefühl, das ihn tief berührte und von Grund auf veränderte.

Der Wunsch, mit dem Mädchen zu tanzen, verzehrte Max förmlich. Es fiel ihm schwer, seine wachsende Aufregung im Zaum zu halten. Dabei dachte er an seinen Bruder, der früher mal sein Tanzlehrer war – nein, er hatte nie direkt mit ihm getanzt, nur die Tanzschritte mit Zeige- und Mittelfinger auf der Tischplatte vorgeführt, reichten. Wilhelm war halt immer noch so einfallsreich, wie zu Kinderzeiten.

Max hatte seine Bandkollegen gebeten, den Song „Let Me In“ zu spielen. „Aber spielt ihn ruhig etwas länger“, hatte er hinzugefügt, überzeugt davon, dass der einladende Rhythmus die ideale Gelegenheit bieten würde, mit ihr ins Gespräch und überhaupt in den Tanz zu kommen.

Voller Erwartung und mit einer Entschlossenheit, die kaum zu übersehen war, eilte Max schnurstracks auf den Tisch zu, an dem das zaubernde Mädchen seiner Träume saß. Als die Musik schließlich pünktlich einsetzte und die ersten Töne durch den Raum hallten, strömte ein regelrechter Schwarm männlicher Verehrer über die Tanzfläche – jeder Einzelne von ihnen mit einem klaren Ziel vor Augen. Auch an dem Tisch, vor dem Max bereits stand, sammelte sich rasch eine Gruppe von Verehrern, die sich gegenseitig zu übertrumpfen versuchten. Sie glitten nahezu mühelos über das frisch gebohrte Holzparkett heran, doch sie alle hatten keine echte Chance, denn Max hätte am liebsten herausgerufen: „Ich bin schon da!“, fühlte sich als Hase unter vielen Igeln. Und er bekam keinen Korb – im Gegen teil: Als er sie, vor ihrem Stuhl stehend, höflich und mit einem Fun-

ken Nervosität fragte: „Darf ich um diesen Tanz bitten?“, schien die Zeit für einen Moment stillzustehen.

Anmutig und von einer atemberaubenden Eleganz erhab sie sich von ihrem Stuhl. Mit einer liebenswürdigen Geste erlaubte sie Max, den Stuhl für sie zurückzuziehen. Behutsam und mit fast ritterlicher Höflichkeit nahm er ihn, hielt inne und stellte ihn an seinen Platz zurück. Dann wandte er sich ihr zu. Sein strahlendes Lächeln verriet eine Freude, die er kaum zurückhalten konnte.

Ihre Augen funkelten vor reiner, ungetrübter Begeisterung. In diesem Augenblick begannen sie ihren ersten Tanz – ein Moment, in dem die Welt um sie herum zu verblassen schien und nur noch ihre gemeinsame Präsenz zählte.

Die Höflichkeit, welche Max neben den Tanzschritten auch von seinem Bruder erlernt hatte und die er als einen unverzichtbaren Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens betrachtete, verschaffte ihm nicht nur einen äußerst positiven Empfang bei ihr, sondern fand auch bei ihrer Schwester und ihrem Schwager, die ebenfalls am Tisch anwesend waren, Anerkennung. Mit beiden verstand er sich schnell gut, und es entwickelte sich sofort eine herzliche und unkomplizierte Freundschaft.

Von diesem Moment an verbrachte Max den Rest des Abends, wann immer die Musik pausierte und es eine Gelegenheit gab, ausschließlich an ihrem Tisch. Er hatte Lina kennengelernt, und ihre Ausstrahlung zog ihn förmlich an. Dabei musste er unwillkürlich an Wilhelmine, seine Mutter, denken, die ihm einst mit Nachdruck und einer gewissen Strenge geraten hatte: „Nimm nur Mädchen, die du auch heiraten kannst.“

Max bemerkte im Laufe des Abends, dass Lina nicht nur durch ihre Ausstrahlung, sondern auch durch ihre aufmerksame und kluge Art herausstach. Ihre Gespräche reichten von alltäglichen Belanglosigkeiten bis hin zu tiefgründigen Themen, die Max regelrecht fesselten. Sie verstand es, durch ihre Worte und Gesten eine Atmosphäre zu

schaffen, die ihn dazu brachte, sich in ihrer Gegenwart vollkommen wohlzufühlen. In diesen Momenten wurde ihm klar, dass er etwas Seltenes und Besonderes gefunden hatte, das ihn nicht mehr loslassen würde. Die gut gemeinten Ratschläge Wilhelmines schienen sich erledigt zu haben.

Max wollte alles über Lina wissen und sie so schnell wie möglich fest an sich binden. Lina hatte nichts dagegen und erzählte ihm offen von ihrer Herkunft, ihrer Familie und ihrem Alter – fast 16 Jahre. Sie berichtete auch von ihrer neuen Arbeit, ihrer kürzlich angemieteten Wohnung bei einer älteren Dame und erwähnte, dass ihre Schwester nur drei Häuser weiter wohnt und sich um sie kümmert. Max hörte aufmerksam zu und nahm all diese Informationen in sich auf.

Am Ende des Tanzabends hatten beide das Gefühl, einander zu kennen wie alte, langjährige Freunde. Auf eine besondere Weise hatten sie sich in nahezu allen Belangen vertraut gemacht. Für Max stand sofort fest: Dies würde keine flüchtige Bekanntschaft bleiben. In ihr hatte er seine große Liebe gefunden. Es war Liebe auf den allerersten Blick. Ein überwältigendes Gefühl von Glückseligkeit und Begeisterung durchströmte ihn – ein Gefühl, das er in dieser Intensität noch nie zuvor erlebt hatte.

Die musikalische Darbietung, die zweifellos den zentralen Schwerpunkt dieses Abends im Kulturhaus Vetschau bildete, erfüllte diese Rolle in vollem Umfang. In der zweiten Hälfte des Abends durchdrang sie mit unverminderter Intensität und absoluter Integrität den Raum und ließ sich dennoch für Max in jenem Moment als die wohl angenehmste Begleiterscheinung des Abends anführen.

\*

**N**atürlich wollte Max Lina auch in ihrem kleinen Zimmer besuchen und sie dort sehen, aber das ging aufgrund ihres Alters nur heimlich und unter Vorsicht. So waren seine Besuche bei ihr nur mit einer guten Portion taktischer Raffinesse und Planung zu meistern. Diese heimlichen Besuche hatten eine ganz eigene Spannung.

Als Lina das Alter von 16 Jahren erreichte, verlobten sich die beiden und bezogen gemeinsam ein Zimmer im Elternhaus von Max. Max nahm sich mit großer Sorgfalt vor, das erste gemeinsame Zuhause komfortabel und einladend zu gestalten. Mit einem ausgeprägten Sinn für Ästhetik und Liebe zum Detail wählte er geschmackvolle Wohnzimmerschrank aus: einen an der Rückwand elegant gepolsterten, kleinen Wohnzimmerschrank, zwei stilvolle rote Drehsessel in Schalenform, eine funktionale Doppelbettcouch sowie einen dazu passenden Tisch, der das harmonische Gesamtbild vollendete. Eine Kochgelegenheit hatten sie gemeinsam mit der Familie seines Bruders im Flurbereich.

Lina arbeitete in Burg als Serviererin im Hotel zur Linde. Es war eine wirklich schöne Zeit, in der sie sehr glücklich zusammen waren. Oft besuchte Max sie bei der Arbeit, nutzte jede Gelegenheit, bei ihr zu sein, und half ihr zum Feierabend beim Gläser polieren. Das machte es ihnen möglich, gemeinsam pünktlich nach Hause zu gehen.

Nach über einem Jahr in der Fremde wuchs in Lina eine tiefe Sehnsucht nach ihrem Zuhause, die sie nicht mehr losließ und mit der Zeit immer intensiver wurde. Schließlich äußerte sie den Wunsch, gemeinsam mit Max in ihr Elternhaus zurückzukehren, um in die vertraute Umgebung ihrer Heimat zurückzufinden. Aus Liebe zu ihr stimmte Max diesem Vorhaben ohne zu zögern zu, obwohl es bedeutete, dass er sich von der Montana-Band trennen musste. Der Abschied von der Band fiel ihm alles andere als leicht, da die Musik ein essenzieller Bestandteil seines Lebens war. Ein weiterer Grund für Linas plötzlich aufkommendes Heimweh war ihre wachsende Angst um Max. Die ständigen Tanzmusikveranstaltungen, bei denen er auftrat, setzten sie emotional unter Druck und belasteten sie zunehmend. Um nichts dem Zufall zu überlassen, begleitete sie ihn stets – selbst dann, wenn sie krank war, wie etwa mit einer schmerzenden Zahntzündung. Mit entschlossener Hingabe wollte sie sicherstellen, dass alles reibungslos lief und keine unerwarteten Probleme auftauchten.

Nun wohnten sie eben bei seinen zukünftigen Schwiegereltern, in deren Haus sie sich einrichten mussten. Dass sie es eines Tages tatsächlich werden würden, davon waren sie beide von Herzen überzeugt, denn Lina und Max wollten sich niemals voneinander trennen. Das hatten sie sich einst beim Kennenlernen geschworen, das stand für sie fest und war für beide unumstößlich. Selbst die widrigen und beschwerlichen Wohnbedingungen änderten daran nichts, denn die kleine Wohnung teilten sie sich mit den Eltern; zwei enge Zimmer, in denen gekocht, gewohnt und geschlafen wurde, ohne viel Privatsphäre. Lina und Max bekamen das Wohnzimmer, in dem die Kochmaschine stand, und die Eltern das Schlafzimmer. Mit den Eltern verstand Max sich zwar gut, und es gab keine großen Reibereien, aber die beengten Wohnverhältnisse und der allgemein schlechte Zustand von allem hier war schon eine erhebliche Zumutung für ihn, die er jedoch um Linas Willen in Kauf nahm.

Das Wohnhaus befand sich auf einem Berg. Die Eingangstür zur Wohnung war zugleich auch der Hauseingang, und er befand sich direkt neben der Eingangstür zum Hühnerstall, sodass die Hühnerflöhe ein Stelldichein in der Wohnung hatten.

Max fand in einem Betonwerk schließlich Arbeit, denn sonst gab es in dieser abgeschiedenen Bergwelt kaum bis gar keine Arbeitsstellen. Der Weg zur und von der Arbeit führte täglich bergauf und bergab durch die eigentlich recht schöne Gegend, deren rotes Gestein und der spärliche, aber dennoch beeindruckende Pflanzenbewuchs eine Augenweide für Spaziergänger bot. Doch vor und nach der Arbeit hatte Max wirklich nicht das geringste Bedürfnis, sich auch noch dem Bergsteigen hinzugeben. Das tägliche Betonschuppen traf dann auf die Dauer auch nicht wirklich seinen Geschmack, es wurde eher zu einer zähen und mühseligen Belastung. Die Worte seines damaligen Klassenlehrers kamen ihm dabei immer wieder in Erinnerung: Mit dem Abschlusszeugnis der 10. Klasse wirst du immer eine Arbeit auszuüben, die deinen eigenen Wünschen und Fähigkeiten entspricht.

Unzufriedenheit, unangenehme Situationen und Streitereien blieben in diesem Rahmen verständlicherweise nicht aus. Irgendwann packte Max kurzerhand einfach sein bescheidenes Hab und Gut zusammen, bestellte ein Taxi und schon war er nach einem Vierteljahr wieder zu Hause in Burg. Seine Verlobte folgte ihm schon bald, und der alte Trott ging wieder weiter.

Max fand, nachdem er wieder in Burg gewohnt hatte, eine neue Arbeitsstelle beim Lokomotiv- und Waggonbau in Vetschau als Schweißer. Zunächst machte er einen Schweißerpass, um diese neue Aufgabe überhaupt ausüben zu können.

Mit Lina gab es jetzt ständig Reibereien, deren Streitgrund immer wieder die schwierigen Wohnverhältnisse waren. Sie hatten zwar ein eigenes kleines Zimmer, doch die provisorische Küche mussten sie sich mit der Familie von Max' Bruder teilen.

Als es dann seitens Lina Anschuldigungen zum Verbleib einer gebrauchten Ente gab, deren Dieb den Spuren nach wirklich eindeutig eine Katze war, nicht die Schwägerin, wohnte sie in einem Zimmer des Hotels, in dem sie arbeitete. Das war es dann aber auch schon, denn es folgte laut Wehrpflicht die Einberufung zum aktiven Wehrdienst, die ihn wieder aus dem Arbeitsalltag herausriß. Der Schwur der ewigen Treue zerbrach mit dem Tag der Einberufung zur Armee.

## **ARMEEZEIT**

Wie alle anderen wehrpflichtigen Männer in der DDR war auch Max verpflichtet, seinen Wehrdienst von insgesamt 18 Monaten abzuleisten. Die Einberufung stellte einen bedeutenden Einschnitt in seinem Leben dar.



Gefreiter Max Bört als EK: Unerlaubte Aufnahme während des Funkdienstes.

Am 3. November 1965 war es so weit: Max sollte sich schon um 4:00 Uhr morgens auf dem Hof des Wehrkreiskommandos in Cottbus einfinden. Der strikte Befehl lautete: Einberufung zum aktiven Wehrdienst. Doch selbst mit der ersten Bahn, die exakt um 4:00 Uhr in Burg abfuhr, war es schlicht unmöglich, den geforderten Termin einzuhalten. Schon jetzt ahnte Max, dass dieser Tag schon allein deshalb eine besondere Episode in seinem Leben bereithalten könnte.

Wie die Befehlshaber wohl auf diese unvermeidliche erste Befehlsverweigerung reagieren würden? Max war gespannt. Befehlen zu folgen, das war ohnehin nicht seine Stärke – und wenn diese dann noch unerfüllbar erschienen, war für ihn endgültig eine Grenze erreicht.

Dieser angehende Morgen löste in Max ein seltsames, unergründliches Gefühl aus. Es war, als würde sich ein Ereignis ankündigen, das sich unauslöschlich in sein Gedächtnis brennen könnte – ein Moment, der ihm zeigen würde, wie selbst kleine unbedeutende Ereignisse imstande sind, große Reaktionen auszulösen. Diese Erkenntnis

ließ ihn innehalten. Sie forderte ihn dazu auf, den Sinn des Lebens mit mehr Achtsamkeit zu betrachten, dem Unsinn keine Achtung zu kommen zu lassen. Doch genau in diesem nachdenklichen Augenblick schien sich pure Absurdität anzubahnen.

\*

Die „Bimmelguste“, wie die Spreewaldbahn von den Einheimischen liebevoll genannt wurde, brauchte für die Strecke von 18 Kilometern nach Cottbus sage und schreibe 53 Minuten, und daran änderte sich selbst dann nichts, wenn es um die Verteidigung der DDR und ihre Sicherheit ging. Es handelte sich bei dieser Bahn eben schlicht um eine Schmalspurbahn, von der es wegen ihrer bekannten, gemächlichen Geschwindigkeit spöttisch hieß, dass es verboten sei, während der Fahrt Blumen zu pflücken.

So war es Max schlachtweg nicht möglich, vor viertel sechs beim Wehrkreiskommando zu erscheinen. Er empfand auch keine große Lust dazu, mit dem Fahrrad die Strecke nach Cottbus zu bewältigen, denn er wollte sein teures Mifa-Modell nicht einfach achtlos für 18 Monate an irgendeinem Straßenbaum oder einer unsicheren Stelle abstellen. Auch eine Taxifahrt in die Stadt kam für ihn von Anfang an nicht infrage, da er sich weigerte, dafür ernsthaft Geld auszugeben. Stattdessen empfand er es als sinnvoller und pragmatischer, das Geld in der „Linde“ bei Alfred zu deponieren. Vielleicht hätte er sogar darüber nachgedacht, die 18 Kilometer nach Cottbus einfach zu Fuß zurückzulegen. Doch schließlich entschied er sich dagegen – Gewaltmärsche waren an jenem Tag noch nicht angesagt, und dafür wäre Max ohnehin viel zu erschöpft und müde gewesen.

Sein Arbeitgeber, der VEB Lokomotiv- und Waggonbau Vetschau, hatte die Wehrpflichtigen in einer offiziellen Zeremonie feierlich verabschiedet. Währenddessen hielt der Parteisekretär des Betriebs eine mitreißende und emotionsgeladene Rede, in der er die immense, nachhaltige Bedeutung der Warschauer Vertragsorganisation unter der Führung der Sowjetunion herausstellte und dabei gleichzeitig

eindringlich auf die drohende Gefahr des Imperialismus hinwies. Als Beispiel brachte er den Vietnamkrieg, um die Notwendigkeit der Verteidigung zu verdeutlichen. Die angehenden Soldaten der Nationalen Volksarmee wurden dazu aufgerufen, mit der Waffe in der Hand Seite an Seite mit ihren sozialistischen Klassenbrüdern das kommunistische Bollwerk zu verteidigen und dem Feind standzuhalten.

Max' Begeisterung hielt sich in Grenzen. Er dachte intensiv an die Worte seines Vaters, der nach einer schweren und folgenschweren Kriegsverletzung nie wieder eine Waffe in die Hand nehmen wollte. Der hatte sich nach dem Krieg zunächst voller Hingabe als Mitglied der SPD für den Frieden engagiert und dabei stets ein klares Zeichen gegen Gewalt gesetzt.

Solche Kriegsspiele waren also nichts für Max und schien ihm einfach gegen seine tiefsten Überzeugungen zu gehen. „Es ist eine verückte Welt“, dachte er, „und man fühlt sich oft vollkommen machtlos.“

Hat Karl Eduard von Schnitzler recht mit seinen ständigen Schimpftiraden gegen den westdeutschen Imperialismus in seinem ‚Schwarzen Kanal‘? Seit dem 21. März 1960 werden die Folgen ununterbrochen und mit Nachdruck vom Deutschen Fernsehfunk ausgestrahlt. Sind die da drüben wirklich die ‚bösen Bonner Ultras‘ und wir im Osten die ‚guten Deutschen‘? Wollen die da drüben etwa wirklich schon wieder einen Krieg beginnen, den wir dann um jeden Preis verhindern müssen, koste es, was es wolle? Wenn das so wäre, dann würde meine Einberufung zumindest einen Sinn machen und sich doch irgendwie rechtfertigen lassen.“

Doch Max kannte die da drüben doch gar nicht wirklich, keinen einzigen von ihnen, nicht einmal seine Verwandten. „Warum lässt man uns nicht einfach rüber? Sollen wir den Wohlstand dort nicht kennenlernen oder gar die Wahrheit, die für uns vielleicht im Verborgenen bleiben soll und vielleicht ganz anders aussieht, als man uns erzählt? Aber ich will mir doch keine Meinung auf diktieren lassen, möchte sie mir doch selbst bilden, dafür muss ich auch die andere

Seite kennenlernen und ihre Realität mit eigenen Augen sehen.“

Max konnte einfach keinen klaren Sinn in dem gesamten Kriegsspiel erkennen und war alles andere als glücklich über seinen Einberufungsbefehl. Dabei dachte er immer wieder an seinen Freund Pelle, der stets felsenfest davon überzeugt war, dass er als Unteroffizier heldenhaft und voller Tatendrang für den Sozialismus kämpfen würde, um Kriege für immer zu beenden. Sein Ziel war es, durch den Sozialismus ein besseres Leben für alle Menschen zu ermöglichen und eine gerechtere Gesellschaft als im Kapitalismus aufzubauen.

Von der allgegenwärtigen Propaganda der DDR, die stets behauptete, dass der Sozialismus in jeder Hinsicht wirtschaftlich der BRD überlegen sei, war Max einfach nicht überzeugt. Er hatte eine ganz andere Meinung dazu, die er jedoch lieber für sich behielt.

Aber zumindest vertraute Max Pelles Meinung über den Dienst der Mot-Schützen voll und ganz: Die werden nur gedrillt, unter Einsatz ihrer Kräfte geformt und stehen am Ende 18 Monate lang im Dreck – was für eine entsetzliche Aussicht! „Das wäre fast das Schlimmste für mich“, dachte Max, der sich mit diesem grauenhaften Gedanken einfach nicht anfreunden konnte. Auf Pelles Rat, drei Jahre zu dienen, um diesem Schicksal aus dem Weg zu gehen, ist Max dann trotzdem nicht eingegangen. Zum Glück hatte ihm niemand etwas vom belastenden Dienst an der innerdeutschen Grenze erzählt, was seine Situation vielleicht noch schlimmer gemacht hätte.

Jetzt sollte er also für ganze 18 Monate einrücken. Er konnte sich dieses Leben jedoch nicht so recht vorstellen, denn mit Befehlen und dem Empfangen von Befehlen hatte er wirklich überhaupt nichts am Hut. Er glaubte auch nicht im Geringsten daran, dass die Herren in Uniform einen anderen Menschen aus ihm machen würden – aber was wusste Max schon wirklich? Vielleicht warteten dort ganz andre Überraschungen, die er sich nicht einmal vorstellen konnte oder wollte?.

\*

**M**ax befand sich in einem emotional aufgewühlten Zustand, geprägt von Wut und innerer Unruhe, als er die „Linde“ betrat. Diese Kneipe war der Ort, den er täglich aufsuchte, Lina zuliebe, schließlich arbeitete sie dort als Kellnerin.

Die Gründe für seine schlechte Laune waren an diesem Abend vielschichtig und verwoben. Zum einen hatte er den Einberufungsbefehl erhalten, der ihm ohnehin schon seit Tagen schwer im Magen lag, zum anderen hatte er sich am Tag zuvor zu einer Kurzschlussreaktion hinreißen lassen und mit Lina Schluss gemacht. Diese impulsive Entscheidung lastete auf ihm mehr, als er sich je vorstellen können.

„Vielleicht kann ich heute alles rückgängig machen“, hoffte er voller Unruhe. „Als Serviererin wird sie mich sicher den ganzen Abend bedienen, und vielleicht ergibt sich daraus die Gelegenheit, mit ihr ins Gespräch zu kommen.“

Die Trennung stellte Max vor eine Herausforderung, die es in irgend einer Form zu bewältigen galt. Dabei stellte der allererste Tag nach der Trennung für ihn eine ganz besondere Hürde dar. Schließlich waren sie nicht nur ein Paar gewesen, sondern auch verlobt und hatten die letzten zwei Jahre ihres Lebens gemeinsam unter einem Dach verbracht. So sehr Max diesen Schritt der Trennung auch bedauerte und sich dafür verfluchte, hatte er das Gefühl, Lina schien für ihn nach diesem Vorfall nicht mehr erreichbar zu sein. Und jetzt, mit den bevorstehenden 18 Monaten irgendwo fern der Heimat, ganz allein und in einer ungewissen Zukunft, schien es ihm umso weniger wahrscheinlich, dass sich ihre beiden Wege jemals wieder kreuzen würden. Dennoch wollte Max keine Möglichkeit ausschließen, Lina vielleicht doch noch zu einem Gespräch zu bewegen, um ihr zu erklären, dass er seine Entscheidung zutiefst bereue und alles nur ein riesengroßer Irrtum war. Max hegte die Hoffnung, dass sie gemeinsam eine

Lösung finden könnten, mit der sie beide wieder glücklich wären und die ihrer Beziehung eine neue Chance gäbe, zu bestehen.

Da stand er nun in dieser Gaststube, und wie so oft in dieser Situation wurden seine Blicke von Linas getroffen. Immerhin hatte sie seinen Gruß freundlich erwiderst, was ihn ein wenig optimistischer stimmte, als er sich zu einem der Tische setzte. Auf eine gewisse Weise fühlte sich Max fast erleichtert und sogar ein wenig glücklich, jetzt an diesem Ort zu sein, in dieser Kneipe, die ihm so vertraut war, die er so oft besucht hatte und die ihm über die zwei Jahre so viel bedeutet hatte. Und doch fühlte sich dieser Kneipenbesuch im Vergleich zu allen vorherigen anders an, fast unerträglich anders. Er konnte sich des beklemmenden Gefühls nicht erwehren, dass es nie wieder und nichts mehr so sein würde wie früher.

\*

**D**ie ganz normale Zeremonie begann in dieser Kneipe, so wie sie immer an diesen besonderen Tagen stattfand. Max kannte die meisten Gäste, ihre Eigenheiten und fand es immer unglaublich unterhaltsam, wenn die skurrilen Persönlichkeiten des Ortes ihre eigenwilligen Marotten zum Besten gaben. Es war für ihn stets ein Ereignis, das mit einer Mischung aus Vertrautheit und amüsiertem Staunen verbunden war, denn jede dieser Persönlichkeiten trug mit ihren Eigenheiten und Geschichten zur besonderen Atmosphäre des Abends bei.

So ging der damalige ehrenamtliche Volkskorrespondent der Lausitzer Rundschau, Paule Frisch, wieder von Tisch zu Tisch und stellte sich den Gästen mit seinem Namen und seiner ehrenamtlichen Tätigkeit vor. Diese humorvolle Einlage sorgte für Heiterkeit in der Gaststube und wurde mit einem breiten Lächeln oder herhaftem Lachen aufgenommen, denn seine Art hatte etwas charmant Tolpatschiges. Volkskorrespondent war für Paule ein schwieriger Begriff, den er nur mühsam über die Lippen brachte, was die Szenerie umso komischer machte. Stattdessen kam immer nur „Volkorschpent“ heraus, ein Begriff, der fast schon Kultstatus in der Kneipe erlangt hatte.

Um sich die Zeit zu vertreiben, schnappte er sich jedes unbeobachtete, abgestandene Bier (oder auch nicht), um es schnell auszutrinken, manchmal mit einem Schuss warmer, bierfarbener Flüssigkeit darin, die ein Schelm unbemerkt unter dem Tisch in ein halb geleertes Bierglas laufen ließ. Dieses Schauspiel war für die anderen Gäste ein stilles Vergnügen, bei dem sie sich ein schadenfrohes Grinsen nicht verkneifen konnten. Dann bekam Paule eine Zigarette geschenkt, die mit einem Pferdehaar präpariert war, ein Detail, das er jedoch nie zu bemerken schien. Diese rauchte er schnell, mit der Bemerkung, dass die Zigaretten heute auch nicht mehr so gut schmecken würden, was die Anwesenden zu weiteren Lachern anregte.

Nach einer halben Stunde und weiteren Freigetränken, die ihm großzügig von den Gästen spendiert wurden, torkelte er zum Ausgang und verschwand mit seinem Fahrrad, um nach weiteren Kneipenbesuchen anderswo wieder zurückzukehren. Dieses Ritual war für ihn, wie auch für alle Anwesenden, eine Art Tradition geworden, die aus keinem dieser besonderen Abende wegzudenken war.

Natürlich war auch Mr. Cottan, Träger des renommierten Bierordens von 1964, anwesend. Um diesen legendären Orden zu erhalten, musste man täglich – mit Ausnahme der festgelegten Ruhetage – mindestens einmal die eigene Stammkneipe besucht haben. (Anmerkung: Er war der zweite Ordensträger, doch bedauerlicherweise konnten weder er noch sein Vorgänger diese besondere Auszeichnung lange genießen.) Es war kein leichtes Unterfangen, doch Mr. Cottan meisterte es mit Bravour und verdiente sich den Titel redlich.

Warum er sich jedoch "Mr. Cottan" nannte, blieb ein Rätsel. Es war Silvester '62, als er sich mit diesem Namen vorstellte, und die Anwesenden waren sich sofort einig: Der Name passte perfekt zu dem imposanten, großen und kräftigen Mann. Er strahlte eine Aura aus, die ihn wie geschaffen für diesen Namen wirken ließ – ein Mann, der Unmengen Bier konsumieren konnte, ohne dabei jemals seine gute Laune zu verlieren oder gar umzufallen. Es schien fast so, als habe er diesen Namen schon immer getragen, so selbstverständlich stand er

ihm.

Doch auch die vier Soldaten mit ihrem Spieß von der Bereitschaftspolizei Cottbus ließen es sich natürlich nicht nehmen, an diesem besonderen Abend vorbeizuschauen. Schließlich wussten sie ganz genau, dass hier am Vorabend der Einberufung zur Armee immer etwas Besonderes los war und dass sie hier mit Sicherheit eine ausgelassene Zeit verbringen würden. Gewöhnlich brachten sie einen Akkordeonspieler mit, einen echten Berliner durch und durch, der nicht nur mit zwei Metern Gardemaß beeindruckte, sondern auch mit seiner typisch frechen Berliner Schnauze alle zum Lachen brachte. Sobald er anfing zu spielen, war die Stimmung natürlich vorprogrammiert und es wurde gefeiert. Dabei hielt die fröhliche Runde oft bis weit über die Polizeistunde hinaus zusammen, und niemand wollte so schnell nach Hause gehen!

Der Spieß selbst war ein sehr geselliger und trinkfreudiger Kerl, der gewöhnlich mit einem beeindruckenden Durst erschien. Sein Motto war nicht weniger als: „Trinken bis zum Umfallen.“ Sorgen musste er sich dabei jedoch keine machen, denn er hatte immer seinen Kraftfahrer bei sich, einen bärenstarken und zuverlässigen Burschen, der jederzeit bereit war, einzugreifen. Dieser war in der Lage, seinen eher schmächtigen Oberfeldwebel ohne große Mühe einfach auf die Schultern zu nehmen, um ihn sicher zum wartenden Militärjeep zu tragen. Das war für die beiden ein eingespieltes Ritual und eher die Regel als die Ausnahme. Diese Soldaten hatten immer Ausgang bis zum Wecken und genossen ihre Abende in vollen Zügen. Mit ihrem Vorgesetzten hatten sie wahrlich Glück gehabt, denn dieser machte ihnen das Leben nicht schwer, sondern sorgte für eine entspannte Atmosphäre. „Hoffentlich“, dachte Max bei sich, „werde ich auch einmal so ein Glück haben und mit einem so lockeren Vorgesetzten dienen können.“

Es war ein schöner und ausgelassener Abschiedsabend für Max, an dem sogar der örtliche Eisenwarenhändler vorbeikam und dem bunten Treiben beiwohnte. Offenbar hatte er den lauten Trubel und die

ausgelassene Stimmung von seinem Haus aus mitbekommen. Er wohnte ja direkt nebenan, brauchte nur kurz über die Straße zu gehen, um sich zu den Feiernden zu gesellen.

Der Mann war weithin bekannt, nicht nur in der Nachbarschaft, sondern auch darüber hinaus, vor allem wegen seines Reichtums und seiner extravaganten Art. Er besaß ein beeindruckendes, teures Auto aus dem Westen, das in der Gegend seinesgleichen suchte, und war berüchtigt dafür, Geldscheine mit einer scheinbar grenzenlosen Großzügigkeit um sich zu werfen.

Seine Beiträge zu den Feierlichkeiten waren oftmals nicht unbedingt ehrenhaft oder vorbildlich, doch sie sorgten stets für Unterhaltung und brachten die Gäste zum Lachen. An diesem denkwürdigen Abend ließ er sich eine große Schüssel mit Sekt servieren, die er auf eine ungewöhnliche Weise nutzte: Er stellte sie vor sich hin, zog die Schuhe aus und wusch sich in aller Seelenruhe seine Füße darin. Doch damit nicht genug – er machte daraus eine Art Spiel, bei dem jeder, der Mut fasste und aus der Schüssel trank, als Belohnung einen 50-Markschein erhielt. Der Eisenwarenhändler, der bereits stark betrunken war, hatte einen ganzen Stapel dieser Scheine bei sich und verteilte sie ohne zu zögern. Lange dauerte es nicht, bis die Schüssel schließlich leer war.

Und als der Spieß der Cottbuser Bereitschaftspolizei schließlich wie ein schwerer, nasser Sack über der Schulter seines Fahrers hing, und der lange Berliner Musiker wohl zum fünften Mal an diesem Abend, das absolute Lieblingslied aller Anwesenden: „Es ist alles nicht so schlimm, wie 'ne Kneipe ohne Bier“ zum Besten gab, da stimmten alle, die noch halbwegs bei Stimme waren, lautstark mit ein. Selbst Max, dem an diesem Abend nicht gerade zum Singen zu Mute war, sang lauthals mit und schien den Moment in vollen Zügen zu genießen:

*„... Ein Mann, der nicht trinkt, eine Frau, die nicht küsst,  
ein Kä's, der nicht stinkt, und ein Schmied als Dentist -*

*das ist schrecklich genug, aber Freunde, glaubt mir -  
das ist alles nicht so schlimm, wie 'ne Kneipe ohne Bier ...“.*

Die Worte hallten durch den Raum, und die ausgelassene Stimmung erreichte ihren absoluten Höhepunkt, während der Abend langsam seinem Ende entgegenging.

Alfred, der Wirt, stellte schon langsam und routiniert die Stühle hoch, während Max' Ex-Verlobte gewissenhaft und in aller Ruhe die Gläser polierte. Max wollte ihr helfen – so wie früher, die vertraute Nähe wiederherstellen und die schmerzhafte Trennung irgendwie ungeschehen machen. Doch in seinem desolaten Zustand gelang ihm das einfach nicht so recht, trotz aller Bemühungen. Sie lehnte seinen vorsichtigen Versuch, sich anzunähern, sehr deutlich und unmissverständlich ab. Dann wollte er sich schließlich von ihr verabschieden, doch es wirkte beinahe so, als ob sie ihn gar nicht mehr kannte. Oder schien sie ihn vielleicht einfach nicht mehr erkennen zu wollen?

„Vielleicht habe ich auch wirklich zu viel getrunken - is' jetzt sowieso alles sch-scheißegal“, resignierte Max mit schwerem Herzen und ebensolcher Zunge

\*

**M**ax wachte auf. Irgendjemand sprach im Zimmer. Im Schein der Nachttischlampe erkannte er, dass die Stimme aus dem Radio kam. „Es wurde vermutlich irgendwann vergessen, auszuschalten“. registrierte Max. Diese Stimme verkündete, dass die Wehrpflichtigen an diesem Tag ihren Dienst bei der NVA antreten würden. Es wirkte beinahe surreal für Max, diese Worte zu hören, als ob sie aus einer anderen Welt stammen würden, ihre Bedeutung hatte er wirklich noch nicht begriffen. „Ach,leck mich mal ---“, sagte er, machte das Radio aus und war im Begriff, weiter zu schlafen.

Doch dann sprang er plötzlich auf, war mit einem Mal hellwach, als ob jemand einen Schalter in seinem Kopf umgelegt hätte. Er hatte nur einen kurzen, aber prägnanten Kommentar dazu: „Scheiße, du gehörst doch auch dazu.“

Eigentlich war er marschfertig, oder zumindest dachte er das. Doch mit der Zeit lag er völlig daneben, was ihm jetzt schmerzlich bewusst wurde. Er griff nach Wilhelmines Einkaufsnetz, das ihm treu und praktisch in so vielen Situationen gedient hatte, packte eine Zahnbürste, Zahnpasta, ein Stück Seife, eine Bockwurst, eine Flasche Cottbuser Bier, ein trockenes Brötchen und sein kleines handliches Sternradio ein. Alles andere, so wusste er zuverlässig, würde man bei der Armee gratis bekommen, daran bestand kein Zweifel.

Dann fiel Max plötzlich noch der Akkordeonspieler vom Abend ein, der dieses so für ihn zutreffende Lied gespielt hatte, das nun in seinem Kopf widerhallte. Meine Gitarre, dachte er, wird bestimmt nicht von Schaden sein. Also nahm er sie ebenfalls mit und ging, in sorgenschweren Gedanken versunken, zum Spreewaldbahnhof.

Max hatte keine Ahnung, wie ereignisreich und einschneidend diese nächsten achtzehn Monate seines Lebens werden würden. Noch dazu wusste er nicht einmal, warum er und so viele andere seines Alters überhaupt in einer Armee plötzlich wieder für den Krieg vorbereitet wurden. Der Zweite Weltkrieg war schließlich vorbei, und man sollte sich doch eigentlich freuen können, in Frieden leben zu dürfen – so meinte Max zumindest, mit einer gewissen Naivität, die ihn dennoch nicht verlassen wollte.

Max war auch nicht entgangen, dass viele Deutsche, auch in der DDR, den im Krieg verlorenen Gebieten nachtrauerten. Manche Menschen, die vorsichtig hinter vorgehaltener Hand sprachen, sehnte sich sogar danach, dass ein echter Führer wiederkäme. Doch die meisten hatten sich mit den Verhältnissen abgefunden, obgleich die Wunden der Geschichte noch fühlbar waren. Wie die große Masse der Deutschen fand Max dieses Denken zutiefst widerwärtig und abstoßend. Er wurde in dieses neue Deutschland hineingeboren, in die-

ses Land, das sich nach dem Krieg so radikal verändert hatte, und er kannte es nicht anders. Er kannte seine Heimat nur von der Ostsee im Norden bis zum Erzgebirge im Süden, von der Oder/Neiße im Osten bis unweit der innerdeutschen Grenze im Westen. Reisen ins Ausland waren kaum möglich, höchstens auf Antrag nach Polen oder in die Tschechoslowakei, und selbst das war keineswegs selbstverständlich. Und diese DDR-Grenze, dachte Max, sollte er nun vor irgendwelchen vermeintlichen Feinden im Westen schützen? Es klang absurd. Max glaubte nicht wirklich daran, dass die Deutschen im Westen gewillt waren, einen Krieg anzuzetteln. Und warum, so fragte er sich immer wieder, sollten die Russen einen Krieg wollen? Sie hatten doch gerade erst selbst furchtbar gelitten und waren sicher froh, endlich wieder in Frieden leben zu können, genau wie alle anderen Menschen.

Max konnte dem Staatsbürgerkundeunterricht in der Schule damals nur sehr wenig abgewinnen und hielt die Worte seines Vaters für weitaus sinnvoller und bedeutender. Er sagte: „Nie mehr werde ich eine Waffe in die Hand nehmen, und wenn es alle anderen genauso sehen, dann wird es nie wieder Krieg geben.“

Sich gegen diese Einberufung zu wehren, war nahezu unmöglich. Daher fasste er den festen Entschluss, die Situation nicht allzu ernst zu nehmen und sich so gut es ging aus diesem Kriegsspiel herauszuhalten. Erst viele Jahre später erkannte Max, wie ernst die Lage damals tatsächlich gewesen war und wie dünn der Faden war, an dem der Frieden hing.

Jetzt befand sich Max auf dem Weg zum Spreewaldbahnhof und hatte keinerlei Ahnung, was ihn an seinem Ziel erwarten würde oder welche Herausforderungen dort möglicherweise auf ihn zukommen könnten.

\*

**L**angweilig war die Armeezeit bei genauer Betrachtung dann doch nicht gerade. Es blieb trotz des strengen Regimes noch Gelegen-

heit für heimlich geschossene Fotos, die theoretisch sogar Knast wegen Geheimnisverrats im berüchtigten Armeefängnis Schwedt einbringen könnten. Das Foto auf dieser Seite zeigt immerhin den russischen Kurzwellensender vom Typ SS1000, über den Soldat Bört geheime Nachrichten per Morsetaste in den Äther sendet, hier offensichtlich bereits als „EK“ – der Dienstgrad eines Gefreiten zeigt es auf den Bildern.

Während des „anstrengenden“ 24-Stunden-Dienstes waren die beiden diensthabenden Funker streng abgeschottet, denn kein Dritter hatte die Erlaubnis oder Fähigkeit, die Tür von außen zu öffnen. Da gab es schon mal diese streng verbotenen Fotos und auch ein bisschen Alkohol versüßte die sonst monotone Lage und hob die Stimmung.



Gitti, eine kleine Armeebekanntschaft sorgte auch für Abwechslung. Sie hatte Max auf einer Tanzveranstaltung kennengelernt, zu der er mit seiner Armeeband, „Kellergeister“, spielte. Gitti stammte eigentlich aus Greifswald – sie arbeitete dort in einer Forschungseinrichtung – und war Silvester zufällig in dem Ort zu Gast. Max fand Gitti

sehr sympathisch, wollte mit ihr allerdings nur in den Briefwechsel treten, um auf andere Gedanken zu kommen. So nebenbei erinnerte sie ihn ein bisschen an Lina.



*Kellergeister, hier im Club-Keller des Armeeobjektes*

\*

Die Armeezeit verging wie im Fluge, als hätte sie nur wenige Tage gedauert. Bald saß Max beinahe im gleichen Zustand wie vor 18 Monaten im Waggon der Spreewaldbahn und dachte über seine Zukunft nach. Es war mitten in der Nacht, da betrat er den Bahnsteig in Burg, müde, aber froh, endlich wieder hier zu sein. Die Bahnhofskneipe hatte schon geschlossen, daher ging Max schnurstracks und ohne Umwege in Richtung „Linde“, seine ehemalige Stammkneipe, die ihm so vertraut war. Hier war noch geöffnet, doch zu seinem Bedauern war von seinen alten Kumpels niemand zu sehen. Max setzte sich an den Tresen, bestellte ein Bier, einen Koks und einen Tatar, um den Hunger und Durst der langen Reise zu stillen. Vorsich-

tig erkundigte er sich nach seiner Ex-Verlobten, die er auch nach den langen 18 Monaten nicht aus seinem Kopf bekommen hatte. Von Frau Schmidt, der freundlichen Köchin, erfuhr er schließlich, dass sie inzwischen in einer anderen Gaststätte arbeitet und einen festen Freund hat. Max' Stimmung sank ins Bodenlose. Den Koks schüttete er schnell hinunter, ohne viel nachzudenken, und hatte nicht nur an den Kaffeebohnen zu kauen, sondern auch an den Gedanken, die ihn quälten. Während Max sein Bier schlürfte, brachte die Köchin persönlich den Tatar an den Tisch. Diese ältere Dame, übrigens seine Nachbarin von früher, war scheinbar die Einzige, die sich wirklich über seine Heimkehr freute. Sie hatte an Max offenbar einen Narren gefressen und machte vor seiner Armeezeit keinen Hehl daraus, dass sie ihm sogar ihr Grundstück vermachen wollte, wenn er und Lina nur Interesse daran zeigten.



*Haus der Frau Schmidt – sie wollte es gern Max schenken.*

„Es hätte alles ganz anders kommen können, wenn Max bei seiner Armee-Verlobten Gela geblieben wäre“, grübelte er melancholisch. Eigentlich wollte er ja nur Briefe schreiben, sie aber hatte sofort eine Verlobung initiiert und sogar die Hochzeit geplant. Max wollte Gela nicht wirklich haben, und auch nicht persönlich kennenlernen, doch

sie war, wenn sie es nur ermöglichen konnte, immer an seiner Seite gewesen. Ob im Urlaub oder zu anderen Gelegenheiten; Max hatte große Mühe, sie wieder loszuwerden, was ihn manchmal an den Rand der Verzweiflung brachte.

„Gela hätte sich sicher auf seine Rückkehr gefreut und ihn vom Bahnhof abgeholt“, war er sich sicher und spürte einen Hauch von Bedauern. Sie war schön, klug, treu und sagte, sie bekäme ein Kind von ihm. Max glaubte ihr das nicht, weigerte sich, daran zu glauben und hoffte immer noch auf Lina, die er wirklich geliebt hatte.

Nachdem er bezahlt hatte, stand er langsam auf und machte sich, sichtlich missmutig, auf den Heimweg – begleitet von einer Frau. Es war niemand anderes als seine alte Nachbarin, Frau Schmidt, die ihn als letzten Gast des Abends bedient hatte. Unterwegs ließ sie ihn bei-läufig wissen, dass er ihr Haus auch ohne Lina erben würde.

Schon bald schließt Max in seinem frisch aufgeschüttelten, weichen Federbett ein, das den wohltuenden Duft von Heimat und vertrauter Vergangenheit verströmte.

## REIFE JUGEND

**E**s war Samstag, der 29. April 1967. Wilhelmine hatte sich dazu entschlossen, Max aus den Federn zu holen und zum Essen zu bewegen. Sein absolutes Lieblingsessen, Kohlrübeneintopf, hatte sie extra für ihn zubereitet, um sicher zu gehen, dass es ihm auch wirklich schmeckte. Sie saßen nur im kleinen Kreis am Tisch, da die drei älteren Brüder inzwischen bereits verheiratet waren und jeweils ihre eigenen Familien hatten. René, der mittlerweile schon stolze 15 Jahre alt war, vervollständigte die Runde und saß als Vierter neben den Eltern am Tisch. Es gab viel zu erzählen, und alle waren in die Gespräche vertieft, doch der Vater zeigte wenig Interesse an Max' Zeit beim Militär. Stattdessen war er lieber in seinem begonnenen Buch vertieft, das er nach dem Essen weiter las. René hingegen war voller Be-

geisterung und berichtete von seiner Schulband. Er bat Max, ihm noch ein paar neue Griffen auf der Gitarre beizubringen.

Wilhelmine hatte an diesem Tag den mit Abstand größten Redebedarf. Sie war voller Pläne und Ideen für Max' Zukunft und hatte seinen weiteren Lebensweg samt passender Schwiegertochter bereits gründlich durchdacht. Mit großem Nachdruck und charmantem Eifer versuchte sie, Max von ihren Vorstellungen und Plänen zu überzeugen und ihm diese zugleich schmackhaft zu machen.

Max sollte sich nach Wilhelmines Meinung gleich am kommenden Montag in einer Firma in Cottbus vorstellen. Grundsätzlich war Max dieser Idee nicht abgeneigt, doch der Gedanke, bereits am Montag dort anzufangen, behagte ihm nicht wirklich. Wilhelmine ließ jedoch nicht locker und erzählte ihm noch von einer jungen Kollegin, die sie für sehr nett hielt. Sie meinte, dass dieses Mädchen bestens zu ihm passen würde. Um die Mutter zu beruhigen und weitere Diskussionen zu vermeiden, sagte Max ihr einfach, dass er sich das Mädchen bei Gelegenheit einmal ansehen würde.

Max hatte sich fest vorgenommen, nach der Zeit beim Militär ein vernünftiges und normales Leben zu führen. Auch sein treuer Armee-Kamerad Ede gab ihm einen gutgemeinten Rat auf den Weg und legte ihm eindringlich nahe, eine solide Berufsausbildung zu machen und darauf ein Studium aufzubauen. Diese Zukunftsperspektive klang für Max sinnvoll und vielversprechend.

Das ruhige Mittagessen wurde plötzlich durch ein Klopfen an der Küchentür unterbrochen, was die angeregten Gespräche abrupt beendete. Gerhard, der Leiter der Stern-Combo, hatte von Max' Rückkehr erfahren und kam persönlich vorbei, um Max um musikalische Unterstützung für einen Auftritt ab 19 Uhr zu bitten. Ohne lange zu überlegen, sagte Max zu.

Es fühlte sich an, als hätte es die achtzehnmonatige Pause vom Musikmachen nie gegeben. Fröhlich ging das unbeschwerde Jugendlben

mit Musik nahtlos weiter.

\*

Sie spielten an diesem Abend in einem kleinen Dorf nahe Vetschau. Nach einer 18-monatigen Pause fühlte sich dieser Auftritt für ihn wie Ostern und Weihnachten zugleich an – ein Moment voller Freude und Neubeginn. Besonders ins Auge fiel ihm ein Mädchen, das nicht nur seine Musik zu lieben schien, sondern auch großes Interesse an Max zeigte. Diese Susi wirkte für ihn wie ein Hoffnungsschimmer, eine neue Chance, endlich mit seiner ersten großen Liebe abzuschließen. Während seiner Darbietungen fixierte sie ihn mit ihren leuchtend grünen Augen, die zugleich verführerisch und geheimnisvoll funkelten. Susi hatte sich auf den ersten Blick in Max verliebt – und das machte sie ihm auf eine Weise deutlich, die keinen Zweifel ließ.

Max' Start in die langersehnte Freiheit hätte wirklich kaum besser verlaufen können – begleitet von Musik und der Aussicht auf eine feste Freundin. So sah er das zumindest, denn dieses neue Mädchen schien durchaus in der Lage, mit Lina zu konkurrieren. Max war überglücklich und fühlte sich wie neu ins Leben katapultiert.

Doch das Leben hatte noch eine weitere Überraschung für Max parat: das sogenannte Luxusproblem. Eine überaus charmante und zuvorkommende Serviererin namens Kathi zeigte ebenfalls deutliches Interesse an ihm. Sie machte keinen Hehl aus ihrer Zuneigung, auch wenn sie nicht die schlanke Model-Figur von Susi hatte. Dennoch gefiel sie Max mit ihrer natürlichen Ausstrahlung und ihrem liebenswürdigen Wesen außerordentlich gut.

Der Tanzabend wurde zu einem perfekten Auftakt in Max' neu gewonnenes, freies Leben, das er lange Zeit in dieser Form nicht genießen konnte. Während der Pause ergab sich die Gelegenheit, Susi besser kennenzulernen, und am Ende der Veranstaltung vertiefte er sich in ein lebhaftes Gespräch mit Kathi. Sie erzählte ihm ausführlich von

ihren Eltern, die eine privat geführte Fleischerei mit einer ange- schlossenen Gastwirtschaft betrieben. „Eine faszinierende Kombination“, dachte Max. „Vielleicht könnte ein solches Konzept ein inspirierendes Modell für meine eigene Lebensphilosophie als Musiker sein.“

Bereits zu diesem Zeitpunkt war Max der Idee, mit Kathi eine Beziehung einzugehen, nicht abgeneigt. Insgeheim fragte er sich sogar, ob Kathi vielleicht die ideale Schwiegertochter für Wilhelmine sein könnte.

Am darauffolgenden Sonntag informierte Max zu Hause über den aktuellen Stand bezüglich der potenziellen Schwiegertochter. Allerdings erwähnte Max zunächst nur Susi, um Wilhelmine nicht mit zu vielen Namen zu verwirren. Wilhelmine würde durch die zu erwartenden Briefe ohnehin noch früh genug von Kathi erfahren. Es war erstaunlich für Max, dass seine Mutter von Susi kaum begeistert war, obwohl sie kaum etwas über sie wusste, geschweige denn sie näher kennengelernt hatte. Mit einem leicht vorwurfsvollen Ton meinte sie, dass er erneut so ein Flittchen gefunden habe, das für eine ernsthafte Ehe nicht geeignet wäre.

„Wahrscheinlich denkt sie dabei nur an ihre nette Kollegin, die sie für geeigneter hielt“, dachte Max

Außerdem, fügte Wilhelmine hinzu, müsse er sich zuerst einmal um einen neuen Job kümmern, bevor er über solche Dinge nachdenke.

Max erklärte ihr entschlossen, dass er sich zunächst um eine neue Band kümmern wolle, denn das sei für ihn aktuell die größere Priorität. Vielleicht, so beruhigte er sie, würde er in ein oder zwei Wochen mit etwas Neuem beginnen können.

„So etwas hat es früher nicht gegeben“, sagte Wilhelmine schließlich nachdenklich und schüttelte leicht den Kopf. „Wir waren damals wirklich froh, wenn wir überhaupt Arbeit hatten und nicht arbeitslos auf der Straße standen. Im Sozialismus könnt ihr heute machen, was euch gerade passt. Ihr wechselt die Arbeit, wie es euch beliebt, ohne

an die Konsequenzen zu denken oder dankbar zu sein.“

„Mutter, nicht nur die Arbeit“, entgegnete Max mit einem leichten Lächeln. „Schließlich sind die Zeiten des Barons von Wackerbarth längst vorbei, und wer will schon heute noch so leben?“

„Die würden dir gar nicht schaden“, meinte Wilhelmine unverblümt und mit ernster Miene.

„Nein, Mutter, dann doch lieber das Wirtschaftswunder im Westen“, konterte Max mit einem Hauch von Ironie.

„Max, überleg doch mal genauer, was du da sagst“, erwiderte Wilhelmine mit eindringlicher Stimme. „Du hast doch keine Ahnung, wie Politik wirklich funktioniert. Die da drüben werden irgendwann genauso enden, wie wir es früher erlebt haben. Ohne Sozialismus gibt es keine Stabilität, keinen Frieden – es gibt Krieg. Was glaubst du denn, warum du zur Armee musstest? Das war kein Zufall.“

„Mutter, du hast recht, es war tatsächlich gar nicht so schlecht, manchmal hat es sogar ein wenig Spaß gemacht“, gab Max zu und schmunzelte leicht, als er sich an einige Momente zurückinnerte.

\*

**A**m Sonntag, dem 30. April, traf sich Max mit vier talentierten Musikern aus Vetschau und der Umgebung, um die Idee einer Band zu verwirklichen. Nach einem kurzen Austausch waren alle voller Enthusiasmus und es wurde schnell beschlossen, dass das Repertoire der Gruppe vornehmlich aus Interpretationen aktueller und populärer Titel der Rolling Stones, Beatles, Lords sowie weiterer bekannter Bands bestehen sollte. Der erste Auftritt wurde mit viel Vorfreude und Elan für zwei Wochen später geplant.

So wurde mit der Gruppe „Qualitons“ schließlich eine Beat-Formation ins Leben gerufen, die sich durch ihre außergewöhnliche Energie und Kreativität auszeichnete. Die Band bestand aus zwei Gitarren,

einer Bassgitarre, einem Schlagzeug und Max, der Keyboard, Saxophon und Gitarre spielte. Gemeinsam kreierten sie eine moderne, mitreißende Musik, mit der sie es später schafften, die Tanzsäle der gesamten Umgebung regelmäßig zu füllen. Die Tatsache, dass keiner von ihnen die englische Sprache beherrschte, stellte dabei keinerlei ernsthaftes Hindernis dar. Mit einer improvisierten Mischung aus „Quasselenglisch“ sangen sie ihre Lieder und verfassten die Texte in genau dieser unkonventionellen Weise. „Yes“ war für sie dann eben „Jes“, was der Begeisterung der Zuhörer in keiner Weise Abbruch tat.

Beispiel: Yummy Yummy Yummy von Ohio Express

The image shows handwritten lyrics on lined paper. At the top, it says "Yummy - yummy". Below that, the lyrics are written in a mix of English and German-like words:

Yummy - yummy - yummy  
I've got love in my tummy  
you are my like in loving you  
got you setzoh a sweeting  
you are not at a way  
singen geht amme gooden you  
II: I love johanna  
I love je krisja  
I love by loving :II

At the bottom left, it says "Quasselenglisch".

original:

Yummy, yummy, yummy, I've got love in my tummy

*And I feel like a-lovin you  
Love, you're such a sweet thing, good enough to eat thing  
And that's just a-what I'm gonna do -  
Ooh, love to hold ya - Ooh, love to kiss ya - Ooh, love I love it so*

„Jogi“, der Sänger, verfügte über eine ausgeprägte musikalische Begabung, die ihn in besonderer Weise auszeichnete. So wurden zuweilen Melodien dargeboten, die spontan erdacht worden waren und durch ihren bemerkenswerten Klangcharakter sowie ihre Einzigartigkeit zu überzeugen wussten. Der Text, der von Jogi stammte, war in einer englisch klingenden Sprache verfasst, entsprach jedoch nicht den Konventionen dieser Sprache und wirkte dennoch auf das Publikum authentisch. Dies schien den begeisterten Fans offenbar nicht bewusst zu sein, denn sie tanzten euphorisch dazu und sangen sogar mit voller Inbrunst mit. Auch sie hatten die englische Sprache nie erlernt, was ihre Begeisterung jedoch keineswegs minderte.

Lieder dieser Art wurden von der Band vor allem dann gespielt, wenn Kontrolleure im Saal erschienen, was hin und wieder vorkam. Die Kontrolleure fielen durch ihre auffällige Kleidung und ihr distanziertes Verhalten auf, was ihre Anwesenheit unmissverständlich machte.

In diesen Momenten begaben sich Jugendliche auf die Bühne, um die Band zu warnen und ihnen dadurch zu helfen, die Situation zu meistern. Die Kontrolleure überprüften das Musikprogramm heimlich und versuchten, jede Regelübertretung zu dokumentieren. Der Anteil ausländischer Titel, die gespielt werden durften, betrug streng genommen lediglich 40 Prozent des gesamten Programms. Diese 40 Prozent mussten ausschließlich von der DDR offiziell gekauft worden sein. Dazu zählten beispielsweise die Lieder der „Roten Gitarren“ aus der Volksrepublik Polen, jedoch keineswegs die so sehr begehrten Titel der Rolling Stones.

Während der Kontrollen überraschte Jogi kurzerhand mit seinen

selbstverfassten Songs, die er in improvisiertem Englisch vortrug. Stilistisch erinnerten seine Stücke dabei stark an die Musik der Rolling Stones – eine Ähnlichkeit, die beim Publikum hervorragend ankam. Da die Kontrolleure die Songs keiner bekannten Vorlage zuordnen konnten und sie in den AWA-Bögen als Eigenkompositionen eingetragen waren, ging die Taktik der Band voll auf.

Das Ausfüllen des AWA-Bogens nach einem Tanzabend wäre ohne die Berücksichtigung von Eigenkompositionen nahezu unmöglich gewesen. Um den Vorgaben gerecht zu werden, wurden diese Eigenkompositionen mit frei erfundenen Namen in die Liste aufgenommen. Sogar echte, gespielte Klassiker bekannter Gruppen wurden auf diese Weise verschleiert. Gemäß den strengen Vorschriften der AWA war der Kapellenleiter verpflichtet, alle gespielten Titel inklusive der Namen der Komponisten, Texter und Herausgeber exakt anzugeben. Zudem musste ein großer Teil der aufgeführten Titel aus der DDR oder den sozialistischen Bruderländern wie Rumänien, Bulgarien oder Polen stammen. Dies führte häufig zu kreativen „Lösungen“. Die AWA, die „Anstalt zur Wahrung der Aufführungs- und Vervielfältigungsrechte auf dem Gebiet der Musik“, war die DDR-Variante der GEMA. Allerdings erfüllte sie nicht nur eine ähnliche Funktion, sondern diente auch einem Kontrollzweck, der gezielt die Tätigkeit von Musikern im Blick hatte.

\*

**U**nmittelbar nach Max' Entlassung aus der Armee erschienen Genossen vom Zoll, um ihn für ihren Dienst zu gewinnen und ihn anzuwerben. Doch Max hatte für sich selbst geschworen, nie wieder eine Uniform zu tragen. Aus diesem Grund lehnte er das Angebot ab, auch weil der Beruf beim Zoll und seine Leidenschaft für die Band in seinen Augen schlichtweg unvereinbar zu sein schienen, und so entschied er sich für die Freiheit und gegen die Uniform.

Nachfolgend arbeitete Max im Versorgungskontor für Maschinenbauerzeugnisse in Cottbus und schlug dort eine neue berufliche Rich-

tung ein. Seine Mutter Wilhelmine, die ihm stets eine wertvolle Stütze war, hatte die wesentlichen Vorbereitungen für diesen Neustart getroffen, sodass er nicht völlig bei null beginnen musste. Max wurde als „Lagerist in der Schraubenabteilung“ eingestellt, wobei ihm zugleich die Möglichkeit eröffnet wurde, eine zweijährige kaufmännische Ausbildung zu absolvieren. Die Kaderleiterin zeigte sich begeistert von seiner Absicht, später ein Studium aufzunehmen. Interessanterweise erfuhr Max selbst erst durch die Kaderleiterin von dieser Option, was ihn allerdings nicht überraschte.

Jetzt musste Max überwiegend schwere körperliche Arbeit verrichten, die ihm einiges abverlangte. Diese Tätigkeit brachte es mit sich, dass er das gesamte, sehr umfangreiche Schraubensortiment in allen nur denkbaren Größen, Formen und Qualitäten kennlernte. Es standen anstrengende Jahre vor ihm, die viel Kraft und Durchhaltevermögen erforderten, doch eines war für ihn klar: Auf die Musik, die ihm über alles ging, musste er nicht verzichten. Das Studium nahm Max hingegen nicht allzu ernst und betrachtete es eher als Nebensache. Er hatte ohnehin eine etwas lockerere Einstellung zu vielen Dingen des Lebens. Für ihn stand die Musik eben an erster Stelle, und das bedeutete nicht nur, Musik aktiv zu machen, sondern auch, dabei eine ordentliche Portion Lebensfreude zu genießen. Über alles andere machte er sich keine allzu großen Gedanken, denn er lebte mehr im Moment als in der Zukunft und sagte sich immer wieder: „Ich bin doch geboren, um zu leben, und zwar lebenswert!“

Im Rahmen seiner Tätigkeit im Versorgungskontor hatte Max die Gelegenheit, mit einer Vielzahl von ganz unterschiedlichen Kollegen aus verschiedenen Abteilungen zusammenzuarbeiten. Dadurch sammelte er wertvolle Erfahrungen und knüpfte Kontakte, die ihm in dieser Zeit seines Lebens halfen.

Die anfängliche Brigade setzte sich zusammen aus einem Brigadier, dem Gabelstaplerfahrer und vier weiteren Arbeitern. Einer dieser Mitarbeiter war Heinrich, ein etwa 30 Jahre alter Mann. Der stammte ursprünglich aus der Bundesrepublik Deutschland. Heinrich hatte

sich der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) angegeschlossen, erfreute sich jedoch unter seinen Kollegen keiner großen Beliebtheit. Sein Umzug aus der Bundesrepublik in die Deutsche Demokratische Republik wurde von den anderen Mitgliedern der Brigade mit Zurückhaltung betrachtet. Die Hintergründe dieses Schrittes blieben für viele unverständlich, das rief zunehmend Skepsis hervor.

Heinrich stammte ursprünglich aus dem Ruhrgebiet, war Mitglied der DKP. Er war dort arbeitslos und aus diesem Grund zog es ihn, wie er selbst erklärte, in die DDR. Hier sah er bessere Chancen für sich.

Nach und nach entwickelte sich zwischen Heinrich und Max eine gewisse Sympathie, die beide einander näherbrachte. Gemeinsam nutzten sie die Spreewaldbahn, um täglich von Burg nach Cottbus zur Arbeit und wieder zurückzufahren. Während der Zugfahrt vertrieben sie sich die Zeit oft damit, Skat zu spielen, begleitet von den rhythmischen und dominierenden Geräuschen des fahrenden Zuges. Auf der etwa 50-minütigen Strecke von Burg nach Cottbus war ausreichend Zeit für kleine Turniere, bei denen die beiden sich gegenseitig herausforderten.

Im Waggon der Spreewaldbahn saßen die Skatspieler sich auf Zweierbänken gegenüber, nutzten eine Arbeitstasche als improvisierten Spieltisch auf den Knien und sorgten dabei für Unterhaltung – nicht nur für sich, sondern auch für die anderen Mitreisenden. Unter diesen fanden sich stets einige Kiebitze, die das Spielgeschehen aufmerksam verfolgten. Nach Feierabend, wenn sie wieder in Burg angekommen waren, kehrten Heinrich und Max oft gemeinsam in Chassis Kneipe ein. Meistens tranken sie dort zwei Feierabendbiere, unterhielten sich über den Tag und genossen die entspannte Atmosphäre, bevor sie schließlich nach Hause gingen.

Einmal lief die Feierabendbierzeremonie etwas anders ab: Bei Chassi war Bockbierfest. Heinrich und Max standen wie immer am Tresen, stellten ihre Arbeitstaschen neben die Füße und bestellten das süffige, aber hochprozentige Gerstengetränk, das ihnen nach einem lan-

gen Arbeitstag wie ein kleiner Genussmoment erschien. Nach dem ersten Bier wusste Max noch nicht, dass dieser Kneipenbesuch in seinen Annalen eingehen würde und im Gedächtnis bleiben sollte. Vom Ende dieser Zeche ist ihm zwar der Film abhanden gekommen, aber nicht die Erinnerung an die Wirkung, die dieses Bier auf ihn hatte. So etwas hatte er zuvor noch nicht erlebt. Er hat nie wieder in seinem Leben ein dunkles Bier getrunken, so sehr hatte ihn diese Erfahrung beeinflusst.

Mit Heinrich verstand Max sich aber weiterhin gut. Beim nächsten Bockbierfest mieden sie jedoch beide die Kneipe, da sie das Erlebnis ins Gedächtnis riefen, das ihnen eine Lektion für die Zukunft erteilt hatte.

Werner, der zweite Kollege, war ca. 50 Jahre alt und seinem Ausdruck und seiner Erscheinung nach ein sehr gebildeter und gepflegter Mann, der eigentlich nicht den Eindruck machte, solch eine Arbeit ausführen zu wollen. Warum er diese schwere und anspruchslose Arbeit verrichtete, war Max unklar und ein ständiges Rätsel für ihn. Werner sprach nie über seine Vergangenheit und schon gar nicht über sein Privatleben. Heinrich vermutete, dass es sich bei ihm um einen ehemaligen politischen Häftling handelte, was nicht ungewöhnlich in jener Zeit war.

Der Dritte im Bunde war Dieter, 25 Jahre alt und ebenfalls ein Ex-Häftling. Er war aber ein kleiner Krimineller, was er mit Stolz auch kund tat und worauf er, trotz allem, keinerlei Scham verspürte. Er blieb auch nach seiner Haftentlassung ein kleiner Krimineller. Dieter hatte alte Beziehungen zu ehemaligen Mithäftlingen und handelte illegal mit allem, was man zu Geld machen konnte, ohne sich viel um die Konsequenzen zu kümmern. Als Raucher fand Max das gar nicht so schlecht. Er bekam von ihm größere Mengen Camel und manchmal auch andere Westzigaretten zum halben Preis, was für ihn ein echter Vorteil war. Diese Zigaretten verkaufte Max zum dreiviertel Preis an Chassi, was ihm eine kleine, aber feine Nebeneinkunft ermöglichte. Das war damals ein sehr riskanter

Handel, den man nicht auf die leichte Schulter nehmen konnte.

Dieter konnte alles besorgen, was man brauchte, und es schien kaum etwas zu geben, das er nicht auftreiben konnte. Eine gebrauchte Jeans für 50,00 Mark bekam Max genauso wie ein Schlagerheft aus dem Westen, das für ihn wie ein Stück Exotik war.

Max' Vater war von den Jeans gar nicht begeistert. Er schimpfte über diese alte „Kuhhirtenhose“, wie er sie nannte, die Max schleunigst ausziehen sollte, da sie nicht in das Bild passte, das sein Vater von einem ordentlichen Kleidungsstil hatte. Aber Max trug das gute Stück mit Stolz, denn es war für ihn mehr als nur eine Hose. So eine Jeans war schon etwas Besonderes und ein Zeichen von Individualität.

Irgendwann verschwand Dieter wieder, ohne sich zu verabschieden. Keiner wusste, warum und wohin er gegangen war, und es blieb ein ungelöstes Rätsel. Die Camel-Zigaretten waren aus der Vitrine bei Chassi genauso wieder verschwunden wie Max' kleine Nebeneinkunft, die ihm ein wenig Unbeschwertheit verschafft hatte.

Der vierte Kollege war Erich, ein etwa 50-jähriger ehemaliger Stalingradkämpfer, dessen Vergangenheit sich in seinem Auftreten widerspiegelte. Er ging mit zwei orthopädischen Schuhen, weil beide Füße zur Hälfte abgefroren waren, was ihm das Gehen stark erschwerte. Erich war psychisch stark angeschlagen, konnte schlecht laufen und schüttelte den ganzen Arbeitstag den Kopf. Immer wieder murmelte er vor sich hin: „Nee, nee, nee“, als würde er versuchen, vergangene Erlebnisse zu verarbeiten.

Mit Heinrich verstand er sich überhaupt nicht. Heinrich sagte ihm einmal ganz direkt: „Wärst du doch zu Hause geblieben und nicht nach Stalingrad gegangen. Hast doch selbst an allem schuld.“ Diese Worte waren hart, zeigten aber, dass zwischen den beiden keine Freundschaft entstehen konnte.

An die körperlich sehr schwere Arbeit im Schraubenlager gewöhnte Max sich schnell und nahm sie auch in Kauf, auch

wenn sie ihm zu Beginn einiges abverlangte. Sein Ziel war der Abschluss einer kaufmännischen Lehre, und da führte an dieser Lagerarbeit kein Weg vorbei, so schwer sie auch war. Auch wenn er sich keine großen Gedanken über seine Zukunft machte und alles eher auf sich zukommen ließ, aber einen abgeschlossenen Beruf wollte er schon haben. Das hörte sich besser an, als keinen Beruf zu haben, und es war ihm bewusst, dass die meisten Mädchen nach dem Beruf fragten, wenn sie jemanden kennenlernten.



„Jaguars“ am Karpfenteich in Burg

Die Einberufung von Musikern zur Armee führte häufig zu notwendigen Neuformierungen der Band, die meist nur von kurzer Dauer waren und somit oft nur eine vorübergehende Lösung darstellten. Dies brachte das Bandgeschehen immer wieder durcheinander, erschwerte die Kontinuität und stellte für alle Beteiligten eine große Herausforderung dar. Es erforderte viel Anpassungsfähigkeit und Flexibilität. Auch der Bandname änderte sich immer wieder mal, was die Identifikation nicht gerade erleichterte, aber die Kreativität förderte. Max schloss sich zu dieser Zeit

der Schülerband von René an. Großes hatten sie sich vorgenommen und waren voller Tatendrang, ihre musikalischen Träume zu verwirklichen. Die Gruppe „Jaguars“ war geboren.

Bei einem Fischerfest in Peitz kam es jedoch zu einer unerwarteten und heftigen Auseinandersetzung innerhalb der Band. Der für die rockigen Lieder zuständige Sänger Micki konnte das Publikum mit Titeln der Gruppen The Rolling Stones und CCR überzeugen, indem er eine beeindruckende Performance bot, während der Titel „Smoke on the Water“ von Deep Purple nicht den gewünschten Erfolg brachte und die Stimmung trübte. Dieser Titel war offenbar noch nicht reif für den Auftritt und kam beim Publikum nicht gut an, aber Micki wollte ihn unbedingt singen und setzte sich dabei stur durch. Das war letztlich sein Abgesang und der Moment, der alles veränderte.

Das Ende der Band mit dem schönen Foto vom Karpfenteich in Burg war ohnehin nicht mehr abzuwenden, da die Spannungen in der Gruppe zu groß geworden waren.

Die staatlichen Behörden hatten immer wieder Probleme mit dem Namen „Jaguar“, aus welchen Gründen auch immer, was die Arbeit zusätzlich erschwerte. „Jaguar“ wurde jedenfalls mit dem Klassenfeind in Verbindung gebracht und galt als politisch problematisch. Jedoch war dies wohl nicht der einzige Grund für die Schwierigkeiten, denn es war wohl eher das Repertoire der Band, das regelmäßig für Unmut sorgte. Denn dieses bestand hauptsächlich aus „VE-Musik“ (Verbottene Einfuhr), was die Beamten besonders auf den Plan rief.

Die Reglementierungen, denen die Band regelmäßig ausgesetzt war, sprachen immer wieder für diese Annahme und machten das Musizieren alles andere als leicht.

In den Dörfern der Region hatte Max ab und zu auch die Gelegenheit, mit seiner Band zur Fastnacht zu spielen. Dabei wurde er von zwei seiner Brüder unterstützt, die Max mit ihren Blasinstrumenten zur Seite standen und so das Repertoire ermöglichten. Die Auftraggeber waren regelrecht begeistert von der stimmungsvollen Musik, die

mit viel Herzblut und Einsatz gekonnt gespielt wurde und manchmal sogar besser ankam als die Musik von ausgebildeten Blasmusikformationen. Jogis wohlgenährte Frau hat mal bei einem Fastnachtstanz in Lechingen ordentlich für Gesprächsstoff gesorgt – und das alles wegen einer Schüssel Kartoffelsalat!



*Musik zum Fastnachtstanz – Müschen/Babow – oben: Max rechts, und Brüder*

Die gute Seele wollte den hungrigen Musikanten in der Pause was

Gutes tun und hat klammheimlich eine große Portion organisiert. Geplant war, das Ganze fix und unauffällig über (auf) die Bühne zu bringen. Tja, aber mitten im Saal kam's anders: Sie rutschte auf dem frisch gewachsten Parkett aus und landet samt Schüssel auf dem Boden. Ende vom Lied? Schüssel kaputt, Salat überall verteilt – aber sicher nicht mehr essbar. Und der elegante Abgang? Naja, sagen wir mal: Künstlerpech! Aber die „Pech-Marie“ erntete viel Applaus beim Aufräumen.

\*

**D**ie Musik hatte sich mit neuen Musikern weiter verbessert, die Anlage wurde immer größer und die Auftrittsorte entfernten sich. Ein Auto für den Transport war erforderlich. Eine Kaufgenehmigung bekam die Band allerdings nicht, obwohl das DRK einen ausrangierten B1000 anbot. Handwerksmeister hatten aber solche Transporter.

In Burg gab es einen hilfsbereiten Fußbodenleger, der der Band, falls er selbst keine Zeit hatte, sogar seinen Transporter vom Typ „B1000“ zur Verfügung stellte. Auch in Vetschau traf man auf einen Mann, der Motorradrennen im In- und Ausland fuhr und für den Transport seiner Maschine einen Barkas nutzen durfte. Die Band hatte das Glück, auch ihn als Unterstützer gewinnen zu können. Mit diesen beiden Helfern wurden sie deutlich flexibler, und der Terminkalender hätte problemlos aus allen Nähten platzen können, wenn Max nicht gelegentlich ein paar Termine freigehalten hätte, um in Susis Dorf aufzutreten.

Irgendwann war auch diese Zeit vorbei. Susi durfte Max nicht heiraten, die Eltern hatten etwas dagegen, aber den speziellen Wunsch Susis konnten sie nicht beeinflussen.

Im weiteren Verlauf des Geschehens hat sich auch Susis Großmutter eingehend Gedanken zu diesem Thema gemacht. Dabei ist ihr aufge-

fallen, dass sowohl Susi als auch ihr Ehemann braune Augen haben, der Sohn jedoch blaue. Max selbst hatte stets angenommen, dass Susi grüne Augen hat, was jedoch letztlich keine große Rolle spielte. Aufgrund der allgemeinen Bekanntheit der Situation im Dorf und der Beobachtungen, die sie angestellt hatte, war sich die Großmutter jedoch ziemlich sicher, dass Max der tatsächliche Vater des Kindes war.

Die Oma verfügte über ausgeprägte kriminalistische Fähigkeiten und war in der Lage, herauszufinden, wo Max genau arbeitete. Eines Tages entschloss sie sich spontan, ihm dort einen persönlichen Besuch abzustatten. Mit ihrer auffälligen wendischen Tracht sorgte sie bei ihrer Ankunft in der Firma für eine gewisse Verwirrung und Aufmerksamkeit. Max stand zu diesem Zeitpunkt gerade auf einem Waggon und war intensiv damit beschäftigt, Schwellenschrauben zu sortieren, als sie plötzlich gemeinsam mit Max' Chef, der ebenfalls sichtlich überrascht war, wütend auf ihn zukam. „Das ist er!“, rief sie entschlossen und nachdrücklich. „Du hast auch blaue Augen! Susi und Hans haben braune Augen, und mein Enkelsohn hat blaue Augen. Das beweist alles: Er ist dein Sohn, du brauchst den Jungen nicht länger abzustreiten!“

„Liebe Oma“, entgegnete Max ihr mit einem ernsten, aber zugleich recht amüsierten Ton, „wenn du das wirklich so genau weißt und es dir tatsächlich recht ist, dann werde ich deine Enkeltochter ohne zu zögern sofort heiraten, und den Hans schicken wir dann eben zurück zu seiner Mama. Aber vergiss bitte nicht, dass es noch viele andere hübsche Männer mit blauen Augen gibt. Vielleicht lohnt es sich, auch dort mal nachzufragen!“

Damit war das Gespräch schlagartig beendet. Mit einigen lauten wendischen Schimpfwörtern, die alle Kollegen aufhorchen ließen, verließ die Oma zügig das Betriebsgelände. Der Chef von Max, der das Ganze mit einem breiten Grinsen beobachtet hatte, schüttelte amüsiert den Kopf und ging schließlich lachend davon, ohne weiter nachzufragen.

Susi hätte Max nur zu gerne geheiratet, und das nicht allein wegen ihres Vertrauens in die außergewöhnlichen kriminalistischen Fähigkeiten ihrer Oma.

\*

Zufällig hatte Max ein Engagement im kleinen, malerischen Dorf der jungen Kollegin seiner Mutter. Als Wilhelmine davon erfuhr, war sie völlig aus dem Häuschen vor lauter Begeisterung und konnte ihre freudige Aufregung kaum verbergen. Sie wusste bereits mit absoluter Sicherheit, dass ihre Kollegin ein auffälliges blaues Kleid tragen würde, das mit großen, gut sichtbaren weißen Punkten verziert war.

Als die Musiker mit ihren Instrumenten den Saal betraten, kam Max ein großes, schlankes Mädchen in einem stilvollen blauen Kleid mit großen, auffälligen weißen Punkten entgegen. Sie stellte sich mit einem freundlichen Lächeln als Jugendleiterin vor, wobei sie eine beeindruckende Selbstsicherheit ausstrahlte. Aber so klein und malerisch, wie das Dorf, oder wie es Wilhelmines Worten entnommen werden könnte, war sie dann doch nicht.

Sie staunte nicht schlecht und war sichtlich erstaunt, als Max sofort ihren Namen, ihr Alter, ihren Beruf und sogar ihre genaue Arbeitsstelle kannte. Als er dann schließlich das Geheimnis lüftete und die Situation erklärte, mussten sie beide herhaft lachen. Sie war wirklich außergewöhnlich nett und äußerst sympathisch, aber sie beide zusammen, das hätte auf keinen Fall gepasst und war von Anfang an ausgeschlossen.

Das Thema Schwiegertochter hatte sich ohnehin schon bald erledigt, da Max zu Gitti, seiner Armeebekanntschaft Nr. 1, mit der Zeit ein sehr gutes, stabiles Verhältnis aufgebaut hatte. Auch Wilhelmine fand Gitti ausgesprochen attraktiv, äußerst charmant und wirklich nett. Zu diesem Zeitpunkt war Max bereits 24 Jahre alt und hatte dieses Mädchen wirklich sehr lieb gewonnen. Nach einer kleinen, aber sehr herzlichen Feier bei ihm zu Hause waren sie offiziell verlobt. Max

dachte sich damals: „Aller guten Dinge sind drei, das muss einfach gut gehen.“

Es sollte jedoch wohl nicht sein. Irgendwann kam Max zu dem Entschluss: „Gut, dass es vor der Ehe die Verlobung gibt, um solche Dinge rechtzeitig zu klären“, und war wieder solo. Die Trennung fiel Max unglaublich schwer, und er litt sehr darunter, aber er konnte nicht umhin, diesen schweren, aber notwendigen Schritt zu gehen. Gitti trug ein tiefgreifendes, schwerwiegendes Problem mit sich herum, dessen Offenbarung Max schließlich zu diesem unumgänglichen Schritt zwang.

\*

**M**ax arbeitete mittlerweile als Disponent im Versorgungskontor für Maschinenbauerzeugnisse, einem renommierten Großhandelsunternehmen. Seine Hauptaufgaben umfassten die Planung, Beschaffung und den erfolgreichen Vertrieb eines ausgewählten Werkzeugsortiments für den Bezirk Cottbus. Die Arbeit machte ihm Spaß. Der einzige Wermutstropfen war das Gehalt, das nicht weit über die 400 Mark hinaus ging.

Eigentlich hatte Max Hochzeitsurlaub geplant, aber er war ja von Gitti getrennt und dieser Urlaub war nicht mehr erforderlich. Am Montagmorgen saß er, wie gewohnt, auf seinem Stuhl am Schreibtisch. Sein Chef war verwundert und fragte:

„Was machst du denn hier, Max? Du hast doch Hochzeitsurlaub.“

Max erklärte ihm alles und sagte:

„Wenn ich wenigstens einen Ferienplatz hätte, könnte ich dort auf andere Gedanken kommen, aber so schnell bekommt man ja keinen. Es wäre wirklich schön, doch das scheint momentan ein fast unerreichbarer Wunsch zu sein.“

„Einen Moment bitte“, sagte der Chef mit fester Stimme, bevor er entschlossen zum Telefonhörer griff. Er wechselte nur wenige Worte,

sprach in einem Tonfall, der keinen Widerspruch duldete, und beeindruckte das Gespräch abrupt. Dann wanderte sein Blick zu Max und blieb an ihm haften: „Geh zum Leiter der Betriebsgewerkschaft und hol dir den Schlüssel für deinen FDGB-Ferienplatz – für zwei Personen, direkt am Strand von Bansin an der Ostsee“, sagte er mit einem kaum wahrnehmbaren Schmunzeln. „Der Platz ist allerdings nur für Verheiratete oder Verlobte vorgesehen. Also überlege dir eine passende Lösung. Ach ja, übrigens: Heinrich aus der Produktion wohnt in der anderen Hälfte des Wohnwagens. Mit ihm kommst du doch gut aus, oder?“

„Wohnwagen am Strand von Bansin, mit meinem Kumpel Heinrich auch noch zusammen, das passt! Danke!“, rief Max voller Begeisterung, hätte seinen Chef am liebsten umarmt. Er packte eilig seine Sachen zusammen und fuhr mit dem nächsten Zug der Spreewaldbahn nach Burg. Sein Ziel war klar, und er verlor keine Zeit, als er direkt zu Micki ging, diesem Musiker, Freund und sogar entfernt Verwandten, der schon früher für spontane Abenteuer zu begeistern war. Max holte ihn kurzerhand aus dem Bett, drängte ihn zum Aufstehen und trieb ihn ohne Umschweife zur Eile an. Schon bald saßen die beiden gemeinsam im Zug der Deutschen Reichsbahn, der sie bis nach Bansin brachte. Dort angekommen, richteten sie sich in einem zweckdienlichen Wohnwagen ein, wo sie vierzehn Tage lang einen unvergesslichen Urlaub erleben sollten.

Und wieder war es passiert. Max hatte sich erneut Hals über Kopf verliebt, und diesmal schien es, als sei es endgültig das Mädchen seines Lebens, das sein Herz erobert hatte. Sie schworen sich ewige Treue. Gemeinsam lebten sie in diesem Wohnwagen, als wären sie ein altes Ehepaar, das die Ruhe und Einfachheit des Lebens mit ganzer Hingabe genießt. Sie unternahmen alles gemeinsam: gingen Hand in Hand einkaufen, kochten mit viel Freude zusammen ihre Lieblingsgerichte und kuschelten sich am Abend in der Schlafkabine des Wohnwagens aneinander. Es war eine Zeit, in der alles perfekt schien, und niemand auf der Welt hätte Max glücklicher machen können als dieses wundervolle Mädchen.

Doch an der Ostsee fielen Micki und Max mit ihrer Gitarre unangenehm auf; nicht bei den Urlaubern, die sich an den Melodien erfreuten, sondern bei bestimmten Leuten, die dort nicht hingefahren sind, um Urlaub zu machen oder sich zu entspannen. Wieder einmal waren es Lieder aus der Liste der verbotenen Einfuhr, die ihnen Ärger bereiteten und für Unruhe sorgten. Im Festzelt kam es sogar zu einer Konfrontation mit diesen gut gekleideten Herren, deren Verhalten von Anfang an misstrauisch machte. Sie betrachteten Max und Micki mit argwöhnischen Blicken, es lag eine Spannung in der Luft, die schwer zu ignorieren war, und die Begegnung verlieh dem Urlaub eine unangenehme Wendung.

Der Urlaub war nach vierzehn Tagen vorbei, aber Max hatte gemeinsam mit seiner Urlaubsbekanntschaft eine so schöne Zeit verbracht, dass sie weiter in Kontakt bleiben wollten. Deshalb haben sie beschlossen, sich nicht nur Briefe zu schreiben, sondern sich auch bald wiederzutreffen und die besondere Verbindung, die zwischen ihnen entstanden war, weiter zu vertiefen. Die Freude auf ein Wiedersehen schien endlos, und beide schmiedeten bereits Pläne für ein erneutes Treffen.

Wieder zu Hause angekommen, musste Max schmerzlich feststellen, dass die sehnsüchtig erwarteten Liebesbriefe bald nicht mehr angekommen waren, was ihn zutiefst verunsicherte und ihn in einen Zustand der Ungewissheit versetzte. Nach einiger Recherche und sorgfältigem Nachforschen stellte er fest, dass der Vater seiner Freundin ein hochrangiger Offizier des Geheimdienstes war, der den Kontakt zwischen seiner Tochter und Max offenbar unterbinden wollte, da er die Beziehung vielleicht nicht guthieß. Dies half Max, die Hintergründe besser zu verstehen und die plötzliche Stille zu erklären, auch wenn es ihn nicht weniger schmerzte und die unbekannten Einflüsse seine innere Ruhe erschütterten. Eine weitere Bestätigung seiner Vermutung lieferte eine unangenehme Aussprache zum Thema Urlaub in seiner Firma, zu der Max vorgeladen war. An dieser Aussprache nahmen Personen teil, deren Identität ihm nicht bekannt war und die mit

dem Thema sehr vertraut waren. Diese undurchsichtige Situation machte Max nervös und ließ ihn an seiner eigenen Sicherheit zweifeln. Er konnte nichts tun, außer das Ganze zu akzeptieren und sich damit abzufinden, dass er keinen Einfluss darauf hatte.

Max hatte die Absicht, das Mädchen einfach zu besuchen und die Dinge persönlich zu klären, bekam aber plötzlich einen Riesenrespekt, ja Angst davor, was ihn letztlich zurückhielt und seine Entschlossenheit ins Wanken brachte. So versuchte er dann doch alles als einen schönen Traum zu vergessen und aus seinem Gedächtnis zu verbannen, auch wenn ihm das ungemein schwerfiel und er sich immer wieder dabei ertappte, an sie zu denken. Es war, als würde er versuchen, ein Kapitel zu schließen, das noch nicht zu Ende geschrieben war. Dessen Ende beschäftigte ihn immer wieder, doch er wusste tief in seinem Inneren, dass es in diesem Fall wohl keinen anderen Weg gab und er die Realität akzeptieren musste.

\*

**R**udi von der Stern-Combo inspirierte Max dazu, einen völlig neuen beruflichen Weg einzuschlagen und – entgegen seines festen Schwurs – doch wieder die Uniform anzuziehen.

Die neue berufliche Herausforderung, kombiniert mit seiner Leidenschaft für die Musik, half Max entscheidend dabei, die emotionale Belastung zu bewältigen, die durch die Eingriffe in sein Privatleben entstanden war.

So wie bisher, Materialplanung und -vertrieb sowie der Stenotypistin Briefe in ihren Block diktieren, das gefiel Max schon ganz gut und entsprach durchaus seinen Vorstellungen von einer sinnvollen Tätigkeit. Doch er wollte mehr. Er wollte irgendwann heiraten und eine Familie ernähren können, eine, die er selbst finanziell absichern kann. Dafür musste er aber raus aus seinem Job. Denn mit 412 Mark im Monat war das unmöglich, es reichte kaum zum Leben, geschweige denn für größere Pläne oder Träume.

Rudi war Kurierfahrer bei der Bezirksbehörde der Deutschen Volkspolizei (BdVP). Er überzeugte Max von einer Anstellung bei dieser Behörde mit den Worten: „Max, ich empfehle dir, dich bei uns zu bewerben. Du kannst mit einem Einstiegsgehalt rechnen, das mehr als doppelt so hoch ist wie dein bisheriges Einkommen, und das gibt dir die Chance, deine Ziele und Wünsche einfacher zu erreichen, ohne ständig darüber nachdenken zu müssen, wie du über die Runden kommst.“

Max hatte eigentlich nicht vor, wieder eine Uniform anzuziehen, denn die Vorstellung, in dieser Rolle zu sein, war ihm nie besonders sympathisch. Aber letztlich überwog dann doch das Interesse an der finanziellen Gegenleistung und den damit verbundenen neuen Möglichkeiten für sein Leben. Für diese neue Arbeit bei der Polizei benötigte Max einen Führerschein, den er noch nicht hatte. Das stellte eigentlich ein Hindernis dar, aber trotzdem wurde er eingestellt. Wahrscheinlich auch, weil er vorher der SED beigetreten war.

Sein Vater hatte ihm dies sehr ans Herz gelegt. Er erzählte damals erstmalig etwas mehr aus seinem Leben, was Max sehr beeindruckte und ihm eine neue Perspektive auf seinen Vater eröffnete. Max erfuhr von seinem politischen Desinteresse vor dem Krieg, von seinen erlebten Kriegsgeschehnissen und dass er nach seiner Kriegsverwundung für ein friedliches Deutschland kämpfen wollte. Deshalb organisierte er sich nach dem Krieg zunächst in der SPD und wurde nach dem Zusammenschluss von SPD und KPD Mitglied der SED. Er war fest davon überzeugt, dass es nur im Sozialismus oder Kommunismus dauerhaft Frieden geben könne und dass ein anderes System den Menschen keine wirkliche Sicherheit bieten würde. Der Vater sagte aber auch, dass Max es im Leben ohne eine Mitgliedschaft in der SED nicht weit bringen würde. Das war damals eine entscheidende Grundlage für beruflichen Erfolg.

Nach langem Überlegen und Abwägen aller Argumente hat Max sich dazu entschieden, als Kandidat der SED zur Verfügung zu stehen. In diesem Zusammenhang hat sein neuer Kollege Rudi eine bemerkens-

werte Aussage gemacht, die Max sehr gefallen hat: „Max, ich glaube ja auch nicht alles, aber da muss man halt drin sein, wenn man was err eichen will.“

Es ist bemerkenswert, dass Max als Gemeindevertreter der FDJ kandidierte, obwohl er zu diesem Zeitpunkt kein aktives Mitglied der Organisation war und es keinerlei Hinweise darauf gab, dass sich dieser Umstand ändern würde. Diese Entscheidung wurde jedoch in Absprache zwischen dem Ortsparteisekretär und Max' Vater, Paul, getroffen. Beide befürworteten diese ungewöhnliche Maßnahme. Der Ortsparteisekretär nahm sich darüber hinaus die Zeit, ein persönliches Gespräch mit Max zu führen, um ihn umfassend über die Situation zu informieren. Er war zudem bestens über die Vorkommnisse während Max' Urlaub an der Ostsee unterrichtet und sprach eine nachdrückliche Empfehlung aus, sich nicht von der aufkommenden Westpropaganda beeinflussen oder gar fehlleiten zu lassen.

Während der folgenden öffentlichen Gemeindeversammlung stellte Max sich als potenzieller Gemeindevertreter vor. Im Rahmen der anschließenden Diskussion wurde ihm die Frage gestellt, wie er seine zukünftige Tätigkeit in dieser Funktion konkret gestalten wolle. Max räumte ein, dass er bislang keine detaillierten Pläne oder spezifischen Vorstellungen entwickelt habe, da diese Thematik nicht zu seinen vorrangigen Interessen zähle. Er erklärte zudem, dass er zunächst eine Phase der Orientierung benötige und die politische Arbeit gegenwärtig nicht seine höchste Priorität darstelle. In der Konsequenz zog er seine Kandidatur zeitnah wieder zurück. Dieser Schritt erfolgte ohne nennenswerte Diskussionen oder Widerstände, da er seine Beweggründe zuvor klar und nachvollziehbar dargelegt hatte.

Als SED-Mitglied musste Max selbstverständlich an den regelmäßigen Parteiversammlungen teilnehmen, auch wenn diese nicht zu seinen Lieblingsbeschäftigungen zählten. Das gefiel Max zwar nicht besonders, aber diese Form der politischen Bildung, oder wie man im Volksmund spöttisch sagte, Rotlichtbestrahlung, hatte er bei der BdVP sowieso, auch ohne offizielle Parteimitgliedschaft. Das war

der einzige größere Nachteil bei seinem neuen Job, zumindest aus seiner Sicht. Na ja, und natürlich die Uniform, die Max tragen musste und die ihm nicht besonders zusagte, war ebenfalls ein Aspekt, mit dem er sich arrangieren musste.

So fuhr Max mit Rudi, bewaffnet mit einer Pistole Makarow und einer Kalaschnikow MPI, durch die Gegend, während sie „Geheime Verschlußsachen“, „Vertrauliche Dienstsachen“, „Geheime Kommandosachen“ und Sonderprägungen von Münzen durch den Bezirk Cottbus und manchmal sogar durch die ganze DDR transportierten. Da sich offensichtlich niemand auf der Welt sonderlich für diese so genannten Geheimsachen interessierte, hatten sie einen durchaus entspannten Dienst, der selten von Stress oder Hektik geprägt war. Diese Routine gab ihnen oft die Möglichkeit, die Fahrten zu genießen und das Beste aus der Situation zu machen.

Obgleich Max noch keinen Führerschein besaß, wechselte er sich beim Fahren regelmäßig mit Rudi ab, was für beide Seiten vorteilhaft war. Wenn die Straßenverhältnisse es zuließen, fuhren sie über einen längeren Zeitraum zuweilen sogar mit Blaulicht und überhöhter Geschwindigkeit. Das verschaffte ihnen eine gewisse Freiheit im Zeitmanagement. So hatten sie die Möglichkeit, die heraus gefahrene Zeit für die Suche nach Pilzen im Wald oder für Einkäufe zu nutzen. Das brachte etwas Abwechslung und war auch von Nutzen. Nach Meinung der Vorgesetzten waren solche Dienstverletzungen ohnehin nicht möglich, da sie ja viertelständlich per Funk den Standort durchgaben. Dass sie dabei manchmal schon 50 Kilometer Vorsprung hatten, war damals nicht nachprüfbar, die technischen Möglichkeiten waren begrenzt. Nur auf den MfS-Kurier mussten sie immer besonders aufpassen. Wenn dieser ihnen zufällig begegnet war, mussten alle Standortmeldungen penibel stimmen, um keinen Verdacht zu erwecken oder unnötigen Ärger zu provozieren.

Nach knapp einem Jahr im Polizeidienst erhielt Max einen für ihn äußerst vorteilhaften Befehl: Er wurde für elf Tage nach Neudeck bei Herzberg abkommandiert, um den Führerschein für alle Klassen zu

machen – und das völlig kostenlos – klar, es war ja eine dienstliche Angelegenheit. Das Ausbildungszentrum, das fast wie ein gut gehütetes Geheimnis wirkte, bot eine entspannte Atmosphäre, in der Lernen und Gemeinschaft gleichermaßen im Vordergrund standen. So hatte der Aufenthalt hier beinahe den Charme eines Kurzurlaubs.

Das Angebot, den Führerschein kostenlos zu erwerben, kam Max mehr als gelegen. Er plante bereits, ein Auto für die Kapelle anzuschaffen und sich damit einen langersehnten Wunsch zu erfüllen.

Mit rund 60.000 Kilometern Fahrpraxis aus seiner Dienstzeit als Kurier-Kraftfahrer war er im praktischen Fahren bestens geübt, und auch die Theorie stellte für ihn dank seiner Motorradprüfung keine große Herausforderung dar. Der Fahrlehrer, der von Max' fundierten Kenntnissen anfangs nichts ahnte, zeigte sich entsprechend überrascht – natürlich nicht ohne ein paar anerkennende Worte.

Als klar wurde, dass Max' praktisches Können die Ausbildungsinhalte weit übertraf, wurde er von den Fahrstunden freigestellt – sie waren schlicht überflüssig. Von da an entwickelte sich sein Aufenthalt in Neudeck zu einer ausgesprochen entspannten Zeit. Es fühlte sich fast wie Urlaub an: Er verbrachte die Tage mit Kollegen, die als Urlauber vor Ort waren, spielte Skat und gönnte sich hin und wieder ein Bier oder einen Schnaps. Eine unbeschwerete, gesellige Zeit, die Max in vollen Zügen genoss. Doch eine Sache war ihm nicht bewusst – die Nachtfahrten blieben Bestandteil des Programms. Als die Aufforderung hierzu kam, war er völlig überrascht. Er hatte bereits ordentlich ins Glas geschaut, ließ sich jedoch nichts anmerken und steuerte den LKW samt Anhänger souverän durch die engen Straßen von Herzberg. Mit beeindruckender Präzision parkte er das Fahrzeug rückwärts auf dem Hof des Ausbildungszentrums ein.

Solche Manöver musste er bei der BdVP öfter durchführen, wenn die Zufahrt zu seinem Stellplatz in der engen Garage blockiert war.

Sein Fahrlehrer wusste genau um Max' Zustand – in einem Polizeifahrzeug war er schließlich vor Alkoholkontrollen sicher.

„Du hast es geschafft, wenn auch unter erschwerten Bedingungen“, kommentierte der Fahrlehrer nach der nächtlichen Fahrt schmunzelnd. „Aber das wird Konsequenzen haben. Eigentlich müsste ich dich für einen weiteren Lehrgang hierbehalten, aber elf Tage extra Urlaub gönne ich dir auch nicht. Lass uns diese ‘geheime Dienstan-gelegenheit’ später mit einem Getränk an der Bar klären – so bekommt deine Fahne wenigstens die nötige Legitimation.“ Der Vorschlag klang vielversprechend, und beide konnten sich ein Lächeln nicht verkneifen.

Der abschließende Abend an der Bar stellte einen würdigen Abschluss des Lehrgangs dar. Max schätzte die angenehme Atmosphäre und war überzeugt, dass der Erwerb des Führerscheins den Besuch mehr als gerechtfertigt hatte – möglicherweise auch zur Freude der gesteigerten Umsätze der Bardame. Der Fahrlehrer erwies sich dabei als äußerst unterstützend und kompetent.

Mit einem ordentlichen Brummschädel und dem Führerschein in der Tasche kehrte Max einen Tag früher als geplant am Freitag zur BdVP zurück. Sein Freund Rudi wartete bereits voller Vorfreude auf ihn. Die beiden waren nicht nur im Dienst ein eingespieltes Team, sondern auch musikalisch perfekt aufeinander abgestimmt. Als Rudi ihm vorschlug, am Sonntag wieder gemeinsam mit der Stern-Combo aufzutreten, sagte Max begeistert zu – seine Band hatte an diesem Tag keinen Termin, und die gemeinsame Musik bereitete ihm immer große Freude.

## JUGEND ADE

**A**m Sonntagabend begab sich Max, mit dem Fahrrad und beladen mit Saxophon sowie Gitarre, voller Elan zum „Hotel zur Bleiche“ in Burg. Er war fest davon überzeugt, es handle sich um eine ganz normale Tanzveranstaltung, wie er sie bereits unzählige Male erlebt hatte. In der Bleiche angekommen, wandte er sich suchend an den Kapellenleiter Gerhard, um zu erfahren, vor welchem Publikum sie an diesem Abend spielen würden.

„Für eine LPG“, antwortete Gerhard ohne Umschweife.

„Oje“, dachte Max, „für eine LPG. Da wird vermutlich nur ein älteres Publikum auftauchen, das ist für mich sicherlich nicht besonders spannend oder unterhaltsam“.

Doch als die Gesellschaft schließlich eintraf, wurde Max überrascht. Mitten unter der Gästešchar fällt ihm ein junges Mädchen ins Auge, das ihm merkwürdig bekannt vorkam – aber er konnte sich nicht erinnern, woher. „Mit der hatte sich doch irgendwann irgend etwas angebahnt“, erinnerte er sich schlagartig, „aber ich musste leider mit dem Kapellenbus nach Hause fahren. War das damals eine verpasste Gelegenheit? Ein Lichtblick jetzt?“

Seine Frage wurde augenblicklich beantwortet, als sich ihre Blicke trafen. „Keine Zweifel“, dachte Max, „diesen intensiven, fast hypnotischen Blick kenne ich doch. So besonders, so einzigartig. Aber woher nur? Wie oft habe ich solche Augenblicke mit faszinierenden Blicken erlebt, nur um am Ende enttäuscht zu werden? Doch dieses Mal... vielleicht wird es diesmal anders. Seit unserem ersten Treffen ist viel Zeit vergangen, und manchmal brauchen die besten Dinge eben Geduld. Diese schnellen Romanzen, Liebe auf den ersten Blick

– das hat doch nie funktioniert. Aber sie hier? Sie ist anders. Sie gehört nicht in diese glänzende, perfekte Barbiewelt. Sie verkörpert etwas Echtes, eine natürliche Eleganz, die einfach unvergleichlich ist. Schlank, doch mit Stärke. Zerbrechlich ist sie nicht. Vielleicht, ja vielleicht, ist sie genau das, wonach ich gesucht habe!“

Max war überzeugt: Dieses Mädchen würde garantiert auch den Geschmack seiner Eltern treffen. Schließlich war sie ein echtes Landmädchen – bodenständig, sympathisch und authentisch, da war er sich sicher. Mit ihrem vermutlich unkomplizierten Wesen und ihrer ländlichen Herkunft würde sie zu Hause bestimmt gut ankommen.

„Hässlich ist die weiß Gott nicht“, murmelte Max halblaut zu sich selbst, während er auf der Bühne stand und das Publikum beobachtete.

„Wer ist denn nicht hässlich?“, fragte Gerhard grinsend, dem Max' leiser Kommentar nicht entgangen war. Der Kapellenleiter schien sich bestens über seinen jungen Kollegen zu amüsieren.

„Na, die da im Saal“, antwortete Max, während er kurz mit dem Kopf in ihre Richtung nickte.

„Die ist was für dich“, sagte Gerhard mit einem Augenzwinkern.  
„Die ist viel besser als alle deine bisherigen Geschichten.“

Max schmunzelte und dachte sich, „Das kannst du doch gar nicht wissen. Diese hier hast du doch gerade erst zum ersten Mal richtig wahrgenommen.“ Er grinste Gerhard an und fügte innerlich hinzu:  
„Von der kleinen Apothekerin, die sich meinetwegen die Augen ausweinte, weil ich sie beim letzten Tanz einfach ignoriert habe, weißt du schon gar nichts.“

Damit wanderten Max' Gedanken zurück zu der Apothekerin, mit der er noch ein Rendezvous geplant hatte. „Zuvor habe ich doch gar keinen Grund, mich nach anderen Mädchen umzusehen“, mahnte er sich selbst innerlich zur Ordnung. Also konzentrierte sich Max auf die Musik mit Gerhard und seiner Stern-Combo und genoss die von ihnen erzeugte ausgelassene Atmosphäre im Saal.

Die Stimmung war prächtig. Zu Walzern, Polkas und Rheinländern wurde begeistert getanzt, und bald stimmten alle Gäste in einen Chor ein und grölten aus voller Kehle: „So ein Tag, so wunderschön wie heute ....“

Der Alkohol floss in Strömen, und die ausgelassene Stimmung kippte bald in eine handfeste Auseinandersetzung zwischen den angetrunkenen Bauern. Was folgte, war eine eindrucksvolle Schlägerei, wie sie direkt aus einem Film mit Bud Spencer und Terence Hill stammen könnte. Es ging hoch her, und die Fäuste flogen in alle Richtungen.

Die Situation im Saal war vollkommen aus dem Ruder gelaufen; an Musik war unter diesen chaotischen Bedingungen längst nicht mehr zu denken. Max, der sich in der Menge zunehmend unwohl fühlte, suchte schließlich Zuflucht im Garten des Hotels. Dort entdeckte er eine alte, aber einladende Bank, die ihm auf den ersten Blick wie der ideale Rückzugsort erschien, um dem Lärm und der Unruhe zu entkommen.

Wie durch ein Wunder fand sich das ihm irgendwoher bekannte Mädchen ebenfalls im Garten wieder. Völlig unerwartet setzte sie sich zufällig auf genau dieselbe Bank wie er. Zufall oder doch Schicksal? Offenbar hatten sie beide denselben Gedanken gehabt und sich unabhängig voneinander aus dem Saal zurückgezogen, nur um dem chaotischen Durcheinander und der völlig aus dem Ruder gelauftenen Schlägerei zu entkommen. Am Ende saßen sie einfach nebeneinander, beide still, jeder scheinbar in seinen eigenen Gedanken vertieft. Kein Wort, nur Schweigen – vielleicht dachten sie ja beide: „Denkt der andere gerade dasselbe?“

Nach einer Weile durchbrach sie die Stille, die sich aufgebaut hatte, grinste ein bisschen und meinte: „Ich heiße Maxi.“

Ihre Blicke begegneten sich, und für einen flüchtigen, aber intensiven Moment schien die Welt um sie herum plötzlich stillzustehen. Das Chaos, der Lärm von eben schienen vollständig vergessen. Sie verharnten in dieser wortlosen Verbindung, schwiegen

weiter und kamen sich dabei auf eine seltsame, fast magische Weise näher.



Maxi & Max

„Na, das passt ja perfekt“, flüsterte er ihr schließlich leise ins Ohr, „ich heiße Max.“ Im nächsten Augenblick lagen sie sich unerwartet und wie von unsichtbaren Kräften geleitet in den Armen. Die eiskalte Winternacht, die sie eigentlich umgab, schien auf einmal keinerlei Bedeutung mehr zu haben, als hätte sie ihre Existenz verloren. Irrgädein unerklärliches physikalisches Gesetz – oder vielleicht doch etwas Tieferes – hatte für eine Wärme gesorgt, die sie beide zu umfassen schien und der sie sich nicht entziehen konnten.

Als sich die Lage im Saal und im Hotelgarten allmählich beruhigte,

wurde Max eines klar: Seine Einkäufe in der Apotheke würden in Zukunft ausfallen, zumindest weniger werden. Er hatte sich schon oft eingebildet, die perfekte Frau gefunden zu haben, doch dieses Mädchen schien anders zu sein. Es war, als hätte die Suche nach der Richtigen mit ihr ein potenzielles Ende gefunden.

An jenem Abend in der Burger Bleiche fasste Max den Entschluss, Maxi genauer kennenzulernen und dieses Wunder der Natur nicht leichtfertig ziehen zu lassen. Ein Entscheidungsprozess, der sein Leben für immer verändern sollte.

In Burg stand nur wenig Zeit zur Verfügung, um die Geschehnisse sowohl gedanklich als auch physisch eingehend zu analysieren. Der LPG-Bus stand bereits zur Abfahrt bereit, und die Möglichkeit, das Geschehene in Ruhe zu reflektieren, schwand schnell dahin. Eine Fortsetzung der Feier kam ohnehin nicht infrage – trotz der überraschenden Versöhnung der Streithähne nach ihrem Gefecht. Das Mobiliar lag in Trümmern, Türen waren aus den Angeln gerissen, und Alf, der sonst so ausgeglichene Wirt, weigerte sich strikt, auch nur ein einziges Getränk auszuschenken. Die gesamte Szenerie wirkte wie eine Dramaturgie aus dem spannendsten Wildwest-Film und ließ selbst die kühnsten Geschichten verblassen. Das traditionsreiche Hotel „Zur Bleiche“ wurde übrigens nie wieder eröffnet. Sein einstiger Charme war verblasst. Es hatte ja seine besten Zeiten bereits hinter sich. Schließlich musste es einem modernen, größeren Gebäudekomplex weichen. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass die prügelnden Bauern mit dem Abriss nichts zu tun hatten.

Am folgenden Tag setzte sich Max an seinen Schreibtisch und schrieb einen Brief an Maxi. Ohne große Umschweife kündigte er darin an, sie bald zu besuchen. Schließlich hatte sie ihn eingeladen und ihm ihre Adresse anvertraut. Max wollte keine Zeit verlieren und diese Gelegenheit nicht ungenutzt verstreichen lassen. Nur wenige Tage später stieg er auf sein Mifa-Sportrad und legte mehr als 20 Kilometer zurück – durch verschneite Feldwege und einsame Landstraßen, bis er schließlich in Lechingen ankam. Es war ein eisig kalter

Wintertag, doch die malerisch schneebedeckten Wälder voller Tannen und Kiefern, die Stille der Natur und die zauberhaften zwei Tage, die er dort verbrachte, machten die Anstrengungen der Reise mehr als wett.

Die Zeit mit Maxi fühlte sich für Max an wie ein märchenhafter Traum. Am Morgen des zweiten Tages wachte er auf, blickte zu Maxi, die neben ihm lag, und sprach sie sanft an: „Maxi“, begann er zärtlich, „ich hatte einen wunderschönen Traum. Die letzten zwei Tage mit dir waren einfach magisch. Ich möchte dir erzählen, wie tief mich diese Zeit berührt hat und wie viel sie mir bedeutet.“

Maxi sah ihn mit strahlenden Augen an und erwiderte neugierig: „Erzähl mir von deinen Gefühlen und Träumen. Ich möchte wissen, was dich so bewegt hat.“

In diesem Moment fiel Max plötzlich Scheherazade ein, die kluge Erzählerin aus \*"1001 Nacht"\*, die dem persischen König Schahriyâr jede Nacht eine spannende Geschichte erzählte, um ihr Leben zu retten. Zwar stand Max nicht vor solch einer lebensbedrohlichen Situation, doch er sah eine gewisse Ähnlichkeit zwischen sich und Scheherazade. Seine Beweggründe waren jedoch gänzlich anderer Natur. Von dieser Inspiration getragen, ließ er seinen Erinnerungen freien Lauf. Mit lebhafter Fantasie und voller Hingabe erzählte er Maxi von all den Dingen, die in seinem Inneren widerhallten.

\*

*Es begab sich ein blonder Jüngling mit seinem Mifa-SportFahrrad durch den finsternen Wald in Richtung Lechingen, eine Gegend, die ihm fremd und geheimnisvoll erschien. Es war Winter, die Luft war eisig und schneidend, und der Schnee knirschte unter den Rädern des Fahrrads. Am Ende seiner langen Reise, durchdrungen von Kälte, stand er schließlich vor einem großen zweiflügeligen, verwitterten Holztor, gefertigt aus breiten, dicken und beachtlich langen Kiefern Brettern. Das Tor war fest verschlossen, unüberwindbar erscheinend.*

*Doch durch einen schmalen Spalt erhaschte der Jüngling einen flüchtigen Blick auf den dahinterliegenden Hof, auf Stallgebäude, eine große Scheune, Schuppen und das Wohnhaus mit einem Ziehbrunnen davor. Es war ein typischer Vierseitenhof, der so wirkte, als sei er seit mindestens 100 Jahren unberührt von der Zeit geblieben. Eine stattliche Rosenhecke schien den Zugang nicht zu versperren, doch es blieb dieses unnachgiebige, verschlossene Tor, das den Weg blockierte.*

*Ein Hund hing an einer Kette, bellte wütend, laut und unaufhörlich und versuchte seinen Hof und sein Revier zu verteidigen. Er konnte natürlich nicht ahnen, dass vielleicht sein neues Herrchen, ein Fremder ohne böse Absichten, vor dem Tor stand und Einlass begehrte. Nein, ganz und gar nicht, dieser junge Mann hatte keine schlechten Absichten. Er wollte vielmehr eine neue Bekanntschaft vertiefen, sich ein genaueres Bild verschaffen und Klarheit gewinnen. Doch Maxi, jene, die er suchte, war durch den Spalt im Tor nicht zu erblicken, wie sehr er sich auch bemühte.*

*Was sollte er nun tun? Fragte er sich mit wachsender Unruhe. Sollte all die Anstrengung seiner beschwerlichen Reise am Ende vergebens gewesen sein? Inmitten dieses Gedankenspiels, wie aus dem Nichts, tauchte plötzlich eine alte Frau auf, faltig, hager und alles andere als taufrisch. Sie erschien wie eine Figur aus einem Märchen, wie eine Zauberfee und zeigte sich gar freundlich. Es war offensichtlich eine Nachbarin, die neugierig fragte: „Was führt den jungen Mann bei so einem Schneetreiben in diese abgelegene Gegend?“*

*Sofort kam Max ein flüchtiger Gedanke: War dies vielleicht die verwunschene Maxi selbst? Doch diese Vorstellung verwarf er schnell, denn auch wenn die Szenerie durchaus etwas Märchenhaftes hatte, küssen wollte er diese ‚Fee‘ auf keinen Fall. Trotzdem musste er erkennen, dass sie recht hatte – diese Gegend war tatsächlich der sprichwörtliche Arsch der Welt. Die ‚Fee‘ jedoch verriet ihm ein Geheimnis: Es gab einen Trick, wie man das alte Schloss auch ohne einen Schlüssel öffnen konnte. Nachdem sie ihre Aufgabe erledigt hat-*

*te, verschwand sie ebenso plötzlich, wie sie aufgetaucht war. Gesagt, getan – der Jüngling machte sich an die Arbeit, und schon bald öffnete sich das Tor. Die Wiedersehensfreude mit Maxi war in diesem Moment grenzenlos und berührend zugleich.*

*Am nächsten Morgen zeigte sich ein wunderschöner Wintersonntag, der das junge Paar zu einem Spaziergang durch den Wald und die Fluren der Lechinger Heidelandschaft einlud. Die klare Winterluft und die friedliche Stille des Schnees machten den Spaziergang zu einem Erlebnis. Auf dem Weg entlang der Felder, deren weiße Decken wie ein Gemälde wirkten, fragte der Jüngling neugierig: „Wem gehören die vielen Felder?“ Maxi antwortete freimütig und knapp: „Das sind alles meine.“ Der Weg führte weiter in einen großen, dunklen Wald, dessen Schatten die Landschaft geheimnisvoll und ein wenig unheimlich erscheinen ließ. Ein schwarzer Kater kreuzte plötzlich den Waldweg von rechts nach links, und der Jüngling fragte wieder: „Wem gehört denn der große Wald?“ Diesmal begann Maxi zu antworten: „Der Wald gehört ...“, doch noch bevor sie den Satz beenden konnte, fiel er ihr ins Wort und ergänzte ein wenig schmunzelnd, ein wenig nervös: „Der Gräfin!“ In diesem Moment beschlich ihn ein vages Unbehagen. Erinnerungen aus seiner Kindheit, Geschichten von einem gewissen Kater mit Stiefeln und die Begegnung mit der faltenreichen ‚Zauberfee‘ vom vergangenen Abend am Tor, blitzten durch seine Gedanken. Konnte es sein, dass er sich inmitten eines Märchens befand?*

*Sie gingen weiter, Hand in Hand, und sangen gemeinsam das schöne, alte Lied: „Es dunkelt schon in der Heide, nach Hause woll'n wir gehen“. Die Dunkelheit des Abends begann die Landschaft zu umhüllen, und die klinnende Kälte kehrte zurück, als sie schließlich an ein Häuschen kamen, das wie aus einem Märchen zu stammen schien. Es war ein wenig verfallen, und man hätte vermuten können, dass frühere Besucher die Pfefferkuchen geplündert hatten. Der Jüngling, der das Häuschen eine Weile betrachtete, konnte jedoch keine Spuren davon entdecken. Verwundert stellte er fest: „Das gibt es doch gar nicht.“ Mit einem schalkhaften Lächeln entgegnete Maxi: „Doch, bei*

*Riesens!“*

*Vor dem Haus der Riesens stand ein alter, steinerner Backofen, der jedoch kalt und verlassen wirkte – kein Feuer war zu sehen, kein Rauch zu riechen und kein Brot rief um Hilfe. Eine alte Frau, gekleidet in eine eigenartige, geslickte und offenbar ältere Tracht, schaute neugierig aus dem Fenster. Ihre Worte, freundlich gemeint, blieben dem Jüngling jedoch unverständlich. Maxi bemerkte seine Unsicherheit und erklärte ihm, dass hier der Riese mit seiner Schwester wohnte und dass die Frau ihn lediglich in der hier üblichen Sprache begrüßt habe.*

*Die Unsicherheit des Jünglings war damit vollends erreicht. Sein mulmiges Gefühl wurde bestätigt, als der Riese tatsächlich erschien. Doch es war nicht das Fabelwesen, das er vielleicht unwillkürlich erwartet hatte, sondern ein alter, gebrechlicher Mann namens Gottfried Riese, gekleidet auf eine Weise, die fast schon an die Steinzeit erinnerte. Ein tiefgehendes Gespräch ergab sich nicht, und so machten sich die beiden wieder auf den Weg und kehrten, ohne sich zu verirren, in ihr Gemach zurück, wo sie die Ereignisse des Tages noch einmal Revue passieren ließen.*

„Ja, Maxi, das war mein Traum. Ist er nicht märchenhaft?“

Maxi lächelte und antwortete: „Ja, er ist wirklich märchenhaft. Vielleicht war das ja erst der Anfang eines wundervollen Märchens, das sich noch entwickelt?“

Die Stunden vergingen wie im Flug. Sie hatten einander so viel zu erzählen, als wären Jahre vergangen, seit sie das letzte Mal gesprochen hatten. Doch in einer Sache waren sie sich vollkommen einig: Sie wollten zusammenbleiben, egal, was die Zukunft bringen würde.

Einigkeit war jedoch keine Konstante in Max' Leben. Irgendetwas ging immer schief – fast so, als gäbe es ein unausgesprochenes Gesetz, das dies bestimmte.

Am frühen Abend schnappte sich Max sein Mifa-Sporttrad und machte sich auf den Weg zurück nach Burg. Während seiner Fahrt spürte er die neugierigen Blicke der Leute, denn die Neuigkeit, dass „Maxi einen festen Freund hat und er sogar schon bei ihr übernachtet hat“, hatte sich in Lechingen wie ein Lauffeuer verbreitet. Kaum ausgesprochen, war die Nachricht schon überall bekannt.

Zu Hause angekommen, konnte seine Mutter ihre Neugier kaum verbergen. Einerseits wünschte sie sich sehnlich, dass ihr Sohn endlich eine feste Beziehung eingehen würde – oder wie sie es ausdrückte, „unter die Haube kommen“ – doch die Tatsache, dass Maxi aus Lechingen stammte, ließ in ihr gemischte Gefühle aufkommen.

Eine Lechingerin? Das war in ihren Augen absolut nicht akzeptabel. Die Bewohner von Burg hielten sich damals für etwas Besseres und sahen die Lechinger als ungehobelte Hinterwäldler. Man sagte über sie:

„Hast du eine Frau aus Lechingen, so brauchst du keinen Hund!“ – ein Spruch, den in Burg wohl jeder kannte.

Die jungen Männer aus Lechingen hingegen traten mit Stolz und Selbstbewusstsein auf. Sie äußerten in ihrem markanten Dialekt:

„Wir treten unsere Hühner alleine!“ Dabei klang das „R“ dreifach gerollt und ihr Akzent war unverkennbar.

Die meisten von ihnen waren kräftige, durch die harte Arbeit in der Landwirtschaft gestählte Burschen mit großen, rauen Händen, die wie Bratpfannen wirkten. Ihr Ruf als einschüchternde Kerle war bekannt, und sie genossen ihre Stärke. Genau eine solche Bekanntschaft wollte eine Mutter ihrem Sohn natürlich ersparen.

Als Max seiner Mutter von seiner märchenhaften Geschichte erzählte und verkündete: „Maxi wird meine Frau“, reagierte sie mit einem mahnenden Spruch:

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich nicht etwas Besseres findet.“

Während seiner Fahrradtour durch den kalten Winter zog sich Max eine Erkältung zu. Beim Besuch seines Hausarztes, Dr. Graske, erlebte er eine Überraschung. Neben den verschriebenen Lutschbonbons bekam er erneut denselben Rat zu hören: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich nicht etwas Besseres findet.“

Doch Max ließ sich von diesen gut gemeinten Ratschlägen nicht beirren. Er hatte genug von der ewigen Suche nach einer Frau fürs Leben. Er wollte endlich ankommen und scherte sich nicht um die mahnenden Worte seiner Mutter oder seines Arztes.

Auch Maxi hatte keine Zweifel. Gerhard, der Schlagzeuger der Stern-Combo, hatte ihr mit einem verschmitzten Lächeln zugeflüstert: „Lina, den kannste nehmen. Der ist in Ordnung und noch zu haben!“ Dass er sie aus Versehen „Lina“ nannte, weil er mit den Namen durcheinanderkam, störte die frisch Verliebten nicht. Für sie war es völlig nebensächlich.

Später jedoch, als die Dinge ernster wurden, bekam Gerhard ein schlechtes Gewissen und warnte sie: „Nimm lieber keinen Musiker!“ Doch da war das sprichwörtliche Kind bereits in den Brunnen gefallen. Max, der wandlungsfähige Musiker, entpuppte sich tatsächlich als beziehungsfähig. Und ehe man sich versah, wurde eine unvergessliche, riesige Bauernhochzeit gefeiert.

Max' Lebenseinstellung hatte sich über die Jahre kaum verändert. Er lebte im Moment, machte sich keine Gedanken über die Zukunft und genoss das Leben, wie es kam. Wenn etwas nicht mehr funktionierte, suchte er sich einfach etwas Neues, ohne lange zu zögern. Diese Unbeschwertheit hatte ihm bisher gut gedient. Max ließ sich nie aus der Ruhe bringen. Warum sollte es jetzt anders sein?

## ZEITENWENDE

**E**s war Max' allererstes Wochenende in seinem neuen Zuhause. Die Monate nach der Hochzeit waren geprägt von einer intensiven militärischen Ausbildung, damals als „Frischbesohlung“ bekannt. Jetzt sollte alles anders werden. Selbst seine geliebte Band wollte er mühsam von Grund auf neu aufbauen.

Maxi hatte mit viel Liebe und einem Sinn für Details das Frühstück vorbereitet. Der Duft von frisch gebrühtem Kaffee durchzog die Luft, und auf dem Tisch stand ein Steingutkrug in Beige mit großen blauen Punkten – ein wahres Schmuckstück. Max wusste, dass die frische Milch direkt nach dem Melken mit diesem Krug aus dem Eimer geschöpft worden war. Der verlockende Duft von selbst geräuchertem Schinken und frisch gebackenem Brot erfüllte die Küche. „Was für ein herrlicher Morgen“, dachte er, während er den Moment genoss. „Hier steckt so viel Leidenschaft und Können im Kochen, Backen und Räuchern.“

Neben dem Küchentisch stand der Kinderwagen mit der kleinen Tochter. Alles war perfekt – sie war satt, zufrieden und machte ihre Freude durch süße Laute bemerkbar. Ihr Lachen und Glucksen füllten die gemütliche Küche, bis sie schließlich friedlich einschlief.

Maxi kam mit einem Glas frischen Bienenhonig herein, den sie gerade aus der Vorratskammer geholt hatte.

„Du siehst so nachdenklich aus“, stellte sie fest und sah ihn prüfend an. „Schmeckt es dir etwa nicht? Vielleicht wäre die Stulle mit diesem Heidehonig noch besser?“

„Danke“, sagte Max mit einem leichten Lächeln. „Es schmeckt wirklich ausgezeichnet.“

„Ehrlich?“, fragte Maxi und sah ihn forschend an. „Irgendetwas beschäftigt dich, das merke ich doch.“

„Maxi, du hast recht“, gab Max zu und sah sie liebevoll an. „Das Frühstück, die Kleine und natürlich du – das alles genieße ich sehr. Es ist schön zu sehen, wie die Kleine diese Küche mit ihrem Leben und ihrer Freude erfüllt. Wir können wirklich stolz auf sie sein, so fröhlich und zufrieden, wie sie ist. Aber etwas fehlt mir trotzdem. Es ist die Musik. Ohne Musik geht bei mir gar nichts. Ein gemütliches Zuhause allein reicht mir nicht. Deshalb werde ich nach dem Frühstück mein Fahrrad nehmen und nach Burg fahren. Ich komme nicht zurück, bevor ich eine neue Band zusammengestellt habe.“

„Na, hoffentlich bekommst du das schnell hin“, sagte Maxi und blickte wenig begeistert.

Max verabschiedete sich, schnappte sich sein Fahrrad und machte sich auf den Weg.

\*

Eine Stunde später traf er zwei Musiker, die ähnliche Ziele und Visionen verfolgten wie er. Es waren frühere Bandkollegen, die in den letzten Monaten in verschiedenen Formationen gespielt und neue Erfahrungen gesammelt hatten. Gemeinsam schmiedeten sie Pläne, die Band wieder neu zu formieren und fanden in den Überresten einer anderen Band genau die Mitglieder, die ihr Projekt perfekt ergänzten. Die ständigen Einberufungen zur Armee hatten viele Bands auseinandergerissen. Die Neuzugänge waren ein talentierter Sänger und Gitarrist sowie ein erfahrener Schlagzeuger – beide auf hohem musikalischem Niveau. Sie brachten wertvolle Ausrüstung mit: eine hochwertige Gesangsanlage mit Sennheiser-Mikrofonen und die legendäre Farfisa Matador-Orgel, ein Instrument, das in der DDR ein echter Schatz war.

Da Max der Einzige war, der sich einigermaßen mit Tasteninstrumenten auskannte, übernahm er das Spielen der Orgel. Mit den neu-

en Mitgliedern wurde die Musik rockiger, dynamischer und klanglich ausfeiltert. Gesungen wurde ausschließlich auf Englisch, und die Texte passten jetzt auch perfekt zu ihrem neuen Sound.



„Qualitons“

Es dauerte nicht lange, da meldete sich das Kreiskabinett für Kultur, Cottbus. Die Band erhielt eine Einladung zu einem Kreisausscheid, deren Teilnahme gleichzeitig für die Verlängerung der Spielerlaubnis angerechnet werden sollte.

I. Kreisausscheid

am 27. April 1974, 13.00 – 19.00 Uhr

Instrumentalmusik:

*Klavier, Streichinstrumente, Zupf- und Blasinstrumente (bis zu 3 Personen)*

*Vokalsolisten, Artistik und Tanz, Volkslied, Arbeiter- und Jugendlied, Songs, Chanson, Artistik und Tanz (Bühnentanz bis zu 3 Personen)*

II. Kreisausscheid

am 28. April 1974, 9.00 – 16.00 Uhr

*Schlagergesang und künstlerisches Wort  
Schlagergesang, Conference, Spielmeister, Humoristen, Zauberei und Rezitation*

*Eure Teilnahmemeldung zu den Kreisvorentscheiden sämtlicher Genres bitten wir auf schriftlichen Wege zum 30. März 1974 an das Kreiskabinet für Kulturarbeit, 75 Cottbus, Thiemstraße 56 zu richten.*

**- Freundschaft -**

*gez. Rott  
Kreiskabinett für Kulturarbeit*

*gez. Lichtenberger  
FDJ-Kreisleitung  
Veranstaltungsort: Kreiskulturhaus Ströbitz*

Max wollte mit seinen Leuten eigentlich nur Tanzmusik machen, wollte keine Arbeiter- und Jugendlieder im Programm aufnehmen und sich nicht als Humorist oder Zauberer betätigen. Er war mit seiner eigenen musikalischen Richtung vollauf zufrieden, sah keinen Grund für Veränderungen und ignorierte diese Einladung einfach konsequent. Irgendwann verabschiedete sich der Sänger aus dem Musikgeschäft. Damit endete auch der Zugang zu seiner hochgeschätzten und leistungsstarken Musikanlage, die von allen Beteiligten sehr geschätzt wurde. Diese plötzliche Veränderung zwang die Band dazu, wieder auf die altbekannten DDR-Vermona-Anlagen zurückzugreifen, die in vielerlei Hinsicht den modernen Standards jener Zeit nicht gerecht wurden und sowohl technisch als auch klanglich deutlich hinterherhinkten. Für die Farfisa-Orgel musste nun wieder ein Ersatz aus Klingenthal zum Einsatz kommen. Das löste bei den Musikern erheblichen Frust und Enttäuschung aus. Effektgeräte, wie Verzerrer, Wah-Wah oder Echo, mussten sie sich jetzt selbst bauen, da solche Geräte entweder überhaupt nicht verfügbar oder nur

unter großen Schwierigkeiten und mit erheblichen Hindernissen zu beschaffen waren. Das improvisierte Echogerät war ein modifiziertes Tonbandgerät, das mit mehreren Tonköpfen und einer speziellen Endlosschleife aus Tonband ausgestattet wurde. Der Techniker hielt stets mehrere dieser Endlosschleifen in Reserve, da die kleinen Tonbänder während eines langen Abends schnell verschlissen. Um die Klangqualität aufrechtzuerhalten, mussten sie dann ausgetauscht werden.

Die nächste Hiobsbotschaft war, dass der Schlagzeuger der Band vor eine schwierige und lebensverändernde Entscheidung gestellt wurde: Sollte er seiner Leidenschaft für die Musik folgen, die ihm stets am Herzen lag, oder sich seiner Beziehung zu seiner Frau widmen, die ihm ebenso viel bedeutete? Am Ende wog die Liebe zu seiner Frau schwerer, und er entschied sich, seinen musikalischen Weg schweren Herzens aufzugeben. Nach dem Ausscheiden der beiden Gründungsmitglieder Paul und Jürgen, die aufgrund ihres Wehrdienstes der Band auch nicht mehr zur Verfügung standen, blieb Max als letzter verbliebener Musiker der Band zurück. Plötzlich stand er allein mit seinen Instrumenten, seinen Ideen und einer ungewissen Zukunft.

DC - Combo Burg / Spreew.  
Rainer Berg  
7502 Burg / Spreew.  
Dorf Nr. 109

Burg, den 10. 05. 1973

Dorfclub Burg / Spreew.  
Betr.: Finanzierung einer Gesangsanlage

Zur Ausübung von Tanzmusik brauchen wir dringend eine Gesangsanlage. Deshalb haben wir eine solche vor längerer Zeit bei einem Fachmann in Arbeit gegeben. Sie wird bis zum Juni 1973 fertiggestellt sein und 2400,- M kosten.

Da im Mai diesen Jahres zwei Musiker unserer Kapelle der NVA angehören und zwei weitere demnächst eingezogen werden, sind wir gezwungen, Ersatzspieler hinzuzuziehen. Diese tragen nicht zur Finanzierung o. g. Anlage bei.  
Aus diesem Grund bitten wir den Dorfclub, o.g. Anlage vorerst zu finanzieren.

Wenn alle Mitglieder unserer Kapelle ihren Wehrdienst abgeleistet haben ( max. 3 Jahre ) sind wir bereit, die entstandenen Kosten zurückzuerstatteten. Für umgehende Erledigung danken wir im Voraus.

DC - Combo Burg / Spreew.

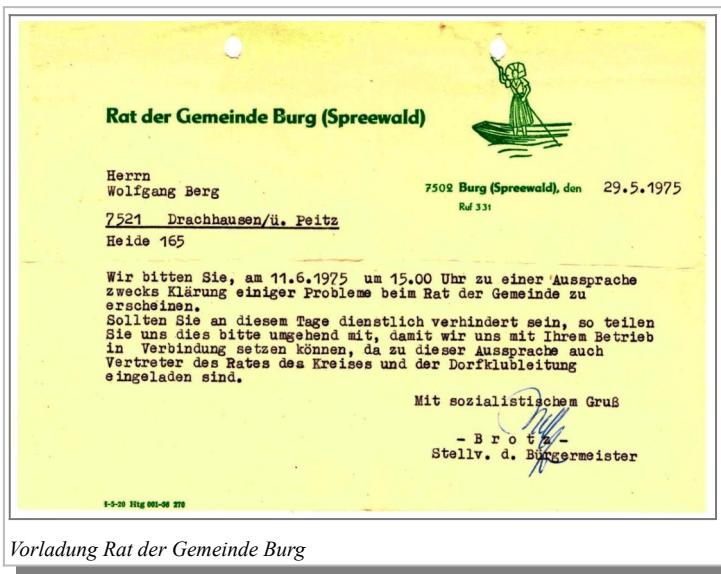
mündl.  
kein Geld da

Antrag auf Vorfinanzierung einer Gesangsanlage an den Dorfclub

Die Herausforderung bestand darin, die Band wieder einmal neu aufzubauen. Sein persönliches Ziel war es, talentierte neue Mitglieder zu finden, die die Vision mit ihm teilen konnten.

Wie es der Zufall wollte, hatte sein Bruder René mit seiner Schülerband ähnliche Herausforderungen zu bewältigen und stand vor vergleichbaren Problemen. Gemeinsam mit ihm, seinem erfahrenen Bassisten und einem jungen, technisch versierten sowie begabten Schlagzeuger schlossen sie sich zusammen und formierten eine neue, vielversprechende musikalische Formation. Es fehlte allerdings noch eine Gesangsanlage – der Dorfclub dem sie blauäugig beigetreten sind, sollte nun helfen, lehnte aber deutlich ab.

Diese neu ins Leben gerufene Band erhielt auf etwas ungewöhnliche Weise diesen unfreiwilligen Namen: „DC-Combo“. Dieser Name hatte einen einzigartigen Ursprung und war fest mit einem DDR-typischen Vorspiel verbunden.



Vorladung Rat der Gemeinde Burg

1975 wurde Max zu einer Anhörung beim Kreiskabinett für Kultur in Cottbus sowie beim Rat der Gemeinde Burg einbestellt. Diese Einladungen waren Folge und Konsequenz seiner musikalischen Darbie-

tungen bei den „Qualitons“, die es zwar nicht mehr gab, ja, und der neuen DC-Combo. In den Augen der behördlichen Funktionäre entsprach diese Musik nicht den sozialistischen Richtlinien und galt daher als problematisch, wenn nicht sogar subversiv.

Ziel dieser Maßnahmen war es, die Musiker in ihrem Schaffen zu kontrollieren und ihre musikalische Ausrichtung in die von der Regierung vorgegebene Richtung zu lenken. Diese Eingriffe bedeuteten für viele eine massive Einschränkung, da sowohl ihre Kreativität als auch ihre künstlerische Freiheit stark beeinträchtigt wurden. Aus diesem Grund entschieden sich einige Musiker, sich komplett aus dem Musikgeschäft zurückzuziehen. Sie wollten den ständigen Reglementierungen und den daraus resultierenden Konflikten entgehen, um sich stattdessen neuen Aufgaben und Betätigungsfeldern zu widmen.

Sowohl beim Rat des Kreises, Abteilung Kultur, als auch beim Rat der Gemeinde ging es darum, dass sich die Band einem Trägerbetrieb unterzuordnen hat. Dabei spielte es offensichtlich keine Rolle, in welcher Besetzung Max musizierte. Er als Bandleader stand scheinbar auf der schwarzen Liste. Er war ja während seiner noch jungen Laufbahn schon des Öfteren unangenehm aufgefallen, und das immer wegen Spielen von Liedern verbotener Einfuhr.

Eine Ablehnung dieser Forderung war schlichtweg undenkbar, da sie andernfalls komplett vom Musizieren in einer Band ausgeschlossen worden wären – ein sofortiges Spielverbot wäre die unvermeidliche Konsequenz gewesen. Daher sahen sich Max und seine Band gezwungen, dem Dorfklub in Burg weiterhin treu zu bleiben, wie es von den zuständigen Stellen verlangt wurde, um musikalisch aktiv bleiben zu können.

Es gab in Burg auch keine großen Betriebe, die als Trägerbetrieb wirklich geeignet waren oder die bereit gewesen wären, die Band in irgendeiner Form finanziell zu unterstützen. Infolgedessen wurden die Musiker der DC-Combo automatisch Mitglieder des Spreewaldensembles Burg, waren Dorfclubmitglieder in Burg. Dies brachte

mit sich, dass sie einen Vertrag unterzeichnen mussten, der ihnen zahlreiche Einschränkungen und eine Vielzahl von Auflagen auferlegte. Der erste Satz des Vertrags lautete:

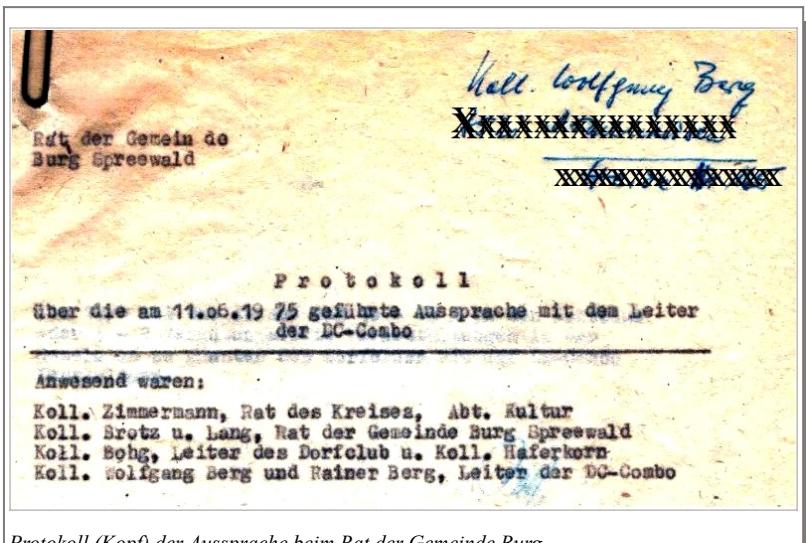
*„Die Verwirklichung der auf dem Parteitag der SED beschlossenen Hauptaufgabe, insbesondere die Erfüllung der Aufgaben des Dorfklubs zur weiteren Erhöhung des kulturellen Lebensniveaus des Volkes erfordert, in Übereinstimmung mit den örtlichen Organen alle geeigneten Kräfte des Ortes für die weitere Entwicklung des geistig kulturellen Lebens in unserer Gemeinde zu gewinnen und das Niveau entsprechend den wachsenden kulturellen Bedürfnissen der Bürger ständig zu verbessern.“*

Max konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen, als er diese originelle und zugleich kuriose Art und Weise, wie der Vertrag zustande gekommen war, las. Dieser erste Satz hatte kaum etwas mit dem zu tun, was er sich eigentlich wünschte: Musik zu machen und sich künstlerisch frei zu entfalten. Der Vertrag enthielt jedoch nicht nur amüsante, sondern insbesondere reglementierende Elemente, die das Handeln als Band erheblich beschränkten.

Die Band wurde dazu verpflichtet, sich weiterhin „Dorfclub-Combo“ zu nennen. Diese Bezeichnung war für sie nur schwer zu akzeptieren, da sie nicht ihrem Selbstverständnis entsprach. Es entwickelte sich sogar eine Debatte darüber, ob man Club mit einem C oder einem K schreiben sollte, was eine weitere Kuriosität in diesem ohnehin skurilien Prozess darstellte. Max forderte die Schreibweise „DC“, die er mit „Da Capo“ assoziierte. Für ihn symbolisierte „Da Capo“ eine Art Wiederanfang und gab der Situation zumindest einen kleinen positiven Sinn. Der Name Dorfclub-Combo allein wäre Max doch ein wenig peinlich gewesen und hätte nicht wirklich zu einer ambitionierten Band gepasst.

Der Vorsitzende des Dorfclubs bevorzugte hingegen „DK-Kombo“, da ihm die Schreibweise mit einem C zu Englisch klang! Er begründete seine Position mit den Worten: „Ihr müsst das Englische in eurer Musik sowieso abschaffen, das passt nicht zu unseren sozialistischen

Werten und Zielen!“ Vielleicht sollte das „K“ auch für Kommunismus stehen.



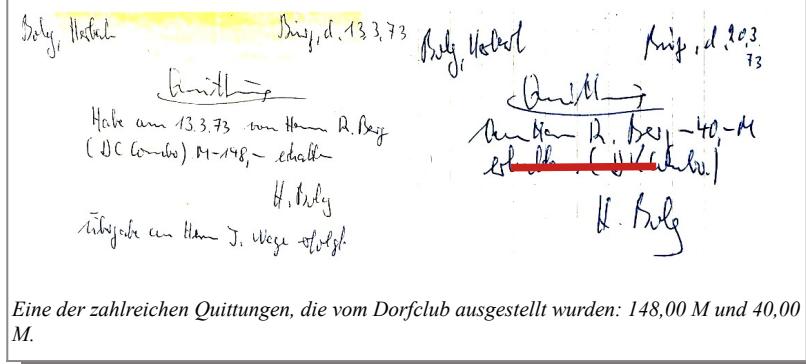
Protokoll (Kopf) der Aussprache beim Rat der Gemeinde Burg

Zusätzlich legte der Vorsitzende eine Reihe von Vorschlägen vor, die aus seiner Sicht von großer Wichtigkeit waren und unbedingt umgesetzt werden sollten. Einige dieser Vorschläge fanden schließlich Eingang in den Vertrag. Exemplarisch seien folgende Punkte genannt:

- Die Band führt dem Dorfclub ab sofort 15 % der Einnahmen aus all ihren Veranstaltungen und Auftritten ab, um den kulturellen Betrieb zu unterstützen.
- Die Band erhält einen Mentor, mit dem alle organisatorischen, musikalischen und strategischen Handlungen abgestimmt werden müssen.

Max präsentierte diesen Vertrag seinen Musikern. Obwohl sie über den Anfangssatz schmunzeln mussten und die teils umständlichen und hochgestochenen Formulierungen als typisch für die damalige Zeit einstuften, waren sich letztlich alle einig, dass es unter den gegebenen Umständen die klügste Entscheidung war, als DC-Combo zu

beginnen und das Beste aus der Situation zu machen.



Diese Lösung war eindeutig besser, als ein komplettes Verbot zu riskieren und die Musik vollends aufzugeben zu müssen. Ein Profimusiker aus dem Orchester des Staatstheaters Cottbus hatte die Rolle des Mentors der DC-Combo inne. Er konnte auch auf eine langjährige Erfahrung als Tanzmusiker zurückblicken und hatte daher ein tiefes Verständnis für die Bedürfnisse von Musikern auf Tour. Zudem war er ein großzügiger Förderer der Band und wurde schnell zu einem guten Freund.

Der Mentor ermöglichte der DC-Combo einen Auftritt in der renommierten HO-Gaststätte Universum Guben – einem erstklassigen Tanzlokal, das für seine stilvolle Atmosphäre und facettenreiche musikalische Darbietungen geschätzt wurde. Dieser Auftritt markierte für die Band einen entscheidenden Meilenstein und eröffnete ihnen den Weg zu neuen musikalischen Horizonten. Im Café des Universums traten täglich professionelle Musiker auf, die das Publikum mit ihrem außergewöhnlichen Können begeisterten. Am Wochenende bot das Restaurant hingegen eine Bühne für talentierte Amateurbands, die von Freitag bis Sonntag für lebendige und abwechslungsreiche Unterhaltung sorgten.

## UNIVERSUM GUBEN



GASTSTÄTTE „UNIVERSUM“ WILHELM-PIECK-STADT GUBEN

Der erste Auftritt dort war ein voller Erfolg. Auch die Gage stimmte. Am Ende des Tanzabends äußerte sich der Chef des Hauses, sehr lobend und wollte die DC-Combo zunächst für den Rest des Jahres unter Vertrag nehmen, mit der Option, das Engagement jeweils um ein Jahr zu verlängern. Er wünschte sich mehr Schlagermusik, da die Tanzveranstaltungen im Restaurant und Café des Hauses vor allem von Ehepaaren besucht wurden, die diese Musik besonders schätzen und genießen. Discomusik, betonte er, gäbe es im Keller bereits mehr als genug – oben sei davon keine zusätzliche nötig. Außerdem forderte er eine leistungsstarke und moderne Musikanlage, wie er es ausdrückte: Eine Anlage, die problemlos einen großen Saal mit 400 Plätzen gleichmäßig und klar beschallen kann. Schließlich fügte er hinzu, dass er die Musik an der Eingangstür kaum gehört habe,

was für ihn inakzeptabel sei. Kurz gesagt, verlangte er nichts Geringeres als eine hochwertige Westanlage.



DC-Combo, Armee-Urlauber Paul neben Max, Bildmitte – Universum Guben

Obwohl die Combo mit modernster DDR-Vermona-Technik ausgestattet war, ließen sich damit keine großen Erfolge erzielen. Dennoch waren sie fest entschlossen, allen Anforderungen gerecht zu werden – selbst jenen in der riesigen, sogenannten Küche 4 des Chemiefaserkombinats in Guben, die Platz für mehrere hundert Personen bot.

Max und seinem Team war zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht klar, worauf sie sich tatsächlich eingelassen hatten und welche Herausforderungen noch auf sie warteten.

Die enge Bindung an das Universum brachte so ganz nebenbei auch einen bedeutenden Nachteil mit sich: Die zahlreichen Auftritte, die früher in den Dörfern stattfanden, wurden größtenteils aufgegeben. In diesen Regionen war die Band ab diesem Zeitpunkt praktisch nicht mehr präsent und geriet zunehmend in Vergessenheit. Trotz dieser Einschränkungen entschied sich Max bewusst für diesen Kompromiss, da er fest an die langfristigen Perspektiven glaubte und opti-

mistisch in die Zukunft blickte.

Das Kreiskabinett für Kultur in Cottbus verlor die DC-Combo natürlich nicht aus seinen Augen. Dort war man bestens über die personelle und technische Ausstattung, sowie über die Qualitäten der Band informiert und man übte seinen Einfluss gelegentlich aus.

Vertrag für Berufsmusiker und nebenberuflich tätige Amateurmusiker im Bereich der Tanz- und Unterhaltungsmusik										
<b>Vertragspartner I. Veranstalter</b> Verantwortlicher Leiter der Veranstaltung										
<b>Vertragspartner II. Kapelle</b> „DC-Combo“ 3502 Bautzen Bundesrepublik Deutschland										
mit folgenden Kapellmitgliedern: Berg, Wolfgang; Berg, Rainer; Wölle Jürgen; Harald, Lothar										
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
Kapellmitglied Name, Anschrift	Spieldauer min. Nr.	Vergütungsrate je Std.	Stunden- zahl	Summe von Spalte 3+4	Leistungsrat- schlag + Sp.5	Wertgeld	Wertgeld	Gesamtge- winn pro Sp. 5-8	Reise u. Tanti- men nach dem Ort der Konzert- feste Max.	
Leder, Berg, Wölle jetzt Baumhäusern	6,50	7	45,50	22,75	1138	70,-	14963	139,20		
Berg, Rainer	6,50	7	45,50			50,-	76,50			
Wölle, Jürgen	6,50	7	45,50				4550			
Harald, Lothar	6,50	7	45,50				4550			
250,- 300,- 350,-							316,13			
Der Veranstalter verpflichtet die Kapelle für die Veranstaltung am 18.7.4										
+ Lohnausgleich + Universum - SV-Anteil 10% Wilhelm-Pieck-Stadt Guben Umlauf-Umtage 0,97 von der Stadt-Guben e.V. unter 14,- bis 20,- ab Tabelle 22.66										
in der Zeit von bis Ort, Datum										
19.30	Uhr	Uhr	+ Reisekosten Spalte 10 Gesamtausgaben							
1.30			47,42							
104,- min. zu zahlen			132,21							
			502,73							
Vertragsabschluß ist Mitglied der Kapelle										
Veranstalter										
Universum Wilhelm-Pieck-Stadt Guben Umlauf-Umtage 0,97 von der Stadt-Guben e.V. Tabelle 22.66										

1. Vertrag im Universum: 500,00 Mark für vier Musiker

Max hatte trotzdem allen Grund zur Freude: Mit dem „Universum“ gelang ihm der Abschluss seines ersten großen Jahresvertrags – und dieser war wirklich beeindruckend. Der Vertrag sah vor, dass die Band das gesamte Jahr über bei sämtlichen Veranstaltungen im Restaurant auftreten und zusätzlich die Urlaubsvertretung der Profis im Café übernehmen würde, das war dann in dieser Zeit täglich. Diese Verpflichtung bedeutete zwar im Regelfall zwei bis drei Arbeitstage pro Woche, doch dafür wurde die Band mit einer äußerst attraktiven Vergütung belohnt. Die Gage pro Veranstaltung lag bei 500,00 Mark – eine beeindruckende Summe für eine Oberstufenband in dieser Zeit. Zum Vergleich: Viele andere Bands verdienten oft nicht einmal die Hälfte davon. Dieser Jahresvertrag war somit nicht nur lukrativ, sondern hob die Band auch deutlich von der Konkurrenz ab. Natürlich war der Vertrag mit einer Menge Arbeit verbunden. Doch für die

jungen Musiker war diese Herausforderung weit mehr als nur Arbeit – für sie war es ein pures Vergnügen.

Auf die Band wartete jedoch trotzdem so nebenbei eine ganze Menge Arbeit, die sich keineswegs nur auf das Musizieren beschränkte. Mit dem neuen Repertoire hatten sie keine größeren Probleme, da Schlagertitel zu spielen, für sie keine allzu große musikalische Herausforderung darstellte. Die wahre Herausforderung lag jedoch woanders: Kopfzerbrechen bereitete ihnen die neue Musikanlage, die sie dringend anschaffen mussten. Die Beschaffung einer solchen modernen Anlage war mit zahlreichen Schwierigkeiten und Hindernissen verbunden. Selbst wenn man sich für Technik aus DDR-Produktion entschied, musste man sich nach der Bestellung auf eine extrem lange Wartezeit einstellen. Als logische Konsequenz entwickelte sich auf dem Schwarzmarkt eine lebhafte Szene, in der gebrauchte Anlagen und Instrumente oft zu utopischen Preisen verkauft wurden, die den eigentlichen Neupreis immens überstiegen. Aber hier ging es Max um West-Anlagen. Dieses Problem stellte die Band vor eine finanzielle und organisatorische Hürde, die es zu überwinden galt.

Max erinnerte sich an den Vertrag mit dem Dorfklub und an die darin festgehaltene Klausel, wonach die eingezahlten Gelder bei Bedarf an die Volkskunstkollektive, also auch an die DC-Combo, zurückgezahlt werden sollten. Die Band hatte im Laufe der Zeit bereits eine stattliche Summe eingezahlt, und es bestand nun zweifelsohne Bedarf, dieses Geld für die Anschaffung der dringend benötigten Musikanlage aus dem Nichtsozialistischen Wirtschaftsgebiet einzusetzen. In ihrer finanziellen Notlage forderten sie jetzt, vielleicht etwas naiv und blauäugig, ihr Geld zurück. Die Reaktion der Dorfclubleitung war ernüchternd: Die Verantwortlichen lachten nur und entgegneten lakonisch: „Nee Jungs, Geld haben wir auch nicht.“ Diese Antwort war für Max und seine Band ein Schlag ins Gesicht.

„Dann sehen wir uns leider gezwungen, die Zusammenarbeit zu beenden“, erklärte Max mit Nachdruck. Er fügte noch hinzu: „Ich habe das Gefühl, über den Tisch gezogen worden zu sein.“ Seine deutli-

chen Worte zeigten Wirkung. Mit seiner Entschlossenheit erreichte er, dass die Band ab sofort ein Jahr lang keine Abgaben mehr zahlen musste. Diese Erleichterung verschaffte ihnen etwas Luft zum Atmen. Was nach Ablauf dieses Jahres passieren würde, darüber machte sich Max einfach keine weiteren Gedanken mehr.

*[Anmerkung zu den Dorfclub-Abgaben: In einem Jahrzehnte später geführten Gespräch mit einem ehemaligen Bandmitglied brachte Max seine Zweifel an den formlosen Quittungen zum Ausdruck, die mit Sicherheit keiner Finanzprüfung standgehalten hätten. Mit einem Augenzwinkern sagte er: „Wer weiß, in welche Taschen unsere Abgaben tatsächlich geflossen sind.“ Daraufhin erzählte sein Gesprächspartner eine interessante Anekdote: Der Geldeintreiber des Dorfklubs hatte einst einem Musiker der Vorgängerband der DC-Combo privat 500 Mark für die Anschaffung von Instrumenten geliehen, eine Summe, die er jedoch nie zurück erhalten hätte. Ein Schelm, wer Böses dabei denkt.]*

Die neuen Instrumente mussten unabdingbar irgendwoher kommen und irgendwie auch finanziert werden, denn ohne sie konnte die Band nicht weitermachen. Max setzte alle Hebel in Bewegung und wandte sich an den Chef des „Universum“ Guben, der ihm tatsächlich ein Befürwortungsschreiben für die Beschaffung einer Importmusikanlage ausstellte. Dieses wichtige Dokument richtete sich an alle relevanten politischen Ebenen, darunter die Bezirksleitungen der FDJ und SED, den Rat des Bezirkes sowie das Ministerium für Kultur in Berlin. Die Musiker ließen keine Gelegenheit ungenutzt und traten mit ihrem Anliegen persönlich in Kontakt mit den zuständigen Institutionen, um ihre Chancen zu erhöhen. Die erhoffte Unterstützung bei der Beschaffung von Kapellenausrüstung blieb jedoch aus. Die Beamten oder Genossen in den Elitestellen der DDR konnten oder wollten nicht helfen, und so stand die Band weiterhin vor ihrem Problem. Dies kam wenig überraschend, denn wie sollte das auch funktionieren, wenn die Anlagen schlicht nicht vorhanden waren? Das Sprichwort: „Greif mal einem nackten Mann in die Tasche!“, bewahrheitete sich hier auf bittere Weise. Das Ministerium für Kultur

stellte der Band lediglich ein weiteres Befürwortungsschreiben aus, das ihnen bei der Bestellung von Anlagen beim VEB Musikwaren Klingenthal einen gewissen Vorzug einräumte. Doch dieses Angebot brachte ihnen gar nichts, es war nicht das, was sie sich erhofft hatten, da das Sortiment aus Klingenthal ausschließlich aus den bereits bekannten und vorhandenen Vermona-Anlagen bestand.

(125)

**UNIVERSUM**

756 Wilhelm-Pieck-Stadt Cottbus, an der Erich-Weinert-Straße, - Telefon 2266  
Speiseraum - Tanzcafé - Milchbar - Nachtbar - Schnellimbiss

HOG + Universum, 7560 Wilhelm-Pieck-Stadt Cottbus, an der Erich-Weinert-Straße

Rat des Bezirkes Cottbus  
Abt. Kultur

Hier Zeichen      Hier Nachricht vom      Untere Nachricht zum      Untere Zeichen      Tag

4.9.73

Betr.: Beschaffung einer Importmusikanlage

(1) Die DC 4 Combo ist in der HOG "Universum" vertraglich verpflichtet. Sie benötigt aber zur Ausübung von qualitativ guter Musik eine dementsprechende Musikanlage (Import). Die Beschaffung einer Importmusikanlage liegt im Interesse der Gaststättenleitung, um eine der Preisstufe entsprechende Musik zu gewährleisten.

(1) Wir bitten Sie, der DC - Combo, vertreten durch Herrn Berg, bei der Beschaffung solch einer Importanlage behilflich zu sein.

Universum  
Wilhelm-Pieck-Stadt Cottbus  
Telefon 2266  
Speiseraum - Tanzcafé - Milchbar - Nachtbar - Schnellimbiss

Haa Go

Befürwortungsschreiben zur Beschaffung einer Import-Musikanlage

Jetzt hatte Max nur noch die Möglichkeit, in der Musikerzeitschrift „Melodie und Rhythmus“ nachzuschauen, dort boten Profibands An-

lagen an, die sie aus dem Westen mitbrachten. In Kürze wurde eine leistungsstarke, gebrauchte Dynacord-Gesangsanlage inklusive hochwertiger Shure-Mikrofone und sämtlichem erforderlichen Zubehör sowie ein vollständiges Thomann-Schlagzeug mit Paiste-Becken erworben. Die Investitionskosten für die Anlage betrugen 30.000 Mark, eine Summe, die zu jener Zeit auf regulärem Wege und ohne die Belastung durch hohe Zinssätze nicht beschafft werden konnte. Auch in dieser Angelegenheit konnte jedoch zeitnah eine Lösung gefunden werden. Über persönliche Kontakte wurde ein vermögender Bürger der DDR ausfindig gemacht, der zu einer Darlehensgewährung zu angemessenen Konditionen bereit war. Die Übergabe des Geldes erfolgte unproblematisch in einer Nebenstraße in Cottbus gegen eine handgeschriebene Quittung. In der DDR war es durchaus üblich, sich auf diese Weise zu helfen, wenn auch nicht ganz legal.

Mit einer Aktentasche voller Geld fuhren zwei Bandmitglieder sofort nach Berlin, um einzukaufen. Alles ging glatt. So geheimnisvoll wie die Geldübergabe, verlief auch der Deal mit den Instrumenten. Sie wussten nicht, mit wem sie es wirklich zu tun hatten, welche professionelle Band dahinter steckte. Aber das war allen auch egal. Stolz präsentierte die DC-Combo bei der nächsten Mucke im „Universum“ ihre neuen Errungenschaften. Mit dieser Anlage und dem auf das Universum Guben zugeschnittenen Programm hatten sie den Chef des Hauses und seine Gäste vollends überzeugt.

Die Finanzierung der Anlage wurde durch erspielte Gewinne ermöglicht. Alle Mitglieder der Kapelle erklärten sich bereit, in der nächsten Zeit auf die Hälfte ihrer Gage zu verzichten, um die Schulden abzutragen. Der Restbetrag wurde nach und nach abbezahlt. Ein Beispiel aus dem Zeitraum vom 18. bis 25. Mai 1974 zeigt, dass die Band bei drei Auftritten 700 Mark erwirtschaftete, die direkt zur Schuldentilgung verwendet wurden. (Siehe Seite 192) Schon bald konnte die DC-Combo ihrem Geldgeber das geliehene Geld inklusive Zinsen vorzeitig zurückzahlen. Dieser zeigte sich beeindruckt und ließ Max einen freundlichen Brief zukommen, in dem er seine Überraschung und Anerkennung ausdrückte.

18.5.1974, Universum "Guben"

500,- M Brutto

$$\begin{array}{rcl}
 4 \times 30,- \text{ M} (\text{Jürg. W., Rein., Gott., Wolff 3.}) & = 120,- \text{ M} \\
 \text{Transportkosten} & = 138,- \text{ M} \\
 \text{Orgelzulage} & = \underline{12,50 \text{ M}} \\
 & \underline{\underline{27,05 \text{ M}}}
 \end{array}$$

Restbetrag: 229,50 M

24. u. 25. 5. 1974, Universum "Guben"

1.000,- M Brutto.

$$\begin{array}{rcl}
 4 \times 60,- \text{ M} (\text{Jürg. W., Rein., Gott., Wolff 3.}) & = 240,- \text{ M} \\
 \text{Tischkosten} & = 30,- \text{ M} \\
 \text{Transportkosten} & = 122,- \text{ M} \\
 \text{Orgelzulage} & = \underline{12,50 \text{ M}} \\
 \text{Restzahlung f. Mikro D1000} & = \underline{100,- \text{ M}} \\
 & \underline{\underline{517,00 \text{ M}}} \\
 \text{1. 12,50 Über+Taxi} & \underline{12,50 \text{ M}} \\
 \text{Restbetrag: 470,50 M} & \underline{\underline{504,50 \text{ M}}}
 \end{array}$$

Beispiel der Gageneinbehaltung zur Schuldentilgung für den Instrumentenkauf

„Da müssen ja die Herren der DC-Combo sehr gut verdienen“, schrieb er. Die Zeit als Musiker im Universum Guben war unter den neuen Voraussetzungen fantastisch! Man begeisterte die Gäste mit aktuellen Tagesschlagern und bescherte den Profimusikern im Café manchmal unbesetzte Tische. Die Gäste tanzten lieber im Restaurant zu den von den jungen Musikern gespielten aktuellen Hits – es war eine tolle Zeit!

Cottbus.

Nester Horst Berg!

Habe Ihren Brief mit großem Freude und dankend erhalten.  
Möchte mich auch noch für die Jungjahrsgabe recht  
herzlich bedanken.

Wünsche Ihnen und natürlich auch der DC-Comb.  
noch das gleiche wie recht viel Glück und Erfolg.  
Ich muß sagen ich war und bin von dieser Nachricht  
überwältigt, das Sie so schnell in der kurzen Zeit des Lebens  
zusammen haben. Ich hab mit den Rückbetrag noch  
nicht gerechnet, da ich ja für die Rückzahlung etwa  
Zeit gelassen habe, da müssen ja die Herrn der DC-  
Combo sehr gut verdienen.

Sie möchten gerne ein Termin zur Übergabe des  
Geldes von mir haben, damit ich weiß nun nicht ob sich  
mein Termin mit Ihres Freizeit trifft und über-  
haupt machen läßt.

Dankschreiben des Geldverleiher für schnelle Rückzahlung

Max stellte sich die Aufgabe, stets die aktuellsten und beliebtesten Schlager im Programm zu haben. In den 70er Jahren gab es eine Vielzahl solcher Titel. Die Neuvorstellungen der Schlager der Woche vom RIAS Berlin, die jeweils am Montag herauskamen, füllten seine Tonbänder vom TESLA B54-Gerät. Bis zum Wochenende hatte er die Titel vorbereitet, die er für geeignet hielt, und jedem Musiker zu kommen lassen. Vor dem Auftritt wurden die Titel dann gemeinsam einstudiert und am Abend aufgeführt.

Man lebte allerdings in der DDR und da war immer mit unangenehmen Überraschungen zu rechnen. Hubert, der Schlagzeuger, wurde

zur Armee einberufen. Also blieb Max neben René nur noch der Bassist.

Die DC-Combo erfreute sich in Guben nicht nur bei den Fans großer Beliebtheit, sondern machte sich auch unter den Musikern einen anerkannten und geschätzten Namen. Die Band verstärkte sich mit Lothar, dem Bruder von Hubert, der die Rolle des Schlagzeugers übernahm. Ebenfalls stieß Manni hinzu, ein talentierter Sänger mit einer beeindruckenden Stimme, der zudem eine hervorragende Gitarre spielte. Dazu kam auch eine Sängerin, die das musikalische Spektrum der Gruppe erweitern sollte. Besonders eindrucksvoll war, dass die Sängerin auch Lieder von Nana Mouskouri in einer bemerkenswerten Weise darbieten konnte, was bei den Zuhörern stets großen Anklang fand. Das Repertoire der Band führte schließlich dazu, das Instrumentarium um eine Mandoline zu erweitern, welche eine wundervolle zusätzliche Klangfarbe hinzufügte. Um die Band weiter zu perfektionieren und die technischen sowie organisatorischen Aspekte professionell betreuen zu lassen, wurde ein erfahrener Allrounder (ein echtes „Mädchen für alles“) ins Team geholt. Dieser sorgte ab sofort für einen reibungslosen Ablauf der musikalischen Auftritte – eine bedeutende und wertvolle Bereicherung für die Band.



DC-Combo: Guben – Filmfestival – Küche 4 (Chemiefaserwerk)

Das Publikum war begeistert von der musikalischen Neuausrichtung der Band – damit selbstverständlich auch der Chef des Hauses. Selbst die professionellen Musiker des Cafés fühlten sich scheinbar von den Klängen der Band angezogen. Häufig versammelten sie sich in der Verbindungstür zwischen den beiden Tanzsälen, um den Darbietungen der DC-Combo zu lauschen.

Besonders beeindruckend war der damals brandaktuelle Song „Sugar Baby Love“ von den Rubettes, bei dem Manni mit seiner originalgetreu gecoverten, hohen Kopfstimme brillierte. Ebenso unvergesslich waren Max' Saxofon-Soli, allen voran das Stück „Blue Barry Hill“, das für jeden Zuhörer ein absolutes Highlight darstellte.

Mit Manni hatte die Band nicht nur einen hervorragenden Sänger, sondern auch einen charismatischen Frontmann, der die Songs mit Herzblut und Leidenschaft interpretierte. In seinen Erzählungen berichtete er oft von seinem früheren Engagement im renommierten Erich-Weinert-Ensemble, wo er gemeinsam mit dem bekannten Künstler Frank Schöbel aufgetreten war.

Wenn Maik, der Profi aus dem Nachbarsaal, gelegentlich die DC-Combo am Schlagzeug begleitete, steigerte das die Freude am gemeinsamen Musizieren spürbar und verlieh den Auftritten eine zusätzliche, mitreißende Dynamik, ohne dabei den sehr guten ange-stammten Schlagzeuger der DC-Combo schmälern zu wollen. Es brachte eine frische, mitreißende Energie, die die Band und das Publikum gleichermaßen begeisterte. Auch der Schlagzeuger der Combo freute sich über diese inspirierenden Momente des Zusammenspiels, die eine besondere Atmosphäre schufen. Er selbst genoss diese Augenblicke und empfand sie als Bereicherung sowie als Lehrstunde.

Maik war später übrigens Schlagzeuger bei Silly und stand mit Tamara Danz auf der Bühne, was seine Karriere auf ein neues Level hob. Sein Song „Ich bin der letzte Kunde“, zeigt deutlich, aus welch außergewöhnlichem Holz er geschnitzt war und welch beeindruckende musikalische Fähigkeiten er besaß. Die gemeinsamen Aufnahmen

der DC-Combo mit Maik aus dieser Zeit sind ein wertvoller Schatz für Max, den er mit großer Sorgfalt und besonderer Hingabe wie seinen Augapfel hütet. Auf seiner aktuellen Website „[wolfgangbergbuecher.de](http://wolfgangbergbuecher.de)“ hat Max einen historischen Mitschnitt aus den 70ern veröffentlicht, der ein beeindruckendes Schlagzeugsolo von Maik enthält und die Energie dieser Zeit lebendig wiedergibt. Dieser Mitschnitt ist ein besonderes Dokument jener Ära und ein Zeugnis ihres musikalischen Schaffens.

Im Universum Guben hätte die musikalische Reise nahtlos fortgesetzt werden können, denn die Begeisterung von Gästen und Veranstalter war ungebrochen. Der prall gefüllte Terminkalender sprach für sich, und auch das Restaurant, in dem die DC-Combo regelmäßig für ausgelassene Stimmung sorgte, erfreute sich durchgehend großer Beliebtheit.

Trotz alledem boten sich nach und nach gelegentliche freie Kapazitäten. Diese neuen Freiräume ermöglichten es der Band, an zusätzlichen Veranstaltungsorten aufzutreten und ein breiteres Publikum zu erreichen. Zu den neuen Spielstätten zählten unter anderem die Tanzgaststätte auf der Landeskronen in Görlitz, das Kulturhaus M.T.S. in Spremberg, das Konzertcafé im Lunik-Hotel in Eisenhüttenstadt sowie eine unvergessliche Betriebsfeier in einer Elbgaststätte in Dresden. Selbstverständlich war die Band auch in den Landkreisen rund um Cottbus ab und zu wieder präsent. Diese Entwicklung war jedoch nicht zufällig: Der langjährige Leiter der Band, Herr Saager, hatte der DDR den Rücken gekehrt – ein Einschnitt, der eine bedeutende Wende markierte. Sein Nachfolger konnte leider nicht an die unternehmerischen Fähigkeiten seines Vorgängers anknüpfen, was zu größeren Veränderungen führte. Infolgedessen hatte die DC-Combo plötzlich mehr Spielraum im Kalender und damit zusätzliche Möglichkeiten für neue Auftritte.

Den Damen und Herren vom Rat der Gemeinde und dem Kreiskabinett für Kultur in Cottbus war sehr daran gelegen, ihre abtrünnige Band in die Schranken zu weisen, unter Kontrolle zu haben. Immer

wieder gab es Vorladungen, denen Max manchmal folgte, um zu erklären, dass die DC-Combo nicht mehr im Kreis Cottbus angesiedelt ist. Das hatte der Mentor längst akzeptiert, er war ja ein guter Freund der Band geblieben.

Aufgrund der bestehenden Restriktionen in Cottbus meldete Max nämlich die DC-Combo kurzerhand beim Kreiskabinett für Kultur in Guben an. Das sorgte für keinerlei Probleme, denn in dieser Region war die Band ohnehin meist musikalisch unterwegs und hatte sich dort bereits einen Namen gemacht. Aus Guben stammten mittlerweile auch die Hälfte der Musiker, was die Entscheidung nur noch nahe liegender erscheinen ließ. Hier in Guben gab es solche Bevormundungen, wie sie in Cottbus herrschten, nicht. Die Band konnte auch in Guben ganz ungezwungen ihre fällige Einstufung vornehmen lassen, die in festgelegten und regelmäßigen Abständen erneuert werden musste, um die Musiker weiterhin offiziell aufzutreten zu lassen. Mit der dabei immer wieder erreichten Oberstufe waren die Musiker der DC-Combo mehr als zufrieden, denn im Grunde war die Gage ohnehin leistungsabhängig, und die Einstufung spielte bei den meisten normalen Veranstaltungen letztlich keine entscheidende Rolle.

Max bekam vom Rat der Gemeinde Burg wiedermal eine Vorladung, der er folgte. Er wollte wissen, welche Probleme die Damen und Herren mit der Band hätten.

Gegenstand der Aussprache waren dann Fragen der besseren Koordinierung des Einsatzes der DC-Combo bei Veranstaltungen in der Gemeinde Burg, finanzielle Abgaben an den Dorfclub sowie ungerechtfertigte Forderungen der DC-Combo in der Gesamtvergütung. Es wurden Festlegungen getroffen, dass die Combo drei bis vier Veranstaltungen im Jahr ohne Vergütung durchführen sollte. Die Fahrkostenabrechnung hätte sich auf die Fahrt vom Wohnort des Kapellenleiters zum Auftrittsort zu beschränken und anderes in gleicher Weise.

Max beeindruckte diese Aussprache nicht, denn die Band war inzwischen dem Kreis Guben zugehörig. Sie hatte auch drei Musiker aus

Guben dabei, die mit dem Dorfclub Burg nichts zu tun hatten. Geschenke zu verteilen, waren sie nicht gewillt. Das hatte Max den Herrschaften dieser sich abgöttisch wähnenden Runde unmissverständlich klargemacht. Das erhaltene Protokoll war für Max nur Makulatur.

\*

**E**inen ganz besonderen Auftritt hatte der einstige Mentor für die Band parat, verriet aber vorher nicht, dass die Gesellschaft aus Stasi-Genossen bestand. Das wollte er seiner eignen Band sicher nicht antun, war aber vielleicht verpflichtet, die Musik zu stellen. „Er hatte der DC-Combo mit dem Einstieg ins ‚Universum‘ sehr geholfen, warum sollte sie sich nicht auch mal erkenntlich zeigen?“, waren sich alle einig. Erst im Laufe des Abends wurde Max und seinen Mannen die Besonderheit der anwesenden Gäste bewusst und sie ahnten, warum er geraten hatte, das Programm wie immer herunterzuspielen, dann würde es den Leuten schon gefallen. So war es dann auch. Es war halt eine besondere Gesellschaft, das war schon mal klar. Zumaldest waren diese Leute absolut begeistert von den Westschlagern, die zu 99 % gespielt wurden. Sie hatten nichts auszusetzen und waren bester Stimmung.

Herr Frau	XXXXXXXXXXXX	
Frl.	XX	24.11.1944
geboren am		
wohnhaft	XXXXXXXXXXXXXX XXXXXXXXXXXXXXXXXX	
XXXX öffentlichen Ausübung von Tanz- und Unterhaltungsmusik für die		
Instrumente Saxophon, Gitare, Gesang		
zugelassen und entsprechend der Leistungseinstufung berechtigt, eine Vergütung von		
6,50 Mark pro Stunde zu erhalten.		
Der Inhaber dieser Spielerlaubnis ist als Leiter einer Amateurtanzmusikgruppe zugelassen – nicht zugelassen		
Die Ausstellung der Spielerlaubnis ist mit folgender Auflage verbunden: <u>verlängert bis 30.4.85</u>		
<i>Hoch</i>		
Die Spielerlaubnis gilt für das gesamte Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik nur in Verbindung mit dem Personalausweis.		
Die Spielerlaubnis verlängert ihre Gültigkeit am: 24.07.1982		
Cottbus, den 24.7.79		
(Siegel) <i>K. C.</i> (Leiter der Abteilung Kultur)		

Spielerlaubnis

Und die Band? Die wurde mit köstlichen Speisen und Getränken versorgt, eine Bewirtung, wie sie sie vorher nie kannten. Bei der Abrechnung gab es allerdings ein Problem. Der Zahlmeister dieser Gesellschaft zahlte nur die Gage entsprechend der Spielerlaubnis. Er ließ auch nicht mit sich reden. Mit der Oberstufe, der zweitbesten Einstufung überhaupt, bekamen sie halt nur 6,50 Mark pro Stunde. Das waren bei sechs Stunden 39 Mark für den gesamten Abend. Damit waren gerade mal die Unkosten, wie Transport und Geld für Instrumente, bezahlt.

Jetzt wurde Max erst so richtig bewusst, für welche ominöse Firma sie überhaupt gespielt hatten. Da hatte er natürlich gleich Bedenken wegen der vielen West-Titel.

Sie packten ihre Sachen und bemerkten dabei, dass eine große Reisetasche nicht ihnen gehörte. Sie stand aber bei den Instrumenten. Da jeder mit anpackte, um den Bus schnell zu beladen, konnte das schon mal passieren. Dann starrten sie jedoch, als sie hineinschauten, wie die Schlange auf das Eichhörnchen fassten sie spontan den Entschluss, die Bestecke aufzuteilen. Die Musikanten waren ausnahmslos der Meinung, dass sie auf chen, waren sie von der Tasche sehr angetan. Sie entpuppte sich als eine bemerkenswerte Sammlung von hochwertigem Besteck. In Anbetracht der bereits konsumierten Alkoholika diese Weise zumindest die geringe Gage etwas aufbessern könnten. In ihrem beschwipsten Zustand waren sie zudem der Ansicht, dass die Beute für das MfS lediglich nur Peanuts wäre – eine Handlung, die rückblickend wegen der damit verbundenen Risiken bei allen Kopfschmerzen zu bereiten schien.

Am darauffolgenden Tag spielte die DC-Combo wieder im gelobten „Universum“ in Guben. Auf dem Weg dorthin ließ jeder der Musiker ohne Absprache das Fenster herunter und warf ein Päckchen aus dem Auto. Es handelte sich um hochwertiges Besteck, auf dem groß MDI eingraviert war. Diese Gravur war ihnen am Vorabend nicht aufgefallen. Bei näherer Betrachtung erkannten sie jedoch, dass die Damen und Herren Geheimdienstler nicht mit gewöhnlichem Besteck zu es-

sen pflegten, sondern mit Messern und Gabeln, deren Griffe goldglänzend waren.

\*

**D**as Universum Guben war ein zentraler Veranstaltungsort, in dem beeindruckende Stadt-, Kreis- und Bezirksfeste stattfanden. Diese Events wurden oft von Künstlern begleitet, die in der DDR durch Funk und Fernsehen bekannt waren. Die DC-Combo übernahm dabei regelmäßig die musikalische Begleitung. Zu den Künstlern zählte auch der populäre bulgarische Sänger Costa Dobrew, der mit seinem Hit „Eine Wiese voller Blumen“ auftrat. Während Costa im Café sein Programm präsentierte, bereitete sich Max bereits im Restaurant auf seinen nächsten Auftritt mit gleichem Programm vor. Die Band war jedoch überzeugt, dass sie diese sentimental angehauchte Melodie ganz ohne Noten besser begleiten konnten. Mit einem überraschend rockigen Stil interpretierten sie das Stück neu – und hatten damit großen Erfolg.

Häufig verbrachten die Musiker das gesamte Wochenende in Guben und übernachteten auf Kosten des „Universums“ im nahegelegenen Hochhaus-Hotel. Doch nicht immer war dies möglich. In solchen Fällen zeigte sich das Team des „Universums“ äußerst hilfsbereit und organisierte alternative Unterkünfte, oft im Hotel „Lunik“ in Eisenhüttenstadt. Dort ging es besonders lebhaft zu: Das Nachtlokal war bis in die frühen Morgenstunden gut besucht, was den Musikern reichlich Gelegenheit bot, die Nacht zum Tag zu machen. Die Reinigungskräfte hatten es am nächsten Vormittag nicht leicht, den einen oder anderen Musiker der DC-Combo aus dem Bett zu bekommen.

War auch in Eisenhüttenstadt kein Zimmer verfügbar, sprang Maik, der Schlagzeuger der Profi-Band, ein. Bei ihm standen stets zwei Betten bereit, da seine beiden Mitbewohner – ebenfalls Musiker – bei ihren Partnerinnen übernachteten, die sie während ihrer Engagements in verschiedenen Städten kennengelernt hatten. Das bedeutete jedoch, dass die vier Musiker der DC-Combo sich die zwei verfügba-

ren Betten teilen mussten, was sich schnell als wenig ideal herausstellte. Oft nutzten sie die Nächte für Kartenspiele und versuchten, tagsüber etwas Schlaf nachzuholen, bevor es zum nächsten Auftritt ging. Diese Art der Erholung war jedoch nichts für Max – er fand einfach keinen erholsamen Schlaf.

Nach den Auftritten versammelten sich die Musiker oft mit dem Bedienungs- und Küchenpersonal, um gemeinsam die Nacht in entspannter Atmosphäre ausklingen zu lassen.

Es war vier Uhr morgens, als der Chef des Hauses den Musikern mitteilte, dass er kein Hotelzimmer für sie organisieren konnte. Max war von dieser Nachricht wenig begeistert.

Einer der Köche schien die Situation jedoch sofort zu verstehen.

„Max, du kannst bei mir übernachten, wenn du möchtest“, bot er an.  
„Hast du eine Couch für mich?“, fragte Max skeptisch.

„Na ja“, entgegnete der Koch, „so etwas in der Art.“

Daraufhin entschied sich Max, das Übernachtungsangebot des Kochs anzunehmen. Eine Couch erschien ihm allemal besser, als sich bei Maik zwei Betten mit vier Leuten zu teilen.

In einem Zustand völliger Erschöpfung begab sich Max gemeinsam mit dem Koch auf den Weg. Die Eile des Kochs kam Max zwar etwas merkwürdig vor, doch er dachte nicht weiter darüber nach. Der Morgen dämmerte bereits, als sie den Wohnblock erreichten. In der kleinen Einzimmerwohnung machte Max jedoch eine überraschende Entdeckung: Statt der versprochenen Couch stand in der Ecke des Raumes lediglich ein schmales Bett. Diese Situation erschien Max eigenartig, und er fragte:

„Ey, Suppenkoch, wo ist die Couch, die du mir zugesagt hast?“

Der Koch, der gerade Musik mit recht eigenartigen Texten auflegte, antwortete mit einem anzüglichen Lächeln:

„Keine Sorge, wir zwei werden uns schon im Bett arrangieren.“

Die Worte ließen Max augenblicklich erstarren. Es wurde ihm schlagartig klar, dass sein Gastgeber homosexuell war. Eine solche Situation hatte Max noch nie erlebt und sie überforderte ihn völlig. Zwar hatte er von sogenannten „175ern“ gehört, doch was genau dahintersteckte, war ihm bisher unbekannt.

Statt sich warm eingepackt auf einer Couch auszuruhen, fand sich Max wenige Minuten später schlaftrunken auf den frühmorgendlichen Straßen von Guben wieder – ein denkbar schlechter Start in den Tag. Noch immer zitternd, und nicht nur vor Kälte, überlegte er, was er tun sollte. Plötzlich erinnerte er sich an seinen alten Freund Heinrich, der nach Guben gezogen war, um die Wohnung seines Bruders zu übernehmen. Kurzerhand beschloss Max, sich auf den Weg zu machen, um Heinrich um Hilfe und einen Schlafplatz zu bitten. Zielstrebig marschierte er ans andere Ende der Stadt.

Mittlerweile war es heller Morgen geworden, als Max schließlich Heinrichs Wohnhaus erreichte. Zu seiner Erleichterung entdeckte er den vertrauten Namen auf dem Klingelschild und drückte die Klingel. Dabei dachte er: „Zum Glück ist Heinrich all die Jahre hiergeblieben.“

Es war genau sechs Uhr, als Heinrich die Tür öffnete. Seit ihrem gemeinsamen Urlaub an der Ostsee hatten sie nichts mehr voneinander gehört. Das Ende dieser Reise war nicht gerade harmonisch verlaufen, denn Heinrichs Frau hatte sich über die unangemessene jugendliche Atmosphäre beschwert und sie waren zeitiger abgereist. Max war sich bis zu diesem Tag nicht sicher, ob Heinrich damals in der Firma über ihn gesprochen hatte. Umso überraschter war Heinrich nun, Max vor seiner Haustür zu sehen.

„Max? Was machst du denn so früh hier in Guben?“, fragte er erstaunt.

Die pure Überraschung stand Heinrich ins Gesicht geschrieben. Er konnte ja nicht ahnen, dass Max musikalisch in Guben unterwegs war – und dann auch noch zu solch unüblicher Stunde.

„Ich bin müde und brauche dringend einen Schlafplatz“, erklärte Max ohne Umschweife, um klarzumachen, warum er hier war. Heinrich sah ihn noch kurz ungläubig an, doch er schien kein Problem mit dieser Anfrage zu haben. Im Gegenteil, er schien erfreut über das unverhoffte Wiedersehen.

„Komm rein, alter Freund“, sagte er schließlich und führte Max ins Wohnzimmer. Durch eine offene Tür rief er dann:

„Lisbeth, wir haben einen Übernachtungsgast! Rate mal, wer uns so früh Gesellschaft leistet – du wirst es nicht glauben!“

„Warte kurz!“, rief eine Frauenstimme aus dem Schlafzimmer zurück.

Nach einigen Minuten erschien Lisbeth. Sie wirkte noch verschlafen, blieb in der Tür stehen, als sie Max sah, und staunte nicht schlecht. Mit einem entschuldigenden Lächeln sagte sie:

„Entschuldigt, ich bin noch nicht so ganz wach.“

„Kein Problem“, reagierte Max lachend, „Ich auch nicht.“

Lisbeth lachte ebenfalls und sagte: „Ich mache mich trotzdem erst mal frisch. Heinrich, geh mit Max in die Küche und koch schon mal Kaffee! Ich bringe gleich etwas zum Frühstück.“

Sie gingen gemeinsam in die Küche, Heinrich kümmerte sich um die Kaffeemaschine, und Lisbeth kam bald mit einem Teller Kuchen, stellte ihn auf den Tisch und sagte mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen: „Ich hoffe, du magst Kuchen!“ Max nahm das Angebot dankend an, doch schon während des Kaffeetrinkens fielen ihm die Augen zu. Er konnte gerade noch kurz erzählen, was passiert war, als er sich auch schon auf der Couch im Wohnzimmer niederließ, die Heinrich ihm freundlicherweise zugewiesen hatte. Natürlich hatte er mitbekommen, in welch miserabler Verfassung sich Max gerade befand. Im Unterbewusstsein hörte Max Heinrich noch sagen: „Ich habe dich damals übrigens nicht verraten“, und dann schlief Max auch

schon bis zum Nachmittag durch, um sich gleich wieder dankbar zu verabschieden.

Am Abend berichtete Max seinen Freunden von seinen Erlebnissen, worüber sie sich köstlich amüsierten. Der Schlagzeuger blickte ihn mit einem breiten Grinsen an und fragte belustigt: „Das wusstest du wirklich nicht?“

Lautes Gelächter erfüllte die Runde – doch kurz darauf bekam der Schlagzeuger einen wohlverdienten Tritt in den Hintern. Max war überzeugt, dass dieser mehr als gerechtfertigt war, denn durch das Verschweigen seiner Kenntnisse hatte er ihm einen echten Bären-dienst erwiesen. Dieser Bären-dienst jedoch entfachte in Max Bären-räfte, die sich in einem kraftvollen Tritt entluden!

\*

**T**rotz kleiner Neckereien durfte die DC-Combo ein erfülltes Mu-sikerleben genießen, in dem es nie an Abwechslung oder Spaß mangelte. Ein ganz besonderes Highlight war ein legendäres Fuß-ballspiel zwischen den Gubener Musikern und dem Küchen- sowie Bedienungspersonal. Für ausgelassene Stimmung sorgte vor allem Maik, der Profischlagzeuger, der sich als Torwart versuchte. Bekannt war Maik für seine Vorliebe, stets eine Perücke zu tragen – eine Not-wendigkeit, da er eine Glatze hatte, was damals bei jungen Menschen eher ungewöhnlich war. Während des Spiels bewies er seinen unver-gleichlichen Humor: Sobald der Ball in die Nähe des Tores kam, zog er seine Perücke ab, legte sie lässig an den Pfosten und unterhielt alle mit übertriebenen Faxen. Es war ein Schauspiel, das alle zum Lachen brachte. In dieser Verkleidung war er kaum noch wiederzuerkennen, und seine betont langsam Bewegungen ließen ihn wie einen Greis wirken. Diese unorthodoxe Taktik war ein voller Erfolg – die gegne-rischen Spieler brachten vor lauter Lachen keinen einzigen Ball im Tor unter, sodass die Musikermannschaft das Spiel für sich ent-schied.

Dieses Fußballspiel markierte beinahe das Ende der musikalischen Laufbahn im „Universum“. Max und seine Bandmitglieder hatten dabei die Gelegenheit, nahezu die gesamte Gubener Musikszene kennenzulernen. Eigentlich war man sich schon zuvor mehr oder weniger bekannt, denn die Bands, die früher Schluss machten, besuchten oft die Kollegen, die noch spielten. Guben bot mit seinen zahlreichen Tanzlokalen auch eine Vielzahl von Bands. Als bekannt wurde, dass im Restaurant des „Unis“ keine Tanzveranstaltungen mehr stattfinden würden, gerieten die Musiker der DC-Combo plötzlich in den Fokus zahlreicher anderer Bands, die um ihre Talente buhlten.

Und Maik? Sein Kapitel in Guben war ebenfalls abgeschlossen. Begeistert berichtete er von einer großartigen Idee, die er gemeinsam mit einer gewissen Tamare verwirklichen wollte – eine Idee, die Leichtigkeit, Humor und pure Freude ausstrahlte. Das Ganze sollte einen richtig familiären Charakter bekommen. Max hatte die beiden in Cottbus getroffen und dabei von ihren Plänen erfahren.

Für ihn jedoch war klar: Mit der DC-Combo sollte es weitergehen.

\*

## NEUE WEGE

**E**inen unvergesslichen musikalischen Auftritt absolvierte die DC-Combo in der Fischerhütte in Peitz. Organisiert durch das Kreiskabinett für Kultur Cottbus, erhielt Max – inzwischen wieder in deren Zuständigkeitsbereich – den Auftrag, gemeinsam mit der DC-Combo dort aufzutreten. Bei der Ankunft war unklar, aus welchen und wie vielen Gästen sich das Publikum zusammensetzen würde. Doch schnell wurde klar, dass es sich um hochrangige politische Vertreter handelte, darunter der Minister für Kohle und Energie der DDR, Klaus Siebold, sowie sein sowjetischer Amtskollege. Begleitet

wurden sie von KGB- und MfS-Mitarbeitern sowie Dolmetschern. Insgesamt blieb die Gästeliste überschaubar und zählte nicht mehr als zehn Personen.

Die fünf Musiker waren unmittelbar in die Feierlichkeiten eingebunden, da die Minister ihre Verhandlungen bereits abgeschlossen hatten. Viel Musik war an diesem Abend nicht gefragt. Nach einem Auf-takt aus Swing, Blues und russischer Folklore kristallisierte sich rasch ein einziger Wunsch heraus: „Glück auf, der Steiger kommt“. Dieses Lied wurde bis zum Ende der Veranstaltung immer wieder gesungen – andere Stücke blieben ungespielt. Die kraftvollen Stimmen der deutschen und sowjetischen Gäste erklangen im Wechsel und übertrafen einander. An diesem Abend zeigte sich die sonst oft nur formale deutsch-sowjetische Freundschaft von ihrer ausgelassenen Seite. Die Musiker wurden von den sowjetischen Gästen aufgefordert, reichlich Wodka zu trinken, was schließlich zu einer innigen Verbrüderung mit den hochrangigen Persönlichkeiten führte.

Das Buffet war opulent gedeckt und bot erlesene Speisen wie geräucherten Aal und Karpfen, was den Musikern half, den Abend halbwegs gut zu überstehen.



Schlagzeuger

Für besondere Erheiterung sorgte eine kuriose Szene zwischen dem sowjetischen Minister und dem Schlagzeuger der Band. Sichtlich fasziniert von dessen üppiger Haarpracht, ging der Minister offenbar zunächst davon aus, dass es sich um eine Perücke handelte. Er griff kurzerhand in die Haare und zog daran. Als er feststellte, dass die Mähne echt war, rief er lachend „Du Madonna!“ und wiederholte die Geste mehrmals, was die Anwesenden herzlich amüsierte.

Spät in der Nacht, als der Alkoholpegel bei allen Beteiligten deutlich gestiegen war, stimmte man schließlich das Lied „Ist Feierabend“ an – begleitet von einem improvisierten, international besetzten Chor, der der Melancholie des Moments Ausdruck verlieh.

Als schließlich der Fahrer der Band eintraf, erkannte er die Notlage der Musiker. Er half nicht nur beim Verladen der Instrumente, sondern auch dabei, die übrig gebliebenen Köstlichkeiten wie Räucherfisch, Kaviar und Schnapsflaschen sicher zu verstauen. Die Laune der Musiker war ausgelassen. In Burg, im Zimmer von René, wurde die Feier fortgesetzt. Doch am nächsten Nachmittag zeigte sich, dass dies keine besonders gute Idee gewesen war: Die Auslegeware war erheblich mit Fischresten verschmutzt. Wilhelmine, die nachts die schlafenden und alkoholisierten Musiker vorfand, war sichtlich besorgt. Trotz allem bleibt dieser Abend in positiver Erinnerung. Die Gage wurde Max vom Kreiskabinett für Kultur – natürlich gemäß der Spielerlaubnis – ordnungsgemäß ausgezahlt. Dieser außergewöhnliche Auftritt wird wohl für immer ein besonderes Kapitel in der Geschichte der Band bleiben.

\*

In der Zwischenzeit hatte Max sich ein Auto der Marke Wolga M21 mit Anhänger angeschafft.

Der **Wolga M21** galt als eine gelungene Mischung aus Stil und Robustheit. Sein Design vereinte westliche und sowjetische Einflüsse und sah nicht nur gut aus, sondern war auch praktisch. Und genau dieser Aspekt war für Max ausschlaggebend bei seiner Entscheidung für den Kauf dieses Fahrzeugs. Mit seinem kräftigen 2,4-Liter-Motor und der stabilen Bauweise war der M21 bestens für herausfordernde Einsätze geeignet, zum Beispiel lange Fahrten über Land mit einem großen Anhänger hinten dran – wie geschaffen als Kapellenfahrzeug. Zwischen 1956 und 1970 von GAZ gebaut, wurde der Wolga oft von Regierungsbeamten und der Oberschicht gefahren – Max' Modell hatte es – sein Glück – aus dem offiziellen Dienst geschafft.



Wolga M21

Dieses Fahrzeug könnte mit Sicherheit einige spannende Geschichten erzählen. Als ein russisches Auto wurde es natürlich mit russischem Benzin betankt. Der Treibstoff hatte zwar einen markanten Geruch, war jedoch eine äußerst kostengünstige Option: Max zahlte gerade einmal eine Mark pro Liter – weit unter dem regulären Preis von einer Mark und 60 Pfennigen. Bei einem Verbrauch von bis zu 22 Litern auf 100 Kilometern, insbesondere mit Anhänger, war diese günstige Quelle ein lukratives, jedoch nicht ganz legales und durchaus riskantes Geschäft.

Der Benzinkauf selbst war ein skurriles Spektakel. Die Befüllung der Kanister erfolgte durch russische Soldaten direkt aus den Tanks ihrer Lastkraftwagen. Dazu nutzten sie einen etwa zwei Meter langen, dicken, schwarzwandigen Gummischlauch. Ein Ende des Schlauchs steckten sie in den Tank, während sie am anderen Ende saugten, bis der Treibstoff floss – oft mit einem unfreiwilligen Schluck Benzin im Mund. Dann spuckten sie den ersten Schwall aus, und der Schlauch wurde von Kanister zu Kanister weitergereicht, bis alle gefüllt wa-

ren. Wie viel von dem stark riechenden Sprit dabei in den Mund oder ins Erdreich gelangte, schien keine Rolle zu spielen. Hustend, fluchend und auf Russisch schimpfend, zündeten sich die Soldaten nach getaner Arbeit eine Zigarette der Marke Papirossa an, steckten das verdiente Geld ein und zogen weiter zum nächsten „Kunden“. Für die Soldaten war dieser Handel ein riskantes Unterfangen, und nicht selten wurden sie dafür mit harten Strafen belegt.

Max hatte eine ausgeprägte Vorliebe für große Mengen Benzin und kaufte regelmäßig Fässer mit 100 oder sogar 200 Litern. Sein Verbrauch war enorm. Eines kalten Winters erstand er ein 200-Liter-Fass, das von russischen Soldaten mit einem Fahrradanhänger geliefert wurde.

Die Spuren im Schnee führten direkt zu Max' Haus und verrieten, wo der Anhänger entladen worden war. Wenig später standen zwei russische Offiziere und der Bürgermeister vor seiner Tür und fragten nach dem Fass. Doch Max blieb gelassen und stritt den Kauf ab. Er behauptete, die Soldaten haben das Fass wieder mitgenommen, da er selbst mit diesem „Zeug“ nichts anfangen könne. Tatsächlich führten die Spuren des Anhängers auch wieder vom Hof weg. Dass der Anhänger bei der Rückfahrt leer gewesen war, schien niemand bemerkt zu haben.

Die Offiziere und der Bürgermeister zogen unverrichteter Dinge wieder ab. Max wartete, bis die Luft rein war, rollte das Fass auf seinen Wolga-Anhänger und brachte es zu seinen Eltern nach Burg, wo er es sicherheitshalber im Garten vergrub. Dennoch ließ ihn ein mulmiges Gefühl nicht los. Nach einiger Zeit fasste er sich jedoch ein Herz und nutzte das Benzin, um seinen Wolga zu betanken.

\*

**E**s war ein frostiger Wintertag, als Max seinen Anhänger voller Instrumente belud, bereit, seine Bandkollegen abzuholen und zum Auftrittsort zu fahren. Doch als er den Motor starten wollte, tat sich nichts – der Wagen sprang einfach nicht an. Die Zeit drängte, al-

so wandte er sich an seine Frau Maxi. „Kennst du jemanden, der helfen kann?“ fragte er sie verzweifelt. Maxi musste nicht lange überlegen und rief jemanden aus ihrem Betrieb an, der kurz darauf vor der Tür stand. Doch anstatt direkt mit dem Problem loszulegen, stellte der Mann eine seltsam anmutende Forderung: „Bring mir eine Zeitung und eine Schachtel Streichhölzer!“

Max war entsetzt und verwirrt. „Ich habe keine Zeit, um Zeitung zu lesen“, entgegnete er genervt, während er sich insgeheim fragte, warum Maxi ausgerechnet diesen chaotisch wirkenden Typen geschickt hatte. Doch der Fremde ließ sich nicht beirren. Mit ruhiger Stimme erklärte er: „Wenn du willst, dass dein Wagen läuft, dann hol mir jetzt eine Zeitung.“

Widerwillig gab Max schließlich nach und brachte ihm die Zeitung. Zu seinem Entsetzen schob der Experte diese unter den Wagen und zündete sie an. Flammen loderten schnell unter dem Wolga auf. Voller Panik stürmte Max zurück ins Haus. „Maxi! Was hast du da bloß für einen Verrückten geschickt? Der steckt gerade mein Auto in Brand!“ rief er außer sich vor Wut.

Doch bevor Maxi reagieren konnte, hörte er plötzlich mehrere laute Knallgeräusche, und kurz darauf sprang der Motor des Wolga mit einem vertrauten Heulen an. Fassungslos lief Max zurück zum Auto. Zu seiner Überraschung brannte nichts – im Gegenteil, der Wagen war fahrbereit. Der Experte stand daneben und grinste triumphierend. „Du tankst doch bestimmt Russen-Sprit, oder?“ fragte er trocken.

Max nickte verblüfft. „Ja, klar. Warum?“

„Das dachte ich mir“, antwortete der Mann zufrieden. „Ich habe den Wassersack in deiner Benzinleitung aufgetaut. Nach dem dritten Knall war das Wasser durch. Jetzt läuft dein Wagen wieder. Gute Fahrt!“

Auch im Sommer hatte Max gelegentlich mit Startproblemen zu kämpfen. Die Lösungen waren zwar weniger dramatisch als im Winter, dafür aber nicht weniger kurios. Der mittlerweile vertraute Helfer

tauchte erneut auf, bat diesmal um feines Sandpapier und machte sich unverzüglich an die Arbeit. Max, der einen kaufmännischen Hintergrund hatte, beobachtete skeptisch, wie der Mann den Zündverteiler öffnete, die Kontakte mit Sandpapier reinigte und alles wieder zusammenbaute. Doch zu seiner Überraschung: Der Wagen lief anschließend wie ein Uhrwerk. Genau in diesem Moment wurde Max klar, woran solche Probleme lagen. Das Auto war überraschend simpel konstruiert – robust, unkompliziert und erstaunlich wartungsfreundlich.

Im Laufe der Zeit entwickelte Max eine bemerkenswerte Expertise im Umgang mit seinem Wolga. Durch autodidaktisches Lernen eignete er sich umfassende Kenntnisse in der Durchführung von Reparaturen an, wobei er vor keiner technischen Herausforderung zurückschreckte – sei es der Vergaser, der Anlasser oder die Karosserie. Besonders hervorzuheben ist seine Fertigkeit im Umgang mit Spachtelmasse, eine Technik, die er im Verlauf der Jahre bis zur Perfektion verfeinerte. Die unbehandelte robuste Blechkarosserie des Wolga zeigte unter der Lackoberfläche regelmäßig Rostbildungen, die Blasen formten und sich schließlich ablösten. Max widmete sich diesen betroffenen Stellen mit großer Sorgfalt: Zunächst bearbeitete er sie mit feinem Sandpapier, trug anschließend präzise eine Schicht grauer Spachtelmasse auf und glättete diese nach der Trocknung sorgfältig mit Wasserschleifpapier. Den abschließenden Schritt bildete eine von Hand durchgeführte Lackierung der bearbeiteten Stellen in russengrün. Diese sorgfältig ausgeführte Prozedur wurde zu einer routinierten Maßnahme, um die optische und funktionale Integrität des Wolga nachhaltig zu bewahren.

Max träumte oft davon, sich einen Kleinbus zuzulegen, doch eine entsprechende Genehmigung blieb ihm verwehrt. So blieb der Wolga sein treuer Begleiter – ein Fahrzeug, mit dem er viele Abenteuer erlebte und das ihm ans Herz gewachsen war.

\*

**A**müsante Szenen spielten sich an einem unvergesslichen Silvesterabend ab. Die DC-Combo trat für eine geschlossene Gesellschaft auf, zu der auch die Ehefrauen der Musiker eingeladen waren – inklusive Übernachtung. Selbst der noch unverheiratete Schlagzeuger hatte Begleitung mitgebracht. Allerdings handelte es sich bei seiner Begleitung nicht um seine feste Freundin. Die Feier war bereits in vollem Gange, als eine Kellnerin an den Tisch trat und die Ankunft der tatsächlichen Freundin des Schlagzeugers ankündigte. Da sie seine „offizielle“ Partnerin war, wurde ihr Eintritt gewährt. Am Ende des Abends fand sich der Schlagzeuger in einer durchaus pikanten Situation wieder: mit zwei Frauen an seiner Seite, eine links und eine rechts – sowohl am Tisch als auch später im Bett.

Der Schlagzeuger war ohne Frage ein talentierter Musiker – zumindest, solange er nüchtern blieb. Leider wurde das zunehmend zur Ausnahme. Max hatte immer häufiger Schwierigkeiten mit ihm. Wie aus seinem Abrechnungsbuch hervorgeht, musste der Schlagzeuger mehrfach ersetzt werden, da er völlig betrunken war. In solchen Fällen wurde seine Gage entsprechend gekürzt.

Einmal hatte Max vor, ihn von zu Hause abzuholen, doch er war nicht da. Die Vermutung der Mutter war, dass er sich in einer Gaststätte im Nachbardorf aufhielt. Doch auch dort war er nicht zu finden. Schließlich entdeckten sie ihn betrunken im Straßengraben. Er wurde aufgelesen, in den Bus gebracht und nach Hause zu seiner Mutter gefahren. Sie reinigte ihn, kleidete ihn ordentliche ein und platzierte ihn anschließend in den Bus. Die Band machte sich dann zusammen mit ihm auf den Weg zum Veranstaltungsort – in der Hoffnung, dass er bis dahin wieder komplett nüchtern sein würde.

Glücklicherweise handelte es sich nicht um einen Jugendtanz, sondern um ein Dorffest. Der Einstieg war holprig: Der Schlagzeuger zuckte bei jedem Schlag vor Schreck zusammen, was dem Rhythmus sichtlich schadete. Um ihn wieder wach und einigermaßen nüchtern zu machen, bekam er reichlich Cola zu trinken.

Doch was seine Bandkollegen bis zum Ende des Abends nicht ahn-

ten, war der Deal, den er mit dem Kellner ausgehandelt hatte: „In jede Cola kommt ein Schnaps.“ Sie wunderten sich, warum er immer betrunkener wurde. Dennoch schaffte es die Band, die Stimmungsmusik halbwegs solide zu präsentieren. Die ausgelassene Atmosphäre des Abends schien dem angeschlagenen Freund sogar dabei zu helfen, sich ein wenig zu erholen.

Einmal erschien der Schlagzeuger gar nicht, es war eine Silvestermücke in Spremberg auf dem Georgenberg. Offiziere feierten mit ihren Frauen. Von den anwesenden vier Musikern hatte sich jeder mehr schlecht als recht um das Schlagzeug gekümmert. Die Herren Offiziere hatten nicht bemerkt, dass ein Mann fehlte. Das war auch gut so, denn diese militärischen Auftraggeber knauserten im Gegensatz zu anderen an der Verpflegung, sie zogen glattweg 130 Mark für den Verzehr der Band ab. Die Gage zahlten sie dafür vertragsgemäß. Max war dann ganz froh, dass ein Mann fehlte. Das kompensierte das Geldgeschäft. Ab sofort spielte Max nicht mehr für militärische Auftraggeber und dergleichen.

Nach diesem enttäuschenden Verhalten wurde der eigentlich sehr gute Schlagzeuger zum Militär eingezogen. Es sollte so sein, denn einer seiner Brüder – es war schon der dritte aus dieser sehr talentierten Schlagzeugerfamilie – stand schon in den Startlöchern. hat ihn dann gleichwertig ersetzt. Der hatte glücklicherweise keine Probleme mit dem Alkohol. Mit diesem Wechsel hatte die Band wieder zu alter Stärke zurückgefunden. Auch Anfragen aus dem „Universum“ kamen wieder, die von der Band gern berücksichtigt wurden.

\*

**E**in Fastnachtsball in Grießen bei Guben wird unweigerlich in Erinnerung bleiben – nicht zuletzt aufgrund der außergewöhnlichen Umstände, die ihn begleiteten. Kurz vor Beginn der Veranstaltung sah sich Max, der Bandleader, mit einer nahezu unüberwindbaren Herausforderung konfrontiert: Die gesamte Bandbesetzung fiel

aus. Einberufungen zum Militär sowie krankheitsbedingte Absagen hatten die Bandbesetzung vollständig dezimiert. Dennoch ließ sich Max nicht entmutigen. Mit bemerkenswertem Engagement stellte er kurzerhand eine neue Gruppe von sieben Musikern zusammen. Diese waren zwar heterogen in ihrer Zusammensetzung, jedoch entschlossen, die Bühne zu betreten und ihr Bestes zu geben.

Unter den neuen Mitwirkenden befand sich auch Opa Ruben, ein Trompeter mit charismatischer Persönlichkeit, der jedoch unter einem ungewöhnlichen Missgeschick zu leiden hatte: Er hatte sein Ge- biss – sowohl Ober- als auch Unterkiefer – zu Hause vergessen. Trotz aller Anstrengungen war es ihm daher nicht möglich, der Trompete adäquate Töne zu entlocken. Dennoch verlieh seine sympathische Art der Veranstaltung eine humorvolle Note. Um jedoch sicherzustellen, dass keine weiteren musikalischen Missklänge die Darbietung beeinträchtigen würden, wurde eine kreative Maßnahme ergriffen: Ein Besenstiel wurde unter die Klinke der Bühnentür geklemmt, um seine ambitionierten, jedoch unmelodischen Einsätze zu unterbinden – zur Wahrung der Veranstaltung.

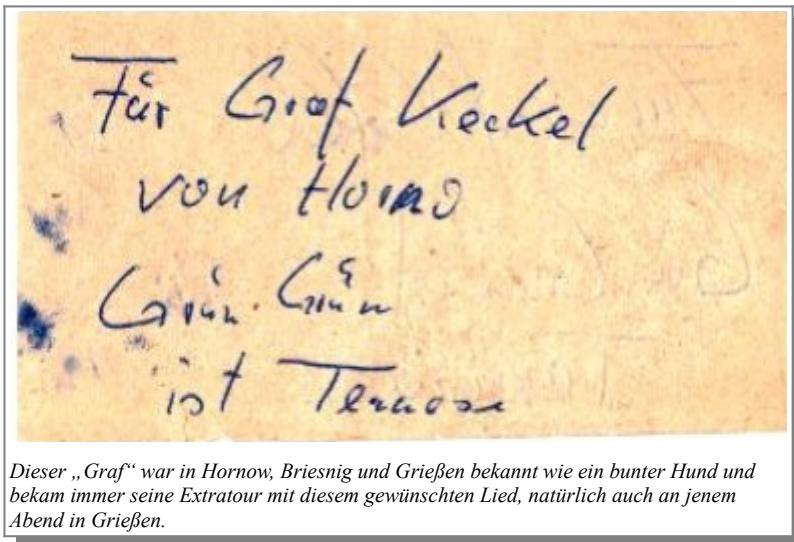
Die übrigen spontan engagierten Musiker gaben ihr Bestes, um eine mitreißende Atmosphäre zu schaffen. Mit einer modernen Musik- lage sowie einer angemessenen Versorgung mit Schnaps und Bier spielten sie ein Repertoire an Trink- und Partyliedern, die den Ge- schmack des Publikums trafen. Obwohl die Darbietungen nicht im- mer von perfekter Harmonie geprägt waren, mangelte es den Gästen keineswegs an guter Laune. Der Sänger beeindruckte mit seiner kraftvollen Stimme und einer mitreißenden Bühnenpräsenz, die die Feiernden bis tief in die Nacht begeisterte.

Opa Ruben hingegen verbrachte die meiste Zeit an der Bar, wo er sich, zunehmend frustriert und alkoholisiert, über die fehlende Mög- lichkeit einer warmen Mahlzeit beklagte. Wiederholt erklärte er der Barfrau, er sei Musiker und habe sich eine Bockwurst redlich ver- dient. Da jedoch keine warme Küche an der Bar zur Verfügung stand, führte dies zu gewissen Unmutsbekundungen, bis er schließ-

lich im Bus Ruhe fand und einschließt.

Max, der Bandleader, zog sich derweil mit dem Gastwirt in ein angrenzendes Wohnzimmer zurück, von wo aus sie das ausgelassene Treiben durch ein Fenster beobachteten. Trotz aller Widrigkeiten erwies sich die Veranstaltung letztlich als Erfolg: Aus anfänglichem Chaos wurde ein unvergessliches Fest, das alle Beteiligten mit Zufriedenheit erfüllte. Max bewies eindrucksvoll, dass ein guter Bandleader selbst unter schwierigsten Bedingungen improvisieren kann.

Dieses Fastnachtsball-Abenteuer bleibt als ein Beispiel für eine nicht perfekte, aber dennoch mitreißende und leidenschaftliche Feier in Erinnerung. 100 % Stimmung, vielleicht etwas weniger Perfektion, doch dafür umso mehr Herzblut. Ein Abend, der noch lange Gesprächsthema blieb und mit Freude in Erinnerung weiterlebt.



Dieser „Graf“ war in Hornow, Briesig und Grießen bekannt wie ein bunter Hund und bekam immer seine Extratour mit diesem gewünschten Lied, natürlich auch an jenem Abend in Grießen.

\*

Irgendwann spielten sie in Stradow bei Vetschau – ein Fastnachtstanz, der sich über Samstag und Sonntag erstreckte, stand auf dem Programm. Doch als der Tanz am Samstagabend zu Ende ging, wur-

de ihnen plötzlich bewusst: Niemand hatte an die Rückfahrt gedacht. Alle Musiker hatten dem Alkohol zugesprochen, und niemand war mehr fahrtüchtig. Irgendjemand musste jedoch das Steuer übernehmen. Schließlich entschied sich Max dafür, seinen polizeigrünen Wolga zu fahren.

Kaum hatten sie den Ortsausgang erreicht, leuchtete plötzlich das rote Signal einer Polizeikontrolle auf. Betretene Stille machte sich im Wagen breit, als Max anhielt und das Seitenfenster herunterkurbelte. Ein Polizeihelfer kam näher, steckte den Kopf ins Wageninnere und verkündete: „Alkoholkontrolle!“ Dabei hielt er Max ein Testgerät entgegen, während mehrere uniformierte Beamte im Hintergrund standen und das Szenario aufmerksam beobachteten.

Max' Gedanken rasten: „Was jetzt? Das könnte das Ende meiner Karriere bei der Polizei bedeuten.“ Schließlich arbeitete er noch immer als Kurierfahrer für die Polizei. Doch im nächsten Moment durchdrang ein klarer Gedanke seinen Zustand: „Mein Dienstausweis! Der könnte mich retten. Was habe ich zu verlieren? Entweder verliere ich meinen Job wegen Trunkenheit am Steuer oder aus einem anderen Grund. Vielleicht komme ich ungeschoren davon.“

Mit ruhiger Hand reichte Max das unbenutzte Testgerät zurück, zog seinen Dienstausweis aus der Jackentasche und erklärte mit ernster Miene: „Kriminalpolizei! Genossen, wir sind im Einsatz. Großartige Arbeit hier, aber wir können uns keine Verzögerung leisten. Ich hoffe, Sie verstehen!“

Der Polizeihelfer, geistesgegenwärtig und umsichtig, erfasste die Situation sofort: Er salutierte zackig und erklärte mit entschlossener Stimme: „Jawohl, Genosse Kommissar!“ Mit einem präzisen Schlag brachte er die Hacken zusammen, bevor wenige Augenblicke später das markante Aufheulen des Motors des grünen Wolga die Szene durchbrach.

Im Inneren des Fahrzeugs hallte lautes Gelächter wider. Die restlichen Bandmitglieder – zwei eindrucksvoll bärtige Männer und

ein langhaariger Schlagzeuger – hatten sich in den großzügigen Tiefen des Cockpits versteckt. Nun hielten sie sich vor Lachen die Bäuche, unfähig, ihre Freude über dieses waghalsig inszenierte Husarenstück zu unterdrücken.

\*

**A**ls Bandleader geriet Max immer wieder mal in unangenehme Situationen – ganz ohne eigenes Verschulden. So erhielt er beispielsweise Briefe von Veranstalterinnen, die sich herzlich für den schönen Abend bedankten, was bei Maxi nicht gerade Begeisterung hervorrief. Besonders verwirrend war ein Päckchen mit einem Damenschlüpfer, der nach einer Übernachtung im Schlafquartier der Musiker auftauchte. Als Leiter der Band war Max oft der erste Ansprechpartner und musste so manche Angelegenheit für seine Kollegen ausbaden.

\*

**D**urch die ständigen Einberufungen zur Armee fehlten Max immer mehr Musiker – so auch René. Am Ende blieben nur noch drei Mitglieder übrig: ein Schlagzeuger, einer von Max' Brüdern am Bass und Max selbst an Gitarre und Gesang. Einen Techniker hatten sie zwar, doch was sie dringend benötigten, war ein Organist. Um nach diesem Musiker suchen zu dürfen, musste Max die Genehmigung des Kreiskabinetts für Kulturarbeit in Cottbus einholen. Auf die geschaltete Anzeige meldete sich nur ein einziger Interessent: ein Pianist mit Hochschulabschluss. Der ältere Herr schrieb, dass er sowohl im großen als auch im kleinen Haus des Theaters als Pianist tätig sei, jedoch noch nie Orgel gespielt habe.

**KREISKABINETT FÜR  
KULTURARBEIT**  
**COTTBUS-LAND**  
**75 COTTBUS, THIEMSTRASSE 56**



75 Cottbus, den 24.2.1976

Genehmigung!

Hiermit ist Herr Wolfgang Berg berechtigt eine Annonce betreffs Suche eines Organisten aufzugeben.

*Kreiskabinett für Kulturarbeit  
Zentrum COTTBUS  
Thiemstraße 56  
Kabinettsleiterin*

*Genehmigung des Kreiskabinetts für Kultur zur Ausschreibung der Position eines Organisten*

Das erhoffte Angebot für die DC-Combo blieb aus. Die Suche war also vergeblich, und so spielten sie weiterhin zu dritt. Doch entgegen aller Erwartungen tat dies ihrem Erfolg keinen Abbruch: Die Aufträge blieben stabil, und die Fans strömten weiterhin in die Säle.

Um den fehlenden Klang der Orgel zu kompensieren, erhöhte Max die Lautstärke seiner Gitarre. Der Bassist wurde stärker in die Gesangsparts eingebunden, während der Techniker im Saal gezielte

akustische Anpassungen vornahm. Zudem wurde das Programm überarbeitet und erhielt eine rockigere Note, um den Vorlieben eines zunehmend jüngeren Publikums gerecht zu werden.

Doch dann folgte ein weiterer Rückschlag: Der Techniker wurde zum Militärdienst einberufen. Dieser Einschnitt bedeutete das Aus für die DC-Combo.

Max konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass hinter dem Abzug der Musiker durch Anordnung eine gezielte, systematische Strategie steckte.

Die Musiker, die finanziell in das Projekt investiert hatten, verlangten nachvollziehbar die Rückerstattung ihrer Einlagen.

Um diesen berechtigten Forderungen nachzukommen, war der Verkauf der Instrumente eine unvermeidbare Maßnahme.

Es stellte sich jedoch die Herausforderung, einigen Beteiligten verständlich zu machen, dass sie aufgrund der Abschreibung ihrer Investitionen nicht mit einer vollständigen Rückerstattung des eingesetzten Kapitals rechnen konnten. Während dies für Max eine Selbstverständlichkeit war, ging er davon aus, dass auch alle anderen diese Gegebenheit kennen und akzeptieren würden – eine Annahme, die sich als unzutreffend erwies.

Seine Erkenntnis kam jedoch zu spät:

Um Missverständnisse und Enttäuschungen zu vermeiden, wäre es von Beginn an essenziell gewesen, eine transparente Kommunikation zu etablieren und die wirtschaftlichen Zusammenhänge klar und präzise zu erläutern.

Darüber hinaus brachte die kontinuierliche Fluktuation, bedingt durch wiederholte Einberufungen zum Militär, das finanzielle Gleichgewicht des Projekts erheblich in Schieflage.

Die anfängliche Euphorie rund um das Projekt führte dazu, dass diese grundlegenden Herausforderungen entweder übersehen oder unterschätzt wurden.

## LETZTE MUCKE IN BRIESNIG



*DC-Combo - Notbesetzung: Letzter Auftritt in Briesnig*



*Die treuen Fans*



*DC-Combo - nach der letzten Mucke*

\*

**M**ax beabsichtigte, in seinem Heimatort ein letztes musikalisch-sches Ereignis zu organisieren. Der Bitte des Jugendleiters konnte er sich nicht entziehen. Selbst das Kreiskabinett für Kulturarbeit in Cottbus genehmigte wider Erwarten diesen Auftritt der mittlerweile aufgelösten DC-Combo – jedoch unter Auflagen, die nahezu unerfüllbar schienen. Die Botschaft des Kreiskabinetts war unmissverständlich: „Hier wirst du keine Möglichkeit mehr haben, dich mu-

**KREISKABINETT FÜR  
KULTURARBEIT  
COTTBUS-LAND**  
75 COTTBUS, THIEMSTRASSE 56 Telefon 24794

---

**Mitteilungen - Informationen - Materialtips**



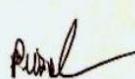
Cottbus, den 1.12.81

Einmalige Auftrittserlaubnis

Die "DC-Combo" erhält die Genehmigung am 31.12.1981  
in XXXXXXXXX zum Silvestertanz aufzutreten und  
eine Vergütung in Höhe der bestehenden Spielausweise  
zu beanspruchen.

Mitglieder:

Wolfgang XXXX  
Manfred XXXX  
Wolfram XXXX  
Gerd XXXXXX

  
Piezonka  
-Direktor-

**Einmalige Auftrittserlaubnis**

sikalisch zu verwirklichen. Die Hürden, die wir dir auferlegen, sind unüberwindbar.“

Trotz aller Hindernisse schaffte es Max, gemeinsam mit befreundeten Musikern, den Silvesterabend zu einem gelungenen Ereignis zu machen – und das unter Bedingungen, die akzeptabel waren und den Kulturfunktionären verborgen blieben.

## NEUBEGINN

Die DC-Combo war Geschichte, und so schlossen sich Max und René der Gubener Band „Orbital II“ an. Diese Gruppe hatte halbjährliche Engagements in verschiedenen Kneipen in Guben und trat dort regelmäßig auf. Doch das Musizieren in einer fremden Band bereitete Max bei weitem nicht so viel Freude wie das Spielen in der eigenen Formation. Die Atmosphäre war geprägt vom allgegenwärtigen exzessiven Konsum von Alkohol und Zigaretten, und die stark verrauchten Kneipen ließen Max oft ein Gefühl des Unbehagens verspüren. In den Pausen suchte er immer häufiger die frische Luft draußen auf – nur um dort, in paradoxer Ironie, selbst eine Zigarette zu rauchen.

Mit der Zeit spielte Max’ Gesundheit nicht mehr mit. Ein Abend, der eigentlich der Musik gewidmet war, endete im Gubener Krankenhaus. Nach drei Tagen intensiver Untersuchungen wurde Max entlassen.

„Sie sind gesund“, erklärte der Arzt beim Abschlussgespräch, fügte jedoch einen wichtigen Rat hinzu: „Lassen Sie Alkohol und Nikotin weg, dann können Sie alt werden.“ Er hatte sicher die von Nikotin eingefärbten gelben Fingerspitzen gesehen. Ein Rat, der in ähnlichen Situationen sicher vielen helfen könnte. Max nahm sich diese Worte zu Herzen und zog sich nach einem Jahr endgültig aus der Gubener Musikszene zurück.

\*

**M**ax' musikalische Reise war hier noch lange nicht zu Ende. Im Bergarbeiterensemble des Tagebaus Jänschwalde, fand er mit



Bergarbeiterensemble: SRs-Combo – musikalische Begleitung von Artisten, am Mochowsee – links im Bild: Max

der „SRs-Combo“ eine neue Bühne, um sich einzubringen. Interessanterweise stand der Name „SRs“ für „Schaufelradbagger schwenkbar“, was die Verbindung zur Bergbauindustrie unterstrich. Im Vergleich zu seinen vorherigen Bands ging es in diesem Ensemble deutlich ruhiger und strukturierter zu. Es war weit mehr als nur eine Band – es war ein einzigartiges Ensemble aus Musikern, Tänzern, Artisten und weiteren kreativen Talenten.

Neben der Ausübung von Tanzmusik sorgte die Band hier auch für die musikalische Begleitung artistischer Darbietungen und vielfältiger Performances. Diese abwechslungsreiche Arbeit bot Max auch die Möglichkeit, sein Saxophonspiel in einem neuen Licht erstrahlen zu lassen.

Ein besonderer Vorteil dieser Zusammenarbeit mit dem Ensemble lag in der Nutzung der hochwertigen NSW-Anlagen des Tagebaus. Diese beeindruckenden Soundsysteme standen den Musikern auch für private Auftritte zur Verfügung, was das Ganze noch attraktiver machte.

Max hatte weiterhin großen Spaß an der Musik, und auch in seinem Job als Kurierfahrer gab es keinen Grund zur Klage. Der Verdienst war mehr als zufriedenstellend. Doch mit der Zeit verwandelte sich die eintönige Routine des Alltags in eine zermürbende Last. Max begann sich die Frage zu stellen, ob er sich wirklich ein Leben lang mit Uniform und schwer bewaffnet hinter dem Steuer eines Autos vorstellen konnte. Es war nie sein Ziel gewesen, seine berufliche Zukunft als Kurierfahrer aufzubauen, und so wuchs der Wunsch nach einer neuen Herausforderung.

Als Kurier bei der BDVP brachte Max vertrauliche Post zu einem nahe gelegenen Großbetrieb, der sich noch im Bau befand und als ambitioniertes Projekt galt. Leiter territoriale Sicherheit (LT) war die offizielle Bezeichnung des Mannes, der ihm stets die Post abnahm. Die Aussicht, in diesem hochmodernen Unternehmen später tätig zu werden, faszinierte Max sehr – vor allem, weil dort ein wesentlich höherer Lohn zu erwarten war. Ihm war dieser LT besonders sympathisch.

Max berichtete ihm, dass er die tägliche Auslieferung von Kurierpost sowie das Tragen der Polizeiuniform als äußerst belastend empfinde und den Wunsch habe, sich beruflich neu zu orientieren. Diese Tätigkeit entspreche weder seinen persönlichen Interessen noch seinen langfristigen beruflichen Zielen. Er habe sie ursprünglich ausschließlich aus finanziellen Gründen akzeptiert und sich damit arrangiert.

Im Verlauf des Gesprächs schilderte dieser LT seine eigene Situation. Er erläuterte, dass er aufgrund einer Disziplinarmaßnahme in diesen Betrieb strafversetzt worden sei. Hintergrund war, dass er als Major der Bereitschaftspolizei private Kontakte zu nicht gemeldeten Verwandten aus dem Westen pflegte und zudem ein Westauto in Cottbus genutzt habe. Diese Handlungen wurden als schwerwiegende Verstöße eingestuft. Es sei ihm jedoch glücklicherweise eine vergleichswei-

se milde Strafe zugeteilt worden, da die Konsequenzen deutlich gravierender hätten ausfallen können.

Da dieser leitende Angestellte Max offenbar sehr schätzte und eine vertrauensvolle Gesprächsbasis entstand, führte dies schließlich zu Max' Einstellung in diesem Betrieb. Für Max eröffnete sich dadurch eine völlig neue berufliche Perspektive, mit der er in diesem Moment nicht gerechnet hatte.

1. Mitarbeiter für territoriale Sicherheit (ST) nannte er sich ab sofort und fand in diesem herausfordernden Arbeitsbereich sein neues Aufgabengebiet. Voraussetzung dafür war ein Hochschulabschluss, alternativ genügte ein Fachschulabschluss – dieses Studium sollte Max jedoch unbedingt nachholen, um die Anforderungen langfristig zu erfüllen. In seiner Anfangszeit übernahm Max eine Vielzahl von sicherheitsrelevanten Aufgaben. Dazu gehörten der Werkschutz, die Organisation von Materialpassierscheinen, vertrauliche Dienstanglegenheiten, die Verwaltung der Generalschließanlage des gesamten Betriebs sowie die umfassende Koordination der Objektsicherheit auf dem Werksgelände. In einer Baracke war er in einem gemeinsamen Zimmer mit dem LT untergebracht. Das erleichterte den Einstieg ins neue Arbeitsgebiet. In dieser Baracke befanden sich auch die funktionalen Leitebenen der Feuerwehr, Arbeits- und Produktionssicherheit, und der TKO (technisches Kontrollorgan). Diese vier Bereiche hatten zunächst einen gemeinsamen Chef, der direkt im Gremium des Betriebsdirektors angesiedelt war. Was Max in den Gesprächen mit dem LT zuvor nicht erfuhr, bekam er gleich am ersten Tag beim Morgenrapport mit: Er hatte es mit hoch qualifizierten Diplomingenieuren – von denen die Hälfte promoviert war – zu tun. Klar, es waren die führenden Leute, die auf diesen vier Gebieten die grundlegenden Strukturen des Großbetriebes ins Leben rufen sollten. Später wird Max oft aus dieser Zeit berichten: Es war die angenehmste und zugleich lehrreichste Arbeitsphase seines gesamten Lebens. Bereits an seinem zweiten Arbeitstag lernte er die gesamte Hierarchie dieses Großbetriebes detailliert kennen.

Obwohl Max keine speziellen Vorkenntnisse mitbrachte, nahm er am sogenannten AWS-Rapport teil. Dabei ging es um die Planung und den Bau einer Arbeiterwohnsiedlung in Peitz, einem zentralen Teil des Projekts.

Die Teilnehmerliste dieser Besprechung war durchaus beeindruckend: Direktoren und Bereichsleiter waren vertreten, praktisch alle relevanten Entscheidungsträger aus anderen Bereichen, die mit ähnlichen Aufgaben betraut waren wie die ihm schon bekannten Kollegen aus seiner Baracke. Max war sich vor seinem Stellenantritt nicht bewusst, dass er in seiner neuen Funktion so unmittelbar mit Führungskräften auf dieser Ebene interagieren würde. Doch er war fest entschlossen, sich dieser anspruchsvollen Herausforderung mit vollem Einsatz zu stellen.

Die Diskussion während des AWS-Rapports war intensiv und lebhaft. Jeder Teilnehmer brachte selbstbewusst seine Argumente und Punkte vor, und Max hörte viele Themen, von denen er zuvor noch nie etwas gehört hatte. Ja, selbst die Stilistik in der verwendeten Fachsprache war ihm nicht in allen Details geläufig. Nach Abschluss der technischen Diskussionen bat man Max, ein sicherheitstechnisches Fazit zu ziehen. Da er in der Runde noch relativ unbekannt war, begann er mit einer kurzen Vorstellung und erklärte, dass er neu im Unternehmen sei und daher noch nicht über umfassende Kenntnisse in diesem Bereich verfüge. In diesem Moment schaltete sich der gefürchtete und sehr einflussreiche Investitionsdirektor ein:

„Für mich sind Sie der Sicherheitschef dieses Gremiums. Ob Sie neu oder erfahren sind, spielt keine Rolle – ich erwarte von Ihnen einen fundierten Beitrag!“

„Den bekommen Sie, ohne Frage“, entgegnete Max ruhig und bestimmt, „doch Sie haben mich unterbrochen!“

In der Runde war ein leises, aber dennoch deutlich wahrnehmbares unterdrücktes Lachen zu spüren, das die Spannung oder vielleicht auch den unterschweligen Humor der Situation unterstrich. An-

schließend stellte Max seinen Beitrag in den vorgegebenen fünf Minuten vor, genauso wie es ihm sein Vorgesetzter zuvor geraten hatte. Dieser hatte ihm den wertvollen Tipp gegeben, möglichst ausführlich zu sprechen, dabei gezielt Fachbegriffe aus dem Sicherheitsbereich einfließen zu lassen und gleichzeitig einen kompetenten und professionellen Eindruck zu vermitteln.

Max sprach über Themen wie Zäune, Werkschutz, Patrouillen und den Umgang mit Passierscheinen. Dabei griff er auf die Aufgaben und Verantwortlichkeiten zurück, die ihm sein Vorgesetzter im Einstellungsgespräch erläutert hatte.

Auf der Rückfahrt zum Werk im Bus lobten die Kollegen seine souveränen und präzisen Antworten – nicht ohne sich dabei augenzwinkernd ein wenig darüber zu amüsieren. Es wurde deutlich, dass sich bislang niemand so offen und klar getraut hatte, mit dem Investitionsdirektor zu sprechen.

Ab diesem Zeitpunkt etablierte sich eine kontinuierlich positive Beziehung zwischen Max und seinem beruflichen Umfeld, gekennzeichnet durch gegenseitigen Respekt und aufrichtige Anerkennung. Selbst nach dem Ende seiner beruflichen Tätigkeit änderte sich daran nichts.

Max fand sich erstaunlich schnell und ohne große Schwierigkeiten in seiner neuen Rolle zurecht und fühlte sich in seiner neuen Arbeitsumgebung voll und ganz aufgehoben und rundum wohl.

\*

**I**m Rahmen betrieblicher Neuaustrichtungen wurden tiefgreifende Veränderungen in der bestehenden Unternehmensstruktur umgesetzt. Max wurde dabei Teil eines volkseigenen Kombinats, dessen Organisation und Struktur eine zentrale Rolle spielten. Sein Arbeitsplatz befand sich im Stammbetrieb dieses weitverzweigten Verbunds. An der Spitze des Kombinats stand der Generaldirektor (G), der

sämtliche Betriebe des Unternehmensverbunds in der gesamten DDR leitete und koordinierte. Durch diese Umstrukturierungen wurde Max' Abteilung künftig als GT bezeichnet und direkt dem Bereich des Generaldirektors unterstellt, wodurch die Hierarchien klar geregelt waren. In seiner neuen Position übernahm Max eine umfassendere Verantwortung und war nun für alle Betriebe des Kombinats in seinem Fachbereich mitverantwortlich.

Sowohl Max als auch sein bisheriger direkter Vorgesetzter erhielten einen weiteren Vorgesetzten. Dieser war ein ehemaliger Mitarbeiter des MfS, dessen berufliche Vergangenheit aus Verhören bestand. Obwohl dieser Mann an der neurologischen Erkrankung Morbus Parkinson litt, die ihn nahezu arbeitsunfähig machte, entschied man offenbar, ihm vor seiner Pensionierung eine komfortable und gut dotierte Position in der Unternehmensstruktur zuzuschieben – eine Art der Wertschätzung für geleistete Taten?

Die umfassenden Umstrukturierungen wurden von Max eher widerwillig akzeptiert. Seine neue berufliche Position erhielt nun die Bezeichnung „Mitarbeiter GT“, wobei sein bisheriger Vorgesetzter zum „1. MA GT“ degradiert wurde. Im Zuge dieser Veränderungen wurde sein Aufgabenbereich erheblich erweitert, was sich negativ auf seine berufliche Zufriedenheit auswirkte. Neben seinen bisherigen Tätigkeiten war Max inzwischen auch für unterstützende Aufgaben für den Generaldirektor zuständig. Dazu gehörte vor allem das Verfassen von Gruß- und Glückwunschschreiben zu Jubiläen und besonderen Anlässen für Institutionen wie die Nationale Volksarmee, die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands, das Ministerium für Staatssicherheit und andere bedeutende Organisationen der DDR. Diese Schreiben wurden anschließend von der Kombinatsleitung mit den entsprechenden Unterschriften versehen – darunter die des Generaldirektors, des Parteisekretärs, des FDJ-Sekretärs, des Leiters der Abteilung I (Verbindungsmann zwischen Kombinat und MfS) sowie des Leiters der Arbeiter- und Bauerninspektion (ABI). Max' erstes Grußschreiben wurde jedoch von der Kombinatsleitung abgelehnt, mit der Begründung: „Kernsätze des Genossen Erich Honecker fehlen“. Er

hatte diese zuvor bewusst in abgewandelter Form integrieren, um sie nicht wörtlich zu übernehmen. Gezwungenermaßen kopierte Max daraufhin die entsprechenden Passagen direkt aus der Zeitung „Neues Deutschland“. Erst nach dieser Anpassung ging das Schreiben bei der Kombinatsleitung durch.

Zu dieser Zeit begann Max ein fünfjähriges Studium, das ihm neue berufliche Möglichkeiten eröffnen sollte. Im späteren Verlauf seines Studiums erfuhr er jedoch während eines Kadergesprächs, dass man ihn als zukünftigen Leiter der Abteilung GT in Betracht zog. Dieser Schritt schien naheliegend, da der Gesundheitszustand des amtierenden Leiters einen baldigen Wechsel absehbar machte. Doch die Aussicht auf diese Position widersprach Max' tief verwurzelten moralischen Überzeugungen, da sie eine unvermeidbare Zusammenarbeit mit der Staatssicherheit mit sich gebracht hätte. Zudem hätte er in dieser Rolle seine größte Leidenschaft – die Musik – aufgeben müssen, eine Vorstellung, die für ihn untragbar war.

Für Max gab es nur eine Lösung, um den inneren Konflikt zu bewältigen. In dieser herausfordernden Phase erinnerte er sich an seine frühere Berufsausbildung, die er einst abgebrochen hatte, um sich ganz der Musik zu widmen. Schon damals hatte er alternative Wege für seine berufliche Weiterentwicklung gefunden – eine Strategie, die er nun erneut aufgriff. Er entschied sich, sein Studium abzubrechen und stattdessen einen Weg einzuschlagen, der im Einklang mit seinen Werten und seiner Leidenschaft für die Musik stand.

Damit entfiel für ihn auch die ungeliebte Arbeit im Kombinat. Seine Entscheidung stieß jedoch nicht überall auf Zustimmung. Einige reagierten mit Unverständnis, und es waren stellenweise sogar Ansätze von Mobbing zu spüren. Dennoch bewahrte er ein gutes Verhältnis zu seinen Kollegen aus den vier Schichten, den Schichtleitern und vielen anderen. Der gegenseitige Respekt blieb stets bestehen. Schließlich kehrte er zu Aufgaben zurück, die er bereits vor der Kombinatsbildung ausgeübt hatte.

## **MOSKAU – REISE**

**I**m Sommer 1988 reisten Maxi und Max privat nach Moskau, eingeladen von ihren Freunden Katharina und Sergej, einem russischen Ehepaar. Während ihres militärischen Einsatzes in Deutschland hatten Katharina und Sergej fast schon den Status enger Familienmitglieder bei den Börts erlangt. Sie waren geschätzte Gäste, selbst bei persönlichen Feierlichkeiten wie der Jugendweihe.

Um unterwegs möglichst viel von dem riesigen und beeindruckenden Land der Sowjetunion zu sehen, entschieden sie sich für eine ausgedehnte Bahnreise. Die Fahrkarten 1. Klasse hatten sie schon vorab in Cottbus gekauft, und das war auch gut so, wie sich später noch herausstellte. Ihre Autofahrt zum Bahnhof Frankfurt/Oder, wo die spannende und lange Bahnfahrt ihren Anfang nehmen sollte, wurde nämlich auf dem damaligen Truppenübungsplatz der sowjetischen Streitkräfte bei Lieberose wegen einer militärischen Übung für eine volle Stunde unterbrochen.

Ein sowjetischer Soldat in Uniform hielt sie mit einer entschlossenen Geste an. In diesem kleinen Abschnitt Deutschlands, den sie passieren wollten, hatte er das Sagen – oder vielmehr seine Vorgesetzten, die Vertreter genau jenes Landes, das Max und Maxi bald bereisen würden, sofern alles nach Plan verlief. Der Fahrer des PKWs „Wartburg“, mit den beiden an Bord, musste geduldig vor dem weitläufigen Übungsgelände warten, bis die schweren Panzer ihre intensiven Manöver beendet hatten und keine scharfen Geschosse mehr den Straßenverkehr gefährden konnten. Mit viel Mühe, einer Menge Nerven und einer guten Portion Glück erreichten sie schließlich ihren Zug – wenn auch nur haarscharf. Am Frankfurter Bahnhof hätten sie jedoch keine Sekunde mehr für den stressigen Kauf der Fahrkarten übrig gehabt.

Auf dem Bahnsteig des Frankfurter Bahnhofs warteten Maxi und

Max geduldig vor ihrem zugewiesenen Waggon. Einsteigen war noch nicht erlaubt, auch wenn sie es kaum erwarten konnten, das Abenteuer ihrer Reise zu beginnen. Sie hatten sich für eine Bahnreise entschieden – und schnell wurde klar, dass es die absolut richtige Wahl war. Eine Reise mit dieser russischen Eisenbahn, die mit ihrem nostalgischen Charme an die Züge der Gründerzeit erinnert, verspricht ein außergewöhnliches und unvergessliches Erlebnis. Dieses einzigartige Abenteuer bleibt garantiert lange in Erinnerung – das war Ihnen schon voll und ganz bewusst.

Eine Schaffnerin in grauer Uniform, die sich durch ihre professionelle Haltung auszeichnete, hatte das gesamte Geschehen fest im Griff. Auf ihrem Namensschild stand „Olga“. Am liebsten hätte Max ein freundliches Wort mit ihr gewechselt, vielleicht sogar einen kleinen Scherz gemacht, um die Situation ein wenig aufzulockern, aber ihr strenger Gesichtsausdruck ließ keinen Zweifel daran, dass sie keinen Sinn für derartige Gespräche hatte. Erst als Olga ihm befehlend zutief: „Ticket, Passport“ und er und Maxi auch prompt reagierten, indem sie ihr ihre Papiere schnell und gehorsam entgegenstreckten, glaubten sie, in ihr Reich eingelassen zu werden. Sie aber hakte sorgfältig und in aller Ruhe die Namen auf ihrer Liste ab, prüfte diese mit höchster Genauigkeit, und nickte wortlos in Richtung Wageneingang. Erst jetzt, nach dieser wortlosen Genehmigung, durften sie es wagen, einen Fuß auf den ersten der drei Tritte hinauf zum flaschengrünen Waggon zu setzen.

Oben angekommen spürten sie beim Betreten des Waggons sofort, dass sie sich in einem anderen Land befanden, auch wenn es noch der Bahnhof Frankfurt/Oder war, auf dem der Zug stand. Selbst in dem scheinbar unendlich langen Gang, der all die vielen Wagen miteinander verband, roch es bereits unverkennbar nach Tee. Es war ein besonderer, intensiver Teegeruch, der spürbar in der Luft lag – war es vielleicht Grusinischer Tee? Vielleicht ein anderer, exotischer Tee? Maxi und Max wussten es in diesem Moment nicht, aber sie waren neugierig und wollten das bald herausfinden.

Typischerweise waren diese Waggons in mehrere Abteile unterteilt, die jeweils mit zwei bis vier Betten ausgestattet waren, wodurch sie sowohl für Einzelreisende als auch für kleinere Gruppen geeignet waren. Die Innenräume, die ihren funktionalen Charakter nicht verbergen konnten, waren dabei zumeist aus warm wirkenden Holzelementen gestaltet, was ihnen einen gewissen Charme verlieh. Jedes Abteil verfügte über kleine, praktische Stauräume für Gepäck, einen ausklappbaren Tisch sowie Leselampen, die an jedem einzelnen Bett angebracht waren. An jedem Ende des Wagens, wo hldurchdacht platziert, befanden sich Gemeinschaftstoiletten neben schlichten Waschmöglichkeiten. Die Fenster waren auffallend groß und boten beeindruckende, klare Ausblicke auf die vorbeiziehende Landschaft, die ihnen später oft den Atem raubte.

Ein interessantes Detail ist die Verpflegung: In den Schlafwagen wurde heißes Wasser, in einem beeindruckenden echten russischen Samowar zubereitet, für die Zubereitung von Tee, Kaffee oder Instantgerichten.

Ein Schlafwagenabteil war es dann auch, das sie beziehen durften, eine enge, aber gemütliche Wohnröhre mit einem Doppelstockbett. Der Luxus der Klasse 1 bestand darin, dass man sich dieses Abteil mit niemandem teilen musste, das verschaffte eine willkommene Privatsphäre. So gesehen war es schon sehr individuell und fast ein Hauch von Exklusivität. Olga hatte auch ihr eigenes kleines Abteil in diesem Wagen. Diese Frau war ein Garant für Ordnung und strikte Disziplin, auch wenn sie ein wenig speziell wirkte.

Über Warschau, Brest, wo aufwendig die Umstellung von der Normal- auf die Breitspur erfolgte, bis hin zum belorussischen Bahnhof im westlichen Zentrum von Moskau führte die fast zweitägige Reise. An frisch zubereitetem, heißem Tee aus dem Samowar mangelte es an Bord zu keiner Zeit. Der Tee wurde zunächst konzentriert in einer kleinen Kanne auf dem Samowar aufgebrüht und anschließend mit heißem Wasser verdünnt. Durch diese Zubereitungsmethode erhielt der Tee seinen unverwechselbaren Geschmack, der dazu einlud, in-

nezuhalten, den Moment zu genießen und sich bewusst Zeit zu nehmen.

Auf ihrer gesamten Reise verfolgten Maxi und Max mit großer Faszination, wie sich ihre Wahrnehmung auf jeder Etappe allmählich veränderte. Allmählich ließen sie die vertrauten westlichen Einflüsse hinter sich und tauchten immer tiefer in die authentischen und traditionsreichen Perspektiven des Ostens ein.

In manchen Regionen schien es, als wäre die Zeit stehengeblieben und man hätte sich um 200 Jahre in die Vergangenheit zurückversetzt. Das weite und unberührte Land, die uralten Holzhäuser, die Max' Vater noch aus seiner Zeit in Russland kannte, die zahllosen Birken und mitunter eine am Hinterbein angebundene Kuh boten einen Anblick, der stark an ein altes russisches Märchen erinnerte.

Dann der belarussische Bahnhof: Dieser Ort hat sich im Laufe der Jahre seinen unverwechselbaren nostalgischen Charme bewahrt, der mit einem Hauch von Romantik gepaart ist – eine Beschreibung, die oft auf diese faszinierende Region im Osten der Welt zutrifft. Selbst in den dicht besiedelten und oft hektischen urbanen Gebieten bleibt diese einzigartige Atmosphäre spürbar. Der Bahnhof besticht durch seine beeindruckende historische Architektur im prächtigen Neobarock-Stil. Dieser vereint Tradition und Eleganz auf besondere Weise und schafft eine unvergleichliche Szenerie. Als der eindrucksvoll lange Zug gemächlich einfuhr, schien die Bewegung fast endlos – ein Moment, der Maxi und Max in ehrfürchtiges Staunen versetzte. Später werden sie voller Begeisterung sagen: „Bolschoi“, groß, wie so vieles in Russland, das mit seinen Dimensionen immer wieder beeindruckt.

Irgendwann kam dieser endlos erscheinende Zug zum Stehen und setzte der langen Reise ein abruptes Ende. Sie stiegen aus, atmeten die kühle Luft ein und warteten auf dem geschäftigen Bahnsteig, wie sie es mit ihren russischen Freunden zuvor vereinbart hatten.

Das Warten war keineswegs langweilig, denn der Bahnhof besticht

allein schon durch elegante Fassadendetails und den markanten Uhrturm. Die imposante grün gehaltene Dachkonstruktion, die sich wie ein Zelt über sie spannte, beeindruckte zutiefst, genau wie ihre kunstvoll gearbeiteten und fein verzierten stützenden Säulen, deren dezenten und harmonische Farben sich auf interessante Weise von der intensiven roten Fassade der Gebäude abhob. Dieses Zusammenspiel der Elemente bot dem Auge einen ersten faszinierenden und reizvollen Vorgeschmack auf die einzigartige Schönheit und den besonderen Charme Moskaus. Es schien beinahe, als ob die lebendigen Farben und die harmonischen Formen auf magische Weise eine Geschichte erzählten und die Fantasie dabei auf eine Reise schickten.

Für Maxi und Max war jetzt jedoch nicht der richtige Zeitpunkt, um die Umgebung in aller Ruhe zu erkunden. Ihre Blicke suchten hektisch die Menge ab, sichtlich angespannt, weil sie ihre Gastgeber einfach nicht finden konnten. Das dichte Gedränge – eine schier überwältigende Flut von Menschen, die sich wie eine große, pulsierende Welle um sie herum bewegte – machte es ihnen nahezu unmöglich, ihre Moskauer Freunde auszumachen.

Fast hätten sie das verzweifelte Suchen aufgegeben und sich hilflos ihrem Schicksal ergeben, als sie plötzlich in der Ferne einen sich vorsichtig bewegenden Blumenstrauß erspähten, der sich wie ein Signal aus der Menge abhob, und daneben einen Mann entdeckten, der auf fallend über alle Köpfe hinweg ragte und wie ein Leuchtturm in der Menschenmenge wirkte. Dieser hochgewachsene Mann konnte nur Sergej sein. Nach einem kurzen Moment der Unsicherheit und einem zögerlichen Blickwechsel hatten sie sich schließlich endlich gefunden und alles fühlte sich plötzlich so viel leichter an.

Nach einer herzlichen Begrüßung folgte eine zweistündige Fahrt mit einem Wolga-Taxi. Zwei Stunden Fahrt in der Weltstadt Moskau waren normal, ja fast schon eine Selbstverständlichkeit angesichts des Verkehrschaos dieser pulsierenden Metropole. Sergej musste dem Chauffeur die richtige Fahrtroute vorgeben, weil der schlitzohrige

Taxifahrer sicher drei Stunden benötigt hätte, wenn es nach ihm gegangen wäre.

Der Straßenverkehr in Moskau war für die Börts absolut gewöhnungsbedürftig, denn eine klare Straßenverkehrsordnung schien es hier schlachtweg nicht zu geben. Man hörte ein ständiges Hupkonzert, das fast schon wie ein Hintergrundgeräusch zur Stadt selbst wirkte. Auf einer Schnellstraße fuhr beispielsweise auch mal ein Traktor mit einer im Schlepptau gezogenen Eisenbahnschiene, was den Eindruck des Chaos nur verstärkte. Ein fehlender Gullideckel war hier ebenfalls nichts Ungewöhnliches, wie so vieles in Moskau scheinbar einfach zum Alltag gehörte. Alles war hier irgendwie normal, egal wie skurril es vorkommen mochte.

Die Fahrt mit dem Wolga endete schließlich in einem großflächigen Neubaugebiet, das im klassisch sozialistischen Stil errichtet worden war. Dort befanden sich zwölf bis zwanzigstöckige Wohnblöcke aus Beton, die allesamt von einer gewissen Monotonie geprägt waren. Nach zehn Jahren Bauzeit waren im gesamten Wohngebiet noch keine Straßen, Gehwege oder Grünflächen fertiggestellt, was den Eindruck eines halbfertigen Projekts verstärkte. Bei 40 Grad Hitze tagsüber und nächtlichen Wolkenbrüchen wechselten sich riesige Pfützen mit einer staubigen Sandwüste ab, durch die sich breite Trampelpfade oder auch ausgefahrene Wege schlängelten. Doch das Wolga-Taxi fand seinen Weg bis zum Ziel, trotz all dieser Hindernisse. Es war einfach alles normal, so wie es hier eben immer normal zu sein schien.

Sie nutzten in so einem 20-Geschosser einen Aufzug und fuhren in eine der oberen Etagen, gespannt, was sie dort erwarten würde. Zunächst gingen sie davon aus, dass es sich um die Wohnung von Katharina und Sergej handeln würde. Doch als sie die Wohnung betraten und das wahre Ausmaß erkannten, kamen ihnen ernsthafte Zweifel, ob eine Familie mit drei Personen in solch einer kleinen Wohnung tatsächlich leben könnte. Irgend etwas schien nicht zu stimmen, insbesondere auch, weil sie den kleinen Sohn, auf den sich Maxi so

gefreut hatte, nicht sahen. Er war ja bei den Börts damals wie zu Hause und jetzt wurde sein Name nicht einmal erwähnt, das übrigens den gesamten Urlaub hindurch.

Die Wohnung zeichnete sich durch einen außergewöhnlich gestalteten Eingangsbereich aus, der mehrere Funktionen – darunter Flur, Toilette, Dusche und Küche – in sich vereinte. Trotz der kompakten Bauweise vermittelte dieser multifunktionale Bereich ein überraschend großzügiges Raumgefühl. Es war möglich, dass sich in der Küche, unter der Dusche und auf der Toilette gleichzeitig jeweils eine Person aufhielt, wenngleich die Platzverhältnisse dadurch etwas eingeschränkt wurden. Die einzige Wohnungstür führte in ein geschickt konzipiertes Wohnzimmer mit einer Fläche von 2,5 x 4 Metern. Dank einer durchdachten Einrichtung bot der Raum trotz seiner begrenzten Größe genügend Platz für einen kleinen Tisch und zwei Stühle.

Die luxuriösen Wohn- und Küchenmöbel, die größtenteils aus massiver Eiche gefertigt waren, schienen passgenau in die kleinen Räume eingebaut zu sein, was zumindest den Eindruck von Funktionalität vermittelte. Auch die Elektrogeräte aus japanischer Produktion waren das Beste, was der Markt damals zu bieten hatte, und gaben dem Raum einen Hauch von Modernität, der jedoch die Enge kaum wettmachte.

Zur Begrüßung reichte Sergej ein Glas Cognac und ein Wasser – eine herzliche Geste, die den Börts sofort das Gefühl gab, willkommen zu sein. Nachdem sie den Begrüßungstrunk genossen hatten, begann Max, den restlichen Reiseproviant im leeren Kühlschrank der Küche zu verstauen: zwei Bockwürste und zwei Flaschen Cottbuser Bier. Ihm war es beinahe unangenehm, diese einfachen Reste der Verpflegung hier unterzubringen. Sie hatten eigentlich erwartet, ein Gästezimmer in der Nähe der Wohnung zu bekommen, in dem sie entspannt frühstücken konnten – genau so, wie sie es sich ausgemalt hatten. Doch die kleine Wohnung ließ mit viel Fantasie gerade einmal Platz für eine Übernachtungsmöglichkeit für eine Person. Mehr

war schlichtweg nicht denkbar.

Als Max den Platz in der Küche räumte, nahm Katharina die Stelle ein, um das Essen vorzubereiten. Er hatte nach der langen Reise großen Hunger und freute sich auf sein erstes russisches Essen.

Es war dann schnell fertig: Gedünstete Tomaten mit Reis waren es, gar nicht nach Max seinen Vorstellungen von einem deftigen russischen Essen, ja, und sonst auch nicht. Trotzdem war er dankbar für die Gastfreundschaft und die Mühe seiner Gastgeberin. Sein Hunger verlieh dem Servierten sogar einen kleinen Hauch von Wohlgeschmack. Trotzdem hätte Max gerne noch seine Bockwurst gegessen, um satt zu werden. Aber sie waren in einem fremden Land und mussten sich den Sitten und Gebräuchen anpassen.

Nach dem Essen packten Maxi und Max erst einmal ihre mitgebrachten Geschenke aus. Es handelte sich vor allem um elektrische Küchengeräte aus DDR-Produktion, die sie sorgsam ausgewählt hatten. Sie wunderten sich jedoch, dass bei dem gehobenen Standard, der hier offensichtlich herrschte, ausgerechnet diese relativ einfachen und billigen Geräte auf dem Wunschzettel standen.

Und dann waren sie doch etwas geschockt, weil ihnen klar wurde, dass diese Gegenstände gar nicht für ihre Gastgeber vorgesehen waren. Geschäftspartner sind eingetroffen, und die Situation nahm eine unerwartete Wendung. Schnell war klar, dass die mitgebrachten Waren hier in Moskau extrem rar, begehrt und nahezu unerschwinglich waren. Die Kunden, die offensichtlich großes Interesse hatten und keine Zeit verlieren wollten, bezahlten ohne zu zögern einen stolzen Preis und verschwanden mit den ersehnten Raritäten.

Ein kurzer Blick in Sergejs Brieftasche, die er unachtsam offen liegen ließ und scheinbar nicht für allzu bemerkenswert hielt, zeigte ein etwa zwei Zentimeter dickes Bündel Dollarscheine, was Max und Maxi mehr als nur deutlich machte, wie hier wohl mit Geschäften umgegangen wurde und welche Summen dabei im Spiel waren.

Anschließend unternahmen Maxi und Max eine faszinierende Fahrt mit einem Wolga-Taxi durch das beeindruckende Moskau. Jede Mi-

nute der Tour war ein Erlebnis – voller einzigartiger Eindrücke. Mit einer Mischung aus Neugier und Staunen genossen sie die lebendige Atmosphäre der Metropole und ließen die beeindruckenden Szenerien auf sich wirken.

„Jetzt geht es zu eurem Quartier, wo ihr wohnen werdet“, hieß es nach zwei vollen Stunden, und die Spannung stieg merklich. Nach der Besichtigung der ersten Wohnung, die mit einigen unerwarteten Überraschungen aufwartete, waren sie umso gespannter, was sie nun noch erwarten würde. Überraschend war schon – und sie waren auch ein wenig verwundert, dass dieses Quartier so weit entfernt von dem Wohnblock lag, in dem sie zuvor gewesen waren. Diese Distanz schien ihnen seltsam, und sie fragten sich, warum wohl eine solche Wahl getroffen worden war.

Eine großzügig und luxuriös eingerichtete Wohnung war es dann, die ihnen als Gästewohnung präsentiert wurde. „Beeindruckend!“, sagte Max spontan, fast wie aus der Seele sprechend. Diese Wohnung verfügte über eine geschmackvolle Einrichtung, ein bemerkenswert geräumiges Wohnzimmer, ein elegantes Schlafzimmer, ein Musikzimmer mit einem hochwertigen Klavier und einer Gitarre, eine komplett ausgestattete und moderne Küche, ein zeitgemäßes Bad und einen großen, einladenden Flur. Alles wirkte sehr großzügig gestaltet und mit beeindruckendem Stil eingerichtet. Im Flur hing sogar ein großes Bärenfell an der Wand, das sofort ihre Aufmerksamkeit auf sich zog und sie dazu brachte, neugierig hinzusehen.

Irgendwie kam Max das alles ziemlich komisch und auch ein wenig übertrieben vor. Die kleine Wohnung, die sie zuvor besichtigt hatten, und im krassen Gegensatz dazu diese riesige, luxuriöse Unterkunft nur für sie allein – das schien einfach nicht zusammenzupassen. Als Sergej ihnen dann auch noch mitteilte, dass sie die Wohnung keinesfalls allein verlassen dürfen, bekamen sie doch ein mulmiges Gefühl in der Magengegend. An der Art der Einrichtung, der sorgsamen Auswahl der Details und dem aufwendigen Stil war unschwer zu erkennen, dass es sich nicht um eine Privatwohnung handelte. Und

dass sogar ein Musikzimmer mit einer Gitarre und einem Klavier zur Verfügung stand, wirkte auf sie fast schon wie eine absichtliche Inszenierung. Diese Gesamtsituation gab ihnen ordentlich zu denken und ließ sie die Umstände nochmals hinterfragen.

Überall in der prunkvollen Wohnung, besonders auffällig im Bärenfell, krabbelten winzige Tierchen herum, die ihnen nicht ganz geheuer waren. Es waren keine Wanzen – „oder waren es doch welche, die sich hinter dem Fell versteckten?“, fragte sich Max.“ Er konnte es nicht wissen und schon gar nicht laut sagen. Eines war ihnen jedoch sofort klar: Hier durften sie keinen abfälligen Laut von sich geben, um keine unangenehme Aufmerksamkeit zu erregen. Trotz der seltsamen Umstände wollten sie Moskau erkunden, die Stadt kennenlernen, wie sie es sich vorgenommen hatten und sich so gut es ging auf die Gegebenheiten einstellen.

Am zweiten Tag wurden die beiden bereits früh am Morgen abgeholt, was die Bedeutung des geplanten Programms unterstrich. Zunächst fuhren sie mit der Metro zu der kleinen Wohnung. Vor dem Beginn des anspruchsvollen Tagesprogramms sollte dort noch ein kleiner Imbiss verabreicht werden.

Die Metrofahrt war weit mehr als nur eine einfache Reise von A nach B – sie entpuppte sich als ein faszinierendes Erlebnis, das alle Sinne berührte. Was zunächst wie eine gewöhnliche Fahrt begann, verwandelte sich schnell in eine aufregende Entdeckungstour. Die lebhaften Gespräche der Mitreisenden, die kunstvoll gestalteten Stationen und die flüchtigen Einblicke in das pulsierende Leben der Stadt machten jeden Moment einzigartig. Die Metro war nicht einfach nur ein Transportmittel; sie bot die Chance, die Stadt aus einer völlig neuen Perspektive zu erleben. Sie verband nicht nur Orte, sondern auch Menschen und Geschichten – und genau das verlieh dieser Fahrt ihren besonderen Zauber.

Schon die unterschiedlichen Haltestellen waren wahre Kunstwerke für sich und beeindruckten durch ihre prachtvolle Gestaltung. Sie strahlten puren Luxus aus, geschmückt mit edlem Marmor und Gold,

was in starkem Kontrast zur sichtbaren Armut der Stadtbevölkerung stand. Jede Station hatte ihren ganz eigenen Charakter, geprägt durch individuell gestalteten, farblich variierten Marmor.

Doch auch hier ließ sich die allgegenwärtige Armut nicht verbergen. Der teils vernachlässigte Zustand dieser architektonischen Meisterwerke offenbarte deutlich die schwierigen Umstände, unter denen die Menschen offensichtlich lebten. Ebenso erzählten die Kleidung der Menschen und die Dinge, die sie mit sich trugen, auf eindrückliche Weise Geschichten über die Herausforderungen, mit denen sie sichtlich zu kämpfen hatten. Diese stillen Zeugen des Alltags zeigten eine Welt, die sich hinter der prachtvollen Fassade verbarg.

In der Wohnung angekommen, gab es, Max konnte es kaum glauben, gedünstete Gurken und Zucchini zu essen. Er war wieder einmal nicht richtig satt geworden und freute sich schon auf die Bockwurst im Kühlschrank sowie eine Flasche Bier; die Zweite wollte er seinem Moskauer Freund anbieten. Max ging direkt zum Kühlschrank, doch dort sah er nichts außer Gemüse. Von der Wurst und dem Cottbuser Bier fehlte jede Spur. Vorsichtshalber fragte er Sergej, ob die Sachen vielleicht woanders deponiert seien oder ob er sie übersehen habe. „Nein, nein“, sagte Sergej gelassen und mit einem zufriedenen Lächeln, „es hat geschmeckt, danke“.

Die Wurst konnte Max also vergessen, und er dachte sich: „Eigenartig! Es ist aber nicht so schlimm, es wird schon irgendwo Wurst oder Fleisch zu kaufen geben. Irgendwie werde ich noch an etwas Herzhaftes herankommen.“

Nach dem Essen verweilten sie in der Stadt. Hier gab es immerhin die Möglichkeit, Eis oder andere Süßigkeiten zu kaufen; Fleisch- und Wurstwaren hatte Max allerdings nirgends entdecken können. Wasser und Quas, ein saures Restprodukt der Brotherstellung, gab es dagegen in Moskau an den Zapfsäulen beinahe umsonst. Bei der brütenden Hitze von 40 Grad hatte Max unterwegs erst einmal richtig Durst bekommen. Katharina hatte ihm Quas empfohlen, es sei leicht alkoholhaltig und schmecke ein wenig wie Bier, sagte sie. In der Ab-

sicht, sich selbst von der Qualität des russischen Bieres zu überzeugen, nahm Max mutig einen großzügigen Schluck davon. Dieser verließ jedoch seinen Mund in Richtung Bürgersteig mit einer solchen Geschwindigkeit, dass Max froh war, sich dabei nicht übergeben zu haben. Vom Cottbuser Bier war er auch nicht gerade verwöhnt, aber mit Bier hatte dieses Getränk seiner Meinung nach nun absolut nichts zu tun. Also entschied er sich schließlich, erst einmal Wasser zu trinken. Dieses gab es ebenfalls an den Zapfsäulen, und das sogar völlig umsonst.

Da Maxi und Max privat in Moskau unterwegs waren, mussten sie sich nicht an die üblichen, festgelegten Routen halten, wie es bei offiziellen Reisegruppen meist der Fall war. Katharina und Sergej führten sie nicht nur zu den bekannten Sehenswürdigkeiten, sondern auch zu versteckten Orten, die normalen Touristen oft verborgen bleiben und auf keiner klassischen Stadtführung auftauchen würden. Einer dieser besonderen Orte war eine Straße, die mit ihrer Vielfalt beeindruckte – hier schien es alles zu geben. Gleichzeitig war sie geprägt von einer offenen und manchmal schockierenden Realität, in der Prostitution fast an jeder Ecke sichtbar war. Doch diese Straße hatte auch ihre kreative Seite: Zahlreiche Künstler nutzten die Umgebung, um ihre Werke in einer unvergleichlichen Atmosphäre zu präsentieren und ihre Kreativität auszuleben. Dieser Kontrast zeigte eine ganz andere Facette der Weltstadt Moskau – eine, die den offiziellen kommunistischen Idealen scheinbar widersprach und offiziell vermutlich nicht existieren sollte. Besonders westliche Ausländer, die für das Land durch ihre Devisen von großer Bedeutung waren, hatten diese faszinierenden und außergewöhnlichen Ecken längst für sich entdeckt und wussten sie besonders zu schätzen.

Sie besuchten eine Gedenkstätte, an der die Mütter der gefallenen Afghanistankämpfer ihre Kränze niederlegten - eine symbolische und zutiefst bewegende Geste, die von der damaligen Staatsführung nicht gern gesehen wurde, jedoch trotz Widerstand und fehlender Anerkennung ihre tiefgreifende Bedeutung niemals verlor und zahlreiche Emotionen hervorrief.

Moskau, die größte Stadt Europas, war definitiv schon allein wegen ihrer unglaublichen Vielfalt, beeindruckenden Geschichte und kulturellen Bedeutung eine Reise wert. Auf dem weltberühmten Roten Platz mit dem historischen Lenin-Mausoleum und dem angrenzenden, prachtvollen Historischen Museum, dem kunstvollen Auferstehungstor und der atemberaubend schönen Basilius-Kathedrale waren die Börs geradezu völlig überwältigt von Prunk, Glanz, den imposanten Bauwerken und dem offensichtlich stolz zur Schau gestellten Reichtum dieser faszinierenden Stadt. Doch auch der benachbarte Kreml, in dem sich neben dem weltlichen Machtzentrum Russlands auch drei prächtige, architektonisch einzigartige Kathedralen und zahlreiche, auffällig kunstvoll verzierte Türme befinden, war ein absolutes „Muss“ auf ihrer sorgfältig geplanten Besichtigungsroute. Selbst weniger bekannte, aber keineswegs weniger faszinierende Ziele in der weitläufigen Stadt wie das malerische Freilichtmuseum Kolomenskoje oder die ehemalige prachtvolle Sommerresidenz von Katharina der Großen, Zarizyno, hatten sie voller Begeisterung und mit großem Interesse besucht.

Ein absolutes Highlight war die Allunionsausstellung – 1939 eröffnet, diente sie als Schaufenster der wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und kulturellen Leistungen der Sowjetunion. Mit ihren prachtvollen Pavillons, die verschiedene Republiken und Industriezweige repräsentierten, sowie ihren weitläufigen Grünflächen und Brunnen, beeindruckte sie Besucher aus aller Welt und war ein einzigartiges Beispiel für sowjetische Architektur und Stadtplanung. Die Allunionsausstellung Moskau war von den Gastgebern der Börs als ein unverzichtbares Programm in dieser Stadt angepriesen worden – ein Tagessprogramm, das sich leicht über eine ganze Woche erstrecken konnte. Auf dieser Ausstellung sah Max nach sieben Tagen in Moskau erstmals Fleisch und aß es auch. Es handelte sich um ein Schafschaschlik, das Max von einem aserbaidschanischen Berghirten gereicht wurde. Der Mann war alt und runzlig, seine Hände waren von Gicht gekrümmt und von harter Arbeit in den Bergen seiner Heimat deutlich gezeichnet. Offenbar hatten sie lange keinerlei Wasser gese-

hen. Der Berghirte verdiente sich in der großen, fernen Stadt ein kleines Zubrot und machte Max damit unheimlich glücklich. Nach einer Woche ständigen Wechsels zwischen Tomaten, Gurken und Zucchini verspürte er einen Heißhunger auf Fleisch und genoss das zähe und geschmacklose Schaschlik, das er unter anderen Umständen und in anderer Gesellschaft wohl nie gegessen hätte.

Fleisch und Wurst waren 1988 in keinem einzigen Moskauer Fleischerladen erhältlich. Diese Läden erinnerten mit ihren steril verfliesten, kahlen Wänden eher an Fliesenläden oder verlassene Lagerräume ohne Lebensmitteln. Die Regale waren leer, und die Auswahl an Produkten nicht existent.

Obwohl Moskau ohne Zweifel eine Reise wert war, blieb sie trotz all der architektonischen und kulturellen Pracht doch eine sehr anstrengende Stadt. Eine Metrofahrt entwickelte sich jedes Mal aufs Neue zu einem kräftezehrenden Abenteuer, bei dem Geduld und Durchhaltevermögen gefragt waren. Mit dieser eigentlich wundervollen und kunstvoll gestalteten U-Bahn transportierten die Fahrgäste nicht nur sich selbst, sondern auch lebendes Vieh oder sperriges Baumaterial. Dennoch war die Metro oft die bessere Alternative zum zähen, oft vollkommen stockenden Verkehr auf den vielspurigen Hauptstraßen der Stadt. Die Metrostationen, mit unterschiedlichem Marmor kunstvoll verziert, beeindruckten Maxi und Max immer wieder aufs Neue.

Als echte Moskauer erwiesen sich Sergej und Katharina als Reiseführer par excellence. Beide sprachen Deutsch, wobei Katharina sogar fast akzentfrei kommunizieren konnte, was die Reise erheblich erleichterte.

Was Max besonders verwunderte, war, dass sie in ganz Moskau keinerlei Spuren von der deutsch-sowjetischen Freundschaft, die in der DDR stets so eifrig propagiert wurde, zu sehen bekamen. Stattdessen hingen amerikanische Flaggen nahezu in jedem Schaufenster und waren ein allgegenwärtiges Symbol, das zum Nachdenken anregte.

1988 war auch jene bemerkenswerte Zeit, in der es in Russland offi-

ziell keinen Alkohol zu kaufen gab. Daher stand weißer Schnaps und Clickpulver auf Sergejs Wunschliste ganz oben. Zusammen mit heißem Wasser ergaben diese Zutaten einen improvisierten Likör, den die Russen oft noch dampfend und heiß schlürften. Diesen besonderen Likör hatte Maxi für eine bevorstehende Geburtstagsfeier zubereitet und ins Hotel Belgrad mitgenommen – dort erkannte Max übrigens völlig überrascht einen Kunden, der sich sichtlich an den mitgebrachten Geschenken aus DDR-Produktion am ersten Tag erfreute. Der Mann feierte nämlich an diesem Abend seinen Geburtstag. Nun bekam er gleich noch ein unverhofftes Geschenk, nämlich den frisch zubereiteten, hausgemachten Likör, der großen Anklang fand. Die Flaschen wurden ohne Umstände offen auf den Tisch gestellt, und die Gläser wurden mehrmals reichlich eingeschenkt und schließlich geleert. Das Hotel Belgrad war ein echtes Luxushotel, das in seiner opulenten Einrichtung einen bleibenden Eindruck hinterließ. Marmortreppen und -säulen sowie die gesamte edle Ausstattung machten diesen exklusiven Status sofort und unverkennbar deutlich. Hier verkehrten die Hautevolee Moskaus, die sich in der stilvollen Umgebung zu Hause fühlte. Diese Auserwählten hielten sich jedoch nicht immer an die erwarteten Regeln des guten Benehmens, was gelegentlich zu peinlichen Szenen führte. Einige tranken weit mehr, als sie vertragen konnten, und Verunreinigungen der mit kostbaren, farblich abgestimmten Teppichen ausgelegten Marmorstufen waren die unausweichliche und bedauerliche Folge.

Börts jedenfalls saßen mit Katharina, Sergej und deren Freunden an einem großen Tisch, der den gesamten Abend hindurch mit den feinsten, leckersten Speisen nach typisch russischer Art gedeckt war. Hier in diesem Hotel, in dem nur Gäste verkehren konnten, bei denen Geld keine Rolle spielte, gab es alles zu bestellen, was das Herz begehrte, nur keinen Schnaps aus Clickpulver. In dem großen Raum stand ein DJ bereit, der die aktuelle Palette der internationalen Musik zum Besten gab. Dafür hatte er eine hochmoderne Anlage samt beeindruckender Laserschau zur Verfügung. Die internationalen Gäste amüsierten sich ausgelassen auf der Tanzfläche, aber nicht nur dort.

Ein Tisch, an dem attraktive, junge Frauen saßen, unweit der Geburtstagsrunde, wurde von Herren unterschiedlichsten Alters immer wieder frequentiert. Diese Herren hatten es jedoch nicht auf die Tanzfläche abgesehen; stattdessen gingen sie die prunkvollen Marmortreppen hinauf und verschwanden hinter geheimnisvollen Türen, deren Ziel und Zweck nur zu erahnen war.

Die Geburtstagsrunde löste sich nach Mitternacht allmählich auf, Sergej und Katharina begleiteten Maxi und Max mit dem Wolga-Taxi zu ihrer Wohnresidenz, wo die Feier im Musikzimmer munter fortgesetzt wurde. Max wurde gebeten, auf den bereitstehenden Instrumenten für Unterhaltung zu sorgen. Allerdings hatte er im Hotel ein paar russische Wodka zu viel genossen und sah nicht mehr so klar, wie es hätte sein sollen. Er nahm die Gitarre zur Hand und wollte sie stimmen. Mal fing er oben mit der hohen Saite an, dann wieder mit der tiefen Saite, doch gestimmt bekam er die Gitarre einfach nicht. Er probierte ein paar Griffe, doch es wollte einfach nicht funktionieren. Max wunderte sich darüber, denn zu Hause konnte er sogar im Vollrausch noch auf seinen Instrumenten spielen. Nach ein paar gesungenen russischen Liedern verabschiedeten sich schließlich Sergej und Katharina und ließen Max und Maxi zur Ruhe kommen.

Am nächsten Tag griff Max erneut zur Gitarre, denn das Stimmen ließ ihm keine Ruhe. Ohne den Intus des Wodkas fiel ihm sofort auf, dass diese russische Gitarre anders aussah als seine zu Hause. Sie hatte nämlich sieben statt der gewohnten sechs Saiten, was das Stimmen für ihn zunächst so kompliziert gemacht hatte.

Nach eineinhalb Wochen bekamen Maxi und Max über ihre Gastgeber eine Vorladung zur Miliz. Sie gingen hin, ohne zu wissen, worum es ging, und machten sich schon Vorwürfe, weil sie ab und zu heimlich die Wohnung verlassen hatten. Sie hätten das nicht tun dürfen, wussten genau, dass dies für sie nicht erlaubt war. Aber das war es wohl doch nicht, dachten sie nach einer Weile. Dann kam Sergej mit der Sprache heraus. „Ihr habt zwar die Einladung und das Visum, aber ich habe vergessen, euch in Moskau anzumelden.“

Das wollte Max nicht glauben, es musste doch etwas anderes sein, was sie in diese Lage gebracht hatte. Stundenlang saß er mit Maxi auf einer rohen Holzbank an der Wand eines flaschengrün gestrichenen langen Flurs, wie Verbrecher, die auf ihr Urteil warten – warteten geduldig und erwartungsvoll auf das, was kommen würde. Sergej verweilte indessen in den Räumen der Miliz, ohne dass sie etwas von ihm hörten. Irgendwann erschien er endlich mit den Pässen und den erleichternden Worten: „Alles karascho! Es gab lange Telefongespräche mit den DDR-Behörden, aber jetzt seid ihr offiziell gemeldet.“

\*

Die ereignisreiche Zeit in Moskau neigte sich dem Ende zu, doch die Heimreise entwickelte sich unerwartet zu einem großen Problem. Trotz bereits gebuchter Tickets wurde die notwendige Ausreise genehmigung verweigert. Wiederholte Nachfragen blieben unbeantwortet, und die Gründe für die Verzögerung wurden nicht offen gelegt. Unsicherheit und Sorge breiteten sich aus. Die Dramatik der Lage verschärfte sich weiter, da Max längst hätte an seinen Arbeitsplatz zurückkehren müssen. Die Verzögerung brachte spürbare und negative Konsequenzen mit sich.

Nach zwei Tagen des Wartens, das ihnen wie eine Ewigkeit vorkam, schaltete sich schließlich Sergejs Mutter ein. Sie war damals die Chefin des Handels von Moskau und hatte offensichtlich einen besonders großen Einfluss in der Stadt, den sie nutzte, um zu helfen. Sie erwirkte die notwendige Reisegenehmigung für die beiden. Endlich durften Maxi und Max ihre Heimreise antreten, allerdings nicht im schon bezahlten Abteil 1. Klasse, sondern nur in der deutlich weniger komfortablen 2. Klasse.

Katharina sagte: „Moskau ist Moskau und DDR ist DDR“. Das hatten die zwei ja schon zur Genüge mitbekommen, denn Unterschiede gab es an jeder Ecke und das störte sie auch nicht mehr so sonderlich.

Dennoch wollten sie unbedingt nach Hause, weil ihnen die Zeit in

Moskau einfach ausgereicht hatte. Von Moskau hatten sie genug gesehen, es war beeindruckend, aber jetzt reichte es, denn langsam wurde es ihnen unheimlich.

Endlich! Nach einer zweistündigen Fahrt im Wolga-Taxi erreichten sie den Belorussischen Bahnhof. Dort wartete tatsächlich schon ein Zug, der in Richtung Frankfurt/Oder fahren sollte. Die Vorfreude war groß – doch einsteigen durften sie noch nicht. Aber gut, das waren sie ja bereits von der Hinfahrt gewohnt. Auch eine deutsche Schulkasse war vor Ort, und die Stimmung wurde zunehmend angespannt. Die Situation spitzte sich zu, als der Zug plötzlich losfuhr und nicht zurückkehrte. Die Abfahrtszeit war längst überschritten, und niemand konnte erklären, was gerade geschah. Besonders Maxi und Max wurden zunehmend nervös. War diese seltsame Aktion etwa gegen sie gerichtet?

Sergej blieb vollkommen gelassen und erkundigte sich sofort nach der Ursache. Die Verwirrung klärte sich schnell auf: Der Zug hatte lediglich rangiert und kehrte wenig später gemächlich in den Bahnhof zurück. Kurz vor der Abfahrt überraschte Katharinas Mutter Max mit einem besonderen Geschenk – einer russischen Gitarre, sicher in einer Plastiktüte verpackt. Anschließend hieß es, sich von allen russischen Freunden zu verabschieden, die extra gekommen waren, um ihnen alles Gute zu wünschen. Ein kurzer, aber herzlicher Moment des Abschieds, bevor die Rückreise schließlich begann.

Die Zugbegleiterin – Natascha stand auf ihrer Jacke – drängte ungeduldig und mit Nachdruck zum Einsteigen. Freundlichkeit schien auch bei ihr Mangelware zu sein – im Gegenteil, sie wirkte sogar noch ruppiger als ihre Kollegin Olga von der Hinfahrt.

Plötzlich musste alles ganz schnell gehen: Der Zug war verspätet und rollte bereits an, während Maxi und Max im schwankenden Abteil hastig versuchten, ihr Gepäck in die vorgesehenen Netze zu verstauen.

Da in dem Abteil zwei Doppelstockbetten vorhanden waren und sie

sich nicht sicher waren, ob sie die gesamte Fahrt allein im Abteil verbringen würden, nahm Max vorsichtshalber die obere Pritsche und Maxi die untere der einen Seite.

Alles richtig gemacht, stellten sie fest, denn in dem Moment trat auch schon ein junger Mann ein. Er war groß, schlank und hatte eine tief-schwarze Hautfarbe. „Good day“, grüßte er höflich und richtete sich in der oberen Koje Max gegenüber ein.

So eine Person mit schwarzer Haut war für einen DDR-Bürger etwas ganz Besonderes, beinahe wie ein seltenes Ereignis, das aus der gewohnten Alltagsrealität herausstach. Es war anders, als Jahre später, als ganze Fußballmannschaften aus Deutschlands Nachbarländern sich plötzlich in dieser Hautfarbe erfolgreich zeigten, ein Umstand, an den sich zu der Zeit längst jeder gewöhnt hatte, auch Max. Das war ja auch vollkommen normal geworden, nichts Außergewöhnliches mehr. Aber jetzt? Jetzt war es anders. Was Max Jahre später als vollkommen belanglos und alltäglich empfand, stieß in diesem Moment auf echtes Interesse. Die Eleganz, die dieser groß gewachsene, sportlich erscheinende Mann schon beim Besteigen des Bettes zur Schau stellte, löste in Max eine ungewohnte Aufmerksamkeit aus.

Gleich darauf folgte eine Frau mittleren Alters mit typisch russischem Aussehen und einer ruhigen, unaufgeregten Ausstrahlung. Auch sie grüßte freundlich auf Russisch, mit einem warmen Lächeln und brachte in aller Ruhe ihr Gepäck unter, ohne dabei Hektik aufkommen zu lassen. Dann lag jeder still auf seiner Pritsche und schwieg vor sich hin, während sich der Zug gleichmäßig und rhythmisch durch die weite, sich stetig verändernde Landschaft bewegte.

Max war gedanklich noch immer in Moskau gefangen, in jener Zeit, in der er eigentlich längst hätte in Deutschland sein sollen. Er begriff, dass er nur eine unbedeutende Spielfigur auf einem riesigen politischen Schachbrett war, dessen Züge er nicht beeinflussen konnte. Seine Gedanken schweiften zu seinem Parteisekretär, der stets voller Begeisterung vom „großen Bruder“ sprach, von dem die Bürger der DDR angeblich lernen sollten. Als hochrangiger Parteifunktionär des

Kombinats hätte er doch die autoritären Maßnahmen kennen müssen, die vermeintlichen Freunden aus den Bruderländern untersagten, in ihre Heimat zurückzukehren. War er tatsächlich ahnungslos gegenüber der tiefgreifenden wirtschaftlichen Stagnation seiner Vorbilder, den leerstehenden, gekachelten Geschäften, in denen es nichts zu kaufen gab? Und wenn er es wusste – hat er all das wirklich stillschweigend gebilligt?

Max war von Anfang an von einer tiefen Neugier auf die Gitarre ergriffen. Das Instrument wirkte auf ihn gleichermaßen faszinierend wie geheimnisvoll. Bereits bei seinem ersten Blick darauf fragte er sich, ob es wohl die üblichen sechs Saiten hätte – oder vielleicht sogar sieben. Seine Gedanken schweiften ab, während er sich vorstellte, wie die Gitarre klingen würde, welche Melodie er probieren würde. Doch trotz seiner Begeisterung wollte er keineswegs im Mittelpunkt stehen. Vorsichtig begann er, die verschweißte Folie zu entfernen. Das erwies sich jedoch als unerwartet schwierig. Als er erneut ansetzen wollte, fielen ihm plötzlich zwei weiße Punkte auf – die Augen seines Gegenübers. Sie fixierten ihn aufmerksam im gedämpften Licht der Kabine. Gleichzeitig bewegten sich die dunkelroten, vollen Lippen der Person, die ihn mit einer sanften, ruhigen Stimme auf Englisch ansprach. Der Tonfall wirkte sympathisch, fand Max, doch es fiel ihm schwer, dem Gesagten zu folgen. Sein Englisch war nicht sonderlich gut. Während er noch überlegte, wie er reagieren sollte, ergriff die Frau, die bislang teilnahmslos auf ihrem Bett lag, das Wort. In gutem Deutsch fragte sie:

„Deutscher?“

„Ja, Deutscher“, antwortete Max fast instinktiv. Die vertraute Sprache weckte sofort ein Gefühl von Sicherheit in ihm.

Sie erzählte dann, dass sie Ärztin in Moskau sei und Englisch und Deutsch spreche. Das traf sich für alle gut, denn sehr schnell begann ein lebhaftes Gespräch, in dem sie als Dolmetscherin fungierte.

Der Schwarze zeigte Interesse an der Gitarre, und Max gab sie ihm rüber. Geschickt und mühelos griff er mit seinen langen, eleganten

Fingern das Instrument, stimmte es präzise und begann, ein kleines Musikstück zu spielen. Sein Spiel war beeindruckend und fesselnd. Nachdem er geendet hatte, reichte er die Gitarre mit einem warmen Lächeln zurück. Seine Augen leuchteten, und in seinem Blick lag eine einnehmende Freundlichkeit.

Das anfängliche Misstrauen schwand schnell und es wurde eine gemütliche Bahnfahrt, die Maxi und Max nun nicht mehr missen wollten.

Die Überprüfung von Gepäck und Fahrkarten durch das Zugpersonal gestaltete sich als äußerst unangenehm. Die Kontrollen wurden ausschließlich von russischen Frauen durchgeführt, die dabei mit einer strengen und teilweise übertriebenen Genauigkeit vorgingen. Maxi und Max hatten Glück – bei ihnen wurde lediglich die Gültigkeit der Fahrkarten kontrolliert. Dennoch war die Anspannung groß, denn in ihrem Gepäck befanden sich unerlaubt Gold- und Silbergegenstände, die sie nicht auf der vorgeschriebenen Liste deklariert hatten. Auf dieser Liste musste der gesamte Gepäckinhalt detailliert aufgeführt werden.

Die Ärztin aus dem Abteil hingegen war deutlich weniger glücklich: Ihr Koffer wurde mit akribischer Sorgfalt durchsucht, und dabei entdeckte man nicht angegebene und offensichtlich versteckte Schmuckstücke. Auch der Schwarze wurde einer besonders strengen und überaus peniblen Kontrolle unterzogen. In seiner Geldbörse fanden die Beamten mehrere unterschiedliche Währungen, was sofort Verdacht erregte. Beide wurden daraufhin bestraft und dabei in einer zutiefst entwürdigenden Weise behandelt, die jede Menschlichkeit vermissen ließ. Dieses Zugbegleitpersonal schien in dieser kleinen abgeschotteten Welt der russischen Eisenbahn alle erdenkliche Macht ausüben zu können, und Natascha genoss es offensichtlich, ihre aktuelle Machtposition bis ins letzte Detail ausgiebig auszukosten. Ob sie wohl auch verheiratet war, fragte sich Max flüchtig und sagte sich dann doch mit einem inneren Seufzen: „Ach, was stört mich fremdes

Elend, ich habe ja schließlich meine Maxi.“

Die Ärztin aus dem Abteil hingegen war deutlich weniger glücklich: Ihr Koffer wurde mit akribischer Sorgfalt und einer geradezu pedantischen Genauigkeit durchsucht, und dabei entdeckte man nicht angegebene und offensichtlich sorgfältig versteckte Schmuckstücke. Auch der Schwarze wurde einer besonders strengen und überaus peniblen Kontrolle unterzogen, bei der man nichts dem Zufall überließ. In seiner Geldbörse fanden die Beamten mehrere unterschiedliche Währungen, darunter auch einige seltener Scheine, was sofort erheblichen Verdacht erregte und die Beamten zu einer noch intensiveren Untersuchung antrieb. Beide wurden daraufhin bestraft und dabei in einer zutiefst unwürdigen und geradezu erniedrigenden Weise behandelt, die jede Menschlichkeit und jedes Mitgefühl vermissen ließ. Dieses Zugbegleitpersonal schien in dieser kleinen, abgeschotteten Welt der russischen Eisenbahn vollkommene und uneingeschränkte Macht über andere ausüben zu können, und Natascha genoss es ganz offensichtlich, ihre derzeitige Machtposition bis ins kleinste Detail und ohne jegliche Zurückhaltung ausgiebig auszukosten. Ob sie wohl auch verheiratet war, fragte sich Max flüchtig und erlaubte sich dann doch mit einem inneren Seufzen den Gedanken: „Ach, was stört mich fremdes Elend, ich habe ja schließlich meine Maxi.“

\*

**I**m Betrieb warteten die Kollegen bereits ungeduldig auf Max. Er war schon längst überfällig, und alle waren neugierig darauf, was er von seiner großen Reise zu berichten hatte. Sogar der Parteisekretär zeigte besonderes Interesse. Er war einer der Ersten, die ins Büro kamen, setzte sich mit einem fragenden Blick gegenüber von Max und fragte gespannt: „Na, Genosse Bört, wie war es denn so bei unseren Freunden?“

Doch Max' Antwort fiel völlig anders aus, als der Parteisekretär es vermutlich erwartet hatte. „Man sagt doch bei uns immer so schön: Von Freunden lernen heißt siegen lernen“, begann Max, bevor er eine

kurze Pause machte. „Aber wenn wir ernsthaft von diesen Freunden lernen sollen – Freunden, bei denen es weder Fleisch noch Wurst gibt und kaum andere Konsumgüter erhältlich sind – dann sieht unser Sieg eher kläglich und äußerst bescheiden aus. Aus diesem Grund trete ich hiermit aus der Partei aus.“ Mit einer entschlossenen Bewegung legte er dem Parteisekretär sein Parteidokument auf den Tisch. Der Parteisekretär erhob sich wortlos, und während er das Büro verließ, sagte er nur: „Das glaube ich dir nicht, Genosse Bört.“

Damit war Max kein Mitglied der SED mehr, und dieser Schritt war sicherlich eine große und bedeutende Entscheidung in seinem Leben. Diesen Entschluss wollte er schon seit Jahren fassen und vollziehen, doch es ging bislang einfach noch nicht, da immer wieder Hindernisse oder Unsicherheiten im Weg standen. Jetzt hatte er eine Handhabe und konnte sein Handeln endlich überzeugend begründen, ohne dass er sich weiter rechtfertigen musste. Früher hätte es zu ernsten Maßregelungen geführt, die ihm in seinem beruflichen Alltag erhebliche Nachteile und Probleme bereitet hätten, was ihn unweigerlich in eine schwierige Lage gebracht hätte. Jetzt musste er abwarten und beobachten, wie sich die Situation entwickeln würde.

Seinen Kollegen erzählte Max die gleichen Dinge, die er auch dem Parteisekretär mitgeteilt hatte, allerdings ergänzte er diese um einen weiteren und bedeutsamen Gedanken: „Ich gehe fest davon aus, dass die DDR in naher Zukunft nicht mehr existieren wird. Meine Reiseerlebnisse und die Eindrücke, die ich dort gesammelt habe, weisen ganz klar darauf hin, dass eine solche Planwirtschaft langfristig keine Zukunft mehr haben kann und nicht auf Dauer stabil sein wird.“

\*

**I**n den darauf folgenden Tagen hatte Max fest damit gerechnet, dass die Betriebsleitung darauf reagieren und möglicherweise sogar ernsthafte Repressalien gegen ihn anordnen würde, wie es in solchen Fällen in der Vergangenheit oft geschehen war. Schließlich war eine

öffentliche Kritik am Staat und dem herrschenden System bis zu diesem Zeitpunkt einfach undenkbar gewesen und blieb in der Regel nicht ohne scharfe Konsequenzen für den Kritiker, der sich damit in eine gefährliche Lage brachte. Doch es geschah überraschenderweise absolut nichts, was Max zunächst nur schwer glauben konnte. Möglicherweise war die Führungsebene innerlich bereits von der Aussichtslosigkeit und dem unausweichlichen Ende der sozialistischen Planwirtschaft überzeugt. Vielleicht hielten sie es schlichtweg nicht mehr für notwendig, in einer solchen Situation noch einzutreten oder unnötige Maßnahmen zu ergreifen.

Es gab in den kommenden Wochen im Büro vermehrt lebhafte und intensive Diskussionen über Gorbatschow, seine neue Politik und Strategie sowie über mögliche politische und wirtschaftliche Änderungen, die vielleicht bevorstehen könnten und das Land grundlegend beeinflussen würden. Auf die neugierige und oft wiederholte Frage seiner Kollegen, wie denn seine sowjetischen Freunde darüber denken und welche Meinungen dort herrschen, konnte Max allerdings nur mit einem Ungewissheit ausdrückenden Schulterzucken antworten: „Sie sehen die Politik Gorbatschows sehr skeptisch. Sie sind nicht sicher, wie sich das alles entwickeln wird.“ Ein Kollege fasste es am Ende treffend zusammen: „Sie sehen ihre Felle davon schwimmen. Sie haben Angst, alles zu verlieren, was ihnen wichtig ist.“

\*

**E**s dauerte nicht mehr lange, bis zur Öffnung der innerdeutschen Grenze, ein Ereignis, das die Weltgeschichte nachhaltig prägen sollte. Am Abend des 9. November 1989 wurden in den Rundfunk- und Fernsehsendungen der DDR die denkwürdigen Worte von Günter Schabowski aus der Pressekonferenz übertragen, die für viele Menschen unerwartet kamen und für unglaubliches Staunen sorgten. Dies markierte unwiderruflich das Ende der DDR und läutete eine

neue Ära ein. Die sensationelle Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer und versetzte die Menschen in der DDR und der Bundesrepublik gleichermaßen in eine nie dagewesene Aufbruchsstimmung voller Hoffnungen und Emotionen. Zahlreiche Bürger strömten zu den Grenzübergängen, unsicher und voller Zweifel, ob die Tore tatsächlich offen stehen würden. Die Grenzsoldaten, angesichts des immer weiter wachsenden Andrangs der Massen, ließen schließlich die Menschen passieren – ein historischer Moment von unglaublicher Bedeutung, der den Weg für die Wiedervereinigung Deutschlands ebnete und die Welt unwiderruflich veränderte.

\*

## FALL DER MAUER

**A**m Tag nach der Öffnung der Grenze stürmte der sogenannte „Leiter Inspektion“, der in Wirklichkeit als Verbindungsman des Kombinats zum MfS fungierte, unangekündigt in eine Dienstberatung. Lautstark und voller Wut wetterte er gegen die Russen und die Kommunisten. Sein plötzliches, unerwartetes Auftreten versetzte die Anwesenden in einen Zustand der Fassungslosigkeit. Seine aggressiven und feindseligen Worte ließen die Zuhörer sprachlos zurück – niemand konnte recht glauben, was er da von sich gab.

Die Teilnehmer der Beratung waren gleichermaßen irritiert wie empört. „Was soll das bitte?“, fragten sich alle, denn diese Aussagen passten absolut nicht zu dem Mann, von dem sie stammten. Niemand konnte nachvollziehen, wie er eine derart abrupte Kehrtwende vollzogen hatte. Schon vor der Wende war er unter den Mitarbeitern im Betrieb alles andere als beliebt, doch mit diesem opportunistischen Verhalten machte er sich noch verhasster. Und er war nicht allein: Viele seiner Artgenossen, die einst als „glühende Kommunisten“ auftraten, schwenkten nun erstaunlich schnell um

und waren plötzlich die „mustergültigen Kapitalisten“. Es war beinahe absurd, wie nahtlos sie ihre Haltungen wechselten, als hätten sie nie etwas anderes vertreten.

\*

**M**onate später traf Max den ehemaligen Parteisekretär, der auch Direktor der Parteischule des Kombinates war und zuvor eine zentrale Rolle gespielt hatte. Das war der Mann, der Max 1988 den Reisebericht aus Moskau nicht abnehmen wollte, weil er angeblich zu kritisch war. Inzwischen erzählte er, dass er Inhaber eines Optikergeschäfts sei und ein erfolgreiches Leben in der neuen Gesellschaft führe.

Von der Ideologie des Kommunismus distanzierte er sich vollständig und zeigte keinerlei Bereitschaft, sich im Gespräch auf seine Vergangenheit einzulassen. Es wirkte, als habe er diesen Abschnitt seines Lebens gänzlich aus seinem Bewusstsein gestrichen, als würde er diese Phase entweder konsequent verleugnen oder bewusst ignorieren. Keine Thematik schien ausreichend bedeutsam, um von ihm angesprochen zu werden. Entsprechend blieben sämtliche Fragen dazu unbeantwortet, als befänden sie sich in einem Raum, der jedes gesprochene Wort verschluckt.

Ja, wie heißt es so schön? „Eine Katze fällt immer wieder auf die Beine zurück.“ Aber diese „Katzen“ hatten bei ihrem Rückflug auch gleich noch ein Säckchen Geld mit dabei, gut gefüllt und wohl verstaut. Es schien, als hätten sie nicht nur ihren Sturz elegant gemeistert, sondern dabei auch noch einiges eingesammelt, was ihnen in Zukunft zugutekommen sollte.

Auch der ehemalige „Leiter Inspektion“ war so ein Sturzpilot, einer von den Größten, die man je gesehen hat. Einmal stand er unwissend und rein zufällig an Max’ Hoftürchen und fragte nach dem Weg zu irgendeiner Person in der Nachbarschaft, als wäre er ein Fremder, der sich schlachtweg verlaufen hatte. Er war sichtlich erschrocken, als er Max erkannte, hatte sich aber erstaunlich schnell wieder im Griff und

versuchte fast schon krampfhaft, seine plötzliche Nervosität zu verbergen. Dann tat er so, als wären sie sich nie begegnet, erzählte von seinem kleinen bescheidenen Dorf, in dem er angeblich ein Häuschen besäße, und davon, dass er sich um Katzen kümmere, als wäre es das Allerwichtigste in seinem Leben. Max hätte ihn fast nicht wiedererkannt, denn Er trug einen sorgfältig gepflegten, langen Bart sowie eine große Sonnenbrille, welche sein Gesicht nahezu vollständig verbarg. Statt der altbekannten Ledermütze von früher hatte er jetzt einen breitkrempigen Hut auf, der ihm ein komplett anderes Aussehen verlieh und ihn beinahe unkenntlich machte. Aber der hinterhältige Ton in seiner Stimme, dieser schneidende Klang, ließ keinen Zweifel offen, dass es genau derselbe Mensch war. Als Max ihn beim Namen nannte, reagierte er darauf überhaupt nicht, so als hätte er es nicht gehört, und verabschiedete sich hastig, beinahe panisch. Er schien, als wäre er auf der Flucht, unfähig, auch nur einen Moment länger zu verweilen.

Die beiden waren natürlich nicht die einzigen. Auch im Betrieb bekamen die ehemals linientreuen Genossen, die früher in den Versammlungen stundenlang lange Vorträge über Parteitagsbeschlüsse, deren korrekte Umsetzung und die Bedeutung für die Gemeinschaft hielten, wieder die besten Posten zugewiesen. Die alten Machtstrukturen blieben nicht selten bestehen. So änderte sich in der gesamten Kaderabteilung so gut wie nichts, abgesehen von einer oberflächlichen Namensänderung – sie hieß jetzt Personalabteilung, was zeitgemäßer klang. Und so staunte Max nicht schlecht, als der neue Personalchef, der früher ein Abteilungsleiter in der Kaderabteilung gewesen war und dort seine Karriere gemacht hatte, seine erste große Rede vor der gesamten Belegschaft des Unternehmens hielt. Plötzlich schien er sich in der kapitalistischen Marktwirtschaft bestens auszukennen und verkündete mit offensichtlicher Überzeugung die angebliche Notwendigkeit eines drastischen Personalabbau von 4000 auf 800 Beschäftigte. Aber jeder könne immerhin mit 55 Jahren in den Vorruhestand gehen, bot er scheinbar großzügig an, und bemühte sich dabei, dies als eine großartige und großzügige Lösung zu verkaufen. Dass

dieser scheinbar wohlgemeinte Schritt dann allerdings unausweichlich in die Arbeitslosigkeit führte, verschwieg er natürlich gekonnt. Der Zynismus, der hinter diesen Worten spürbar war, erreichte eine fast unerträgliche Dimension und hinterließ bei Max einen bitteren Nachgeschmack.

Es gab zahlreiche aufrichtige Kolleginnen und Kollegen, die sich treu blieben, kompromisslos ihren Prinzipien folgten und ihren Überzeugungen standhielten – und viele von ihnen sollten letztendlich Recht behalten. Denn es war bei Weitem nicht alles schlecht. Dieser Gedanke fand mit der Zeit immer mehr Zuspruch und große Zustimmung. Zwar war die zentralisierte Planwirtschaft der DDR von Anfang an zum Scheitern verurteilt und ohne echte Zukunftsperspektive, doch dennoch entstanden in dieser Zeit auch viele positive Entwicklungen. Einige dieser Errungenschaften werden heute, sowohl hierzulande als auch im Ausland, wieder mit Anerkennung und Respekt betrachtet.

Max hatte das Glück, zu den 800 Mitarbeitenden zu gehören, die vom Betrieb übernommen wurden. Dieser Umstand gab ihm zunächst ein Gefühl von Sicherheit. Doch diese Freude währte nicht lange.

\*

## DER FREMDE

**K**urz nach der politischen Wende machte sich ein Fremder bei Einbruch der Dunkelheit vom Bahnhof Peitz/Ost auf den Weg. Er mied andere Menschen und schritt leise durch die stillen, nächtlichen Wälder, offenbar bemüht, unentdeckt zu bleiben. Sein Ziel stand fest: die verlassene sowjetische Garnison in Lieberose. Mit erstaunlicher Ortskenntnis bewegte er sich entschlossen voran. Doch als er schließlich dort ankam, schien er planlos durch das menschenleere Gelände zu streifen, bevor er einen neuen Weg einschlug, der

ihn in eine abgelegene Gegend von Lechingen führte.

In jener Nacht, die für ihn offensichtlich von großer Bedeutung war, klopfte der Mann unermüdlich gegen ein Uhr morgens an die Haustür des Bürgermeisters. Der Bürgermeister öffnete schließlich, und der Fremde sprach ihn in fließendem Russisch an, stellte sich höflich vor. Der Mann gab sich als ehemaliger Fahrer eines hochrangigen russischen Offiziers zu erkennen, der einst ein enger Freund des Bürgermeisters gewesen war. Beeindruckt und neugierig lud der Bürgermeister ihn ein. Dank seiner ausgezeichneten Russischkenntnisse, die er einst während seiner Kriegsgefangenschaft erlangt hatte, konnte er sich problemlos mit dem Fremden verständigen.

Die beiden Männer verbrachten die ganze Nacht im Gespräch. Bei Tagesanbruch war das Anliegen des Fremden klar: Er war Ukrainer und hatte in der benachbarten Garnison seinen Wehrdienst abgeleistet, bevor er zwei Jahre als Zivilist und Cheffahrer tätig war. Während dieser Zeit traf er zahlreiche einflussreiche Persönlichkeiten. Über das ukrainische Fernsehen hatte er erfahren, dass in Deutschland Arbeitskräfte gesucht wurden, und hoffte, über die ehemalige Garnison Arbeit zu finden.

Der Bürgermeister musste ihn jedoch enttäuschen und erklärte, dass dies auf diesem Weg nicht möglich sei. Er bot ihm jedoch seine Unterstützung bei der Suche nach einer privaten Arbeitsstelle an.

Max, der Nachbar des Bürgermeisters, hörte von der Geschichte und war begeistert. Er plante umfangreiche Bauprojekte und konnte die Hilfe des Ukrainers gut gebrauchen. Von diesem Zeitpunkt an reiste der Ukrainer jedes Jahr nach Deutschland, um zu arbeiten. Eines Tages fragte Max ihn nach dem Namen ihres damaligen Gastgebers aus Moskau, den er und seine Frau Maxi einst besucht hatten. Der Ukrainer kannte den Namen nur zu gut und erklärte, dass es sich dabei um den KGB-Chef der Garnison und dessen Ehefrau gehandelt hatte. Plötzlich wurde Max und seiner Frau das ungewöhnliche Verhalten ihres Gastgebers während ihres Moskaubesuchs klar.

\*

Mit 55 Jahren stand Max vor einer wegweisenden Entscheidung, die seine Zukunft maßgeblich beeinflussen sollte. Die Optionen waren alles andere als einfach: Entweder musste er eine Frührente mit einem erheblichen Abschlag von 18 Prozent in Kauf nehmen oder beim Arbeitsamt versuchen, eine neue Anstellung zu finden. Trotz dieser unsicheren Situation blieb Max seiner Lebensphilosophie treu. Sein Ziel war es, weiterhin Musik zu machen, die Möglichkeiten des Lebens so gut wie möglich auszukosten und die positiven Aspekte seiner neuen Situation zu erkennen. Mit dieser Einstellung freute er sich auf die Chancen und Freiheiten, die ihm die „Welt der unbegrenzten Möglichkeiten“ nun bot. Entschlossen, die Herausforderungen dieser neuen Lebensphase auf seine Weise zu meistern, war für Max eines klar: Sich vom Arbeitsamt in keine Richtung drängen zu lassen. Er wollte seinen eigenen Weg gehen – unabhängig und selbstbestimmt.

Mit der politischen Wende eröffnete sich für Max die Chance, einen lang gehegten Traum zu verwirklichen. Ursprünglich plante er den Bau einer kleinen Hotelanlage, für die bereits eine Genehmigung vorlag, jedoch noch keine konkrete Planung existierte. Doch das finanzielle Risiko schien zu groß, weshalb er das Vorhaben reduzierte und stattdessen eine Pension mit angeschlossenem Partyraum verwirklichte. Die neu gewonnene Freiheit der Wendezeit begeisterte und inspirierte ihn – plötzlich schien alles möglich, zumindest für diejenigen, die über die nötigen finanziellen Mittel verfügten. Während andere, wie etwa der Optiker, finanziell besser aufgestellt waren, mussten Max und Maxi pragmatisch mit ihren begrenzten Mitteln umgehen. Max, der fast sein ganzes Leben als Musiker in Kneipen verbracht hatte, erinnerte sich gerne an die schöne Zeit, die er dort erlebt hatte. Nun wollte er genau dieses Gefühl und diese Atmosphäre in sein eigenes Zuhause holen. Es lag viel Arbeit vor ihm, doch er nutzte die Zeit, die er zu Hause hatte, und investierte Tag für

Tag in sein Projekt.



Scheune



Scheune: Partyraum

Um Kosten zu sparen, griff er auf hochwertige Baumaterialien aus DDR-Produktion zurück. Diese landeten nach der Wende oft auf dem Müll, obwohl sie von überraschend guter Qualität waren und sich perfekt für seine Vorhaben eigneten. Und er hatte Glück mit seiner Familie: im Bereich des Möglichen war sie mit dabei, allen voran – Maxi. Wo einst Heu und Stroh, ein Ackerwagen und vieles mehr eingekwartiert waren entstand jetzt ein Party-Raum für 50 Personen, in dem auch getanzt werden konnte. Für Musik war immer gesorgt. Ja, und eine kleine Bar gab es auch.



*Scheune (hinten Kaminzimmer/Bar): Geburtstagsparty – Tanz bei Saxofonmusik*

Doch die Umsetzung seiner Träume war keineswegs so reibungslos, wie er es sich vorgestellt hatte. Die Bürokratie in der für Max neuen Bundesrepublik war umfangreicher und komplexer, als er es aus der DDR kannte. Um all die Vorgaben und Hürden zu meistern, musste er weitaus mehr Zeit, Energie und Geduld aufbringen, als er je erwartet hätte. Dennoch gab er nicht auf und setzte alles daran, seine Vision Wirklichkeit werden zu lassen.

Diese Pension markierte für Max den Beginn eines neuen Kapitels in seiner musikalischen Karriere. Die typischen Tanzveranstaltungen mit Live-Bands, die zu DDR-Zeiten in den Dörfern und Städten gang und gäbe waren, verschwanden nach der Wende fast vollständig – erst später kehrten sie wieder zurück. Dieser Wandel führte dazu,

dass viele Amateurtanzkapellen aufgelöst wurden. Gleichzeitig ermöglichten Instrumente, die zu DDR-Zeiten oft unerreichbar waren, das Musizieren in kleinen Formationen oder sogar als Alleinunterhalter.



Als Alleinunterhalter: links Dorffest Borschütz/Mühlberg, rechts Weihnachtsfeier Schmiede Schulze Chemnitz

Der Kauf eines Yamaha-Keyboards (PSR36) und später eines Tyros eröffnete Max die Möglichkeit, als Alleinunterhalter aufzutreten. Wenn in seiner Kneipe zu Hause keine Party stattfand, zog es ihn nach Cottbus und in die umliegenden Regionen, wo er Musik machte – gelegentlich auch in entfernteren Gegenden. Zudem war er gemeinsam mit René musikalisch unterwegs.

Hin und wieder saß Max in seiner Schänke an der Bar, genoss ein kühles Bier vom Fass und dachte darüber nach, wie er fast all seine Ziele erreicht hatte. Oft griff er dann zu seinen Instrumenten, spielte und ließ sich von den Klängen inspirieren.

\*

**E**s gibt jedoch Momente im Leben, in denen man sich fragt: Ist es Zeit, ein Projekt loszulassen und die Segel zu streichen? Dieses Innehalten war notwendig, um ehrlich zu prüfen, ob der gewählte Kurs, die Pension zu betreiben, noch der richtige war und ob die ursprüngliche Vision weiterhin trägt. Dieser Moment der Reflexion war entscheidend, um Klarheit über die eigenen Prioritäten zu gewinnen

– für alle Beteiligten individuell und unabhängig von anderen. Dabei wurde deutlich, dass diese Prioritäten nicht mehr von einem gemeinsamen Konsens geprägt waren.

Doch die Segel zu streichen, bedeutete keinesfalls, endgültig aufzugeben. Vielmehr war es eine bewusste Entscheidung, neue Wege zu gehen, die Perspektive zu wechseln und persönliche Ziele neu zu setzen. Nur durch diesen Schritt konnten langfristig Erfüllung und innere Balance gefunden werden. Und genau das gelang schließlich.

Das gemeinsame Projekt mit der Pension und dem Partyraum, in das so viel Herzblut und Leidenschaft geflossen war, verlor an Bedeutung, wurde von der Zeit überholt und geriet in Vergessenheit, denn eines Tages schlossen die Türen der kleinen Kneipe endgültig. Es fehlte an Mitstreitern, die nicht nur Begeisterung für die vielen anstehenden Aufgaben mitbrachten, sondern auch Eigeninitiative zeigten, Verantwortung übernahmen und bereit waren, sich mit vollem Einsatz einzubringen. Ohne diese Unterstützung konnte das Projekt nicht weiterbestehen und verlor schließlich seinen Herzschlag.

\*

## **NEUE WEGE**

**D**er Betrieb der kleinen Kneipe wurde zwar nicht weitergeführt, doch für Max ergab sich eine spannende neue Chance – keine vollkommen neue Richtung, sondern etwas, das ihn schon seit Langem innerlich beschäftigte. Schon in der Schulzeit hatte er eine Leidenschaft für das Schreiben von Aufsätzen und kreativen Texten. Doch im Laufe der Zeit geriet diese Begeisterung in den Hintergrund, als andere Dinge in den Fokus rückten. Viele Hobbys und Interessen nahmen seine Zeit in Anspruch, sodass für das Schreiben kaum noch Platz blieb.

Max fand andere Wege, sich kreativ auszuleben. Er probierte sich im Drechseln aus, setzte spannende Ideen in handwerkliche Projekte um

und gestaltete mit viel Einsatz den Garten, das Wohnhaus und die Scheune. Er war ja mit 55 Jahren schon in den Vorruhestand getreten und hatte täglich dafür Zeit. Nebenbei hatte er noch Hobbys wie Musik, Skat oder Schach. Doch bei all seinen Aktivitäten kamen diese Hobbys oft zu kurz. Die Zeit reichte einfach nicht aus.

Die großzügigen Freizeiten während seiner Arbeit in der Nachwendezeit boten ihm allerdings ideale Möglichkeiten, seine Ideen weiterzuentwickeln. Diese freie Zeit erlaubte es ihm, intensiv über neue Ansätze nachzudenken und verschiedene Experimente durchzuführen.

Nach der Wende gab es das ursprüngliche Tätigkeitsfeld von Max Bört nicht mehr. Die einzige vergleichbare Position, die zu dieser Zeit ausgeschrieben wurde, war die eines Werkschutzleiters. Von sage und schreibe 200 Bewerbern wurde letztendlich eine Person ausgewählt – Max jedoch nicht. Der erfolgreiche Kandidat hatte allerdings kaum Erfahrung in diesem Bereich, weshalb entschieden wurde, Max während der Einarbeitungsphase als Unterstützung zur Seite zu stellen. Was ursprünglich als Übergangslösung gedacht war, entwickelte sich zu einer Berufssituation, die nahezu ein Jahrzehnt andauerte. Max hatte in dieser Zeit kaum Verpflichtungen: Seine Hauptaufgaben beschränkten sich darauf, den jährlichen Urlaubsplan und die monatlichen Schichtpläne zu erstellen und deren Umsetzung sicherzustellen. Gelegentliche Beratungen kamen hinzu, aber die tatsächliche Arbeitsbelastung lag bei kaum mehr als zwei Tagen pro Monat. Die restliche Zeit nutzte Max produktiv für private Projekte. Er plante und projektierte eine Pension sowie eine kleine Gaststätte und kümmerte sich um die Organisation und Beschaffung des dringend benötigten Baumaterials dafür. Zudem fand er reichlich Gelegenheit, sich dem Schreiben zu widmen.

In dieser Phase entstanden zahlreiche handgeschriebene Manuskripte, die er erst Jahre später am Computer überarbeitete und finalisierte.

te. Neben dem Verfassen neuer Werke widmet sich Max bis heute intensiv der Überarbeitung seiner früheren Bücher.

In seiner aktiven Arbeitnehmerzeit hat Max des Öfteren über die Begriffe Markt- und Planwirtschaft nachgedacht. Beide hat er kennengelernt, sie waren sicher nicht im Sinne des Erfinders verlaufen und hatten mit den ursprünglichen Ideen wenig gemein.

Max hat sich intensiv mit einem der dringendsten Themen unserer Zeit auseinandergesetzt: dem Klimaschutz – genauer gesagt, mit dem Konzept der „Wildnis“. Das Ergebnis ist eine facettenreiche Roman-Dokumentation, die das Thema aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet. Besonders eindrucksvoll zeigt sie auf, wie selbst die Wildnis kommerzialisiert wird, um Profit zu erzeugen. Dabei kommen Modelle zum Einsatz, die oft auf Kosten eines gesunden Waldes entwickelt werden. Denn Wildnis bedeutet im Kern nichts anderes, als einem Wald die notwendige Pflege zu entziehen, die er braucht, um ein stabiles und gesundes Kronendach zu bilden. Doch genau das Gegenteil wird mit dem Modell Wildnis erreicht. Es gibt darüber hinaus viele andere Beispiele in der heutigen Marktwirtschaft, denen ein Ludwig Erhard mit Sicherheit nicht zustimmen könnte und die seinen Vorstellungen klar widersprüchen. Dies alles regt ungemein zum Nachdenken an und wirft in Max viele Fragen auf.

Den utopischen Roman „Retter der Welt“ hatte Max eigentlich schon während der Schulzeit begonnen und Jahrzehnte später vollendete. In der Folge entstanden weitere Werke, darunter „Träumerei im Status Quo“, das ursprünglich als erste Fassung von „Geboren, um zu leben“ veröffentlicht und später überarbeitet sowie erweitert wurde. Weitere Werke folgten, darunter das Buch „Wilhelmine“, das fast schon als Zufallsprodukt bezeichnet werden kann. Die Inspiration dazu kam von seiner Mutter Wilhelmine. Sie skizzierte ihre Gedanken in kurzen Aufzeichnungen. Der Inhalt des Buches basiert jedoch vorwiegend auf den mündlich überlieferten Geschichten seiner Mutter, die ihn bewegten.

Während Max tief in sein Schreiben versunken war, verging die Zeit wie im Flug – ehe er sich versah, stand der 80. Geburtstag schon vor der Tür. Ein bedeutender Meilenstein im Leben, dachte Max. Der sollte gebührend gefeiert werden – eine Gelegenheit, Familie, Freunde und geliebte Menschen zusammenzubringen, um auf ein erfülltes Leben voller Erinnerungen, Erfahrungen und Erfolge zurückzublicken. Ein etwas größeres Fest sollte es werden – der Tag sollte einzigartig und unvergesslich gestaltet werden. Von der Auswahl der passenden Location über die Organisation des Caterings bis hin zur Planung von unterhaltsamen Programm punkten, alles war vorbereitet, um diesen besonderen Ehrentag zu einem Highlight zu machen. Aber es gab viele Vorbereiter, auch Max war einer, er hatte seine Instrumente auch an Bord, gut so!



Beim 80. – Über 7 Brücken

Doch dann passierte etwas, womit er nicht gerechnet hatte – neben ein paar anderen unverhofften Einlagen. Eine Band – aber nicht irgendeine – kam mit Musik einmarschiert: „Na und“? Hatte er gesagt. Und als die Musikanten über 7 Brücken eine Verbindung zu Max gefunden hatten und sein Enkelsohn sagte: „Opa, dein Solo! – los! Gehe schon!“, da schnappte sich der Opa sein Saxofon, überquerte sieben Brücken und fand den Weg nicht mehr zurück. Nun ja, mit 80 kann das schon mal passieren. Vergesslich war er ja ohnehin – er hatte nämlich vergessen, das Saxofon wieder beiseite zulegen. Erst um drei Uhr morgens gelang es ihm – so erzählt man sich – da erst fand er zurück, doch da waren die Brücken längst passé.

Das solles jedoch immer noch nicht gewesen sein. Max Bört denkt über ein neues musikalisches Kapitel in seinem Leben nach.

Wird es vielleicht eine Rentnerband geben?

## **Autor**

Wolfgang Berg, geboren 1944 in Burg im Spreewald, hat dort seine Kindheit und Jugend verbracht. Er ist verheiratet und Vater von zwei Kindern sowie Großvater von drei Enkeln. Sein Beruf ist Kaufmann, seine Hobbys sind Musik und das Schreiben.



*Tauchen Sie ein in die faszinierenden Welten seiner Bücher und erleben Sie spannende Abenteuer, emotionale Höhen und Tiefen sowie unvergessliche Charaktere.*

## **WEITERE BÜCHER**

**„WILHELMINE“, biografischer Roman**

**„FRONTMANN (MUSIKER)“, autobiografischer Roman**

**„WILDNIS – ZWISCHEN WÄHRHEIT UND WAHNSINN, Regional-Krimi-Doku-Roman**

**„DER TOTE IN DER HEIDE“, Regional-Krimi**

**„DIE BRANDSTIFTER IN DER HEIDE“, Dokumentarroman**

**„RETTER DER WELT“, utopischer Roman**

**„FLUCHT IN DIE TIROLEI“, Kinderbuch**